

// Nr. 43

Wahre Verbrechen



Crime

FLAMMEN

Keiner glaubte
ihr, dass ein
Mensch so etwas
tun kann

IM OUTBACK

Lebende
Krokodile im Hof.
Tote Kängurus
im Garten.
Und ein mysteriöser
Mordfall



DIE KUNST DES BETRUGS

Gespräch
mit einer Kriminal-
psychologin



VERLOREN

Sie hatte sich immer gefragt,
was aus ihrer Tochter geworden war.
Dann kam ein Brief

JUNI/JULI 2022 DEUTSCHLAND €6,20 / ÖSTERREICH €7,10 / SCHWEIZ CHF9,90 / BENELUX €7,50 / ITALIEN, SPANIEN, FRANKREICH, PORTUGAL (cont.) €8,40 / DÄNEMARK DKK76,95 / TSCHECHIEN CZK 225



4 190180 906202

43

ARD CRIME TIME

1

CRIMETIME

CRIMETIME

CRIMETIME

CRIMETIME

CRIMETIME

4

1

2

Deutschlands spannendste
Verbrechen – die neue Doku-Serie

JETZT ANSEHEN!

ARD 1 Mediathek





Giuseppe Di Grazia,
stern-Crime-Redaktionsleiter

WAS BLEIBT ...

... wenn ein Mensch gegangen ist? Was ist sein Vermächtnis? Es sind nicht nur Dinge, die er hinterlässt, nicht nur Bilder oder Erinnerungen. Manchmal ist es auch ein unausgesprochener Auftrag. Bei den Angehörigen von Mordopfern, aber auch bei Ermittlern und Ermittlerinnen begegnet es uns häufig, dass sie dieses Vermächtnis weiterführen wollen. Sie wollen, dass die Geschichte einer Tat nicht in Vergessenheit gerät. Dass die Welt die Wahrheit erfährt. Oder dass ein Täter gefasst wird und ihm eine gerechte Strafe widerfährt. Manchmal geht es auch darum, das Opfer zu finden, um ihm eine letzte Ruhestätte zu geben.

In der Titelgeschichte dieser Ausgabe begegnen wir einer Frau, die vor Jahrzehnten schon ihre Tochter aus den Augen verloren hat, sich nun aber auf die Suche nach ihr macht, nachdem sie eine Nachricht bekommen hat. Die Suche wird ihre Mission, von der sie erst ablassen kann, wenn sie eine Antwort findet. Wir begegnen in diesem Heft auch einem jungen Mann, der glaubt, ein altes Unrecht wiedergutmachen, eine Art Erbschuld abtragen zu müssen. Und wir begegnen einem Staatsanwalt, der als Einziger das Vermächtnis einer Frau ernst nimmt, die letzten Worte, die sie noch sagen konnte, bevor sie starb. Diese Frau hat ein Verbrechen geschildert, das in seiner Bösartigkeit so unvorstellbar schien, dass keiner ihr glauben wollte. Der Staatsanwalt setzt alles daran, die Wahrheit zu beweisen, gegen alle Widerstände. Er hält den Spott der Kollegen aus und trotzt den Zweifeln der Richter und Polizisten. Er beißt sich in großer Akribie durch die Akten und beschreitet vollkommen neue Ermittlungswege. Der Mann gibt nicht auf.

Es ist ein ganz außergewöhnlicher Fall, aber in gewisser Weise ist er typisch. Denn egal, wie ein solches Vermächtnis aussehen mag: Die Menschen, die es annehmen, setzen meist sehr große Energie frei. Und ihre Geschichten sind beeindruckend.



24

Die Erinnerungen an Holzminden haben
Manfred Herrmann sehr lange geplagt



48

Die Frau, der diese
Hose gehörte,
hinterließ vor ihrem Tod
eine Botschaft,
die keiner hören
wollte

// inhalte

06/ FREUND UND BLENDER

Nicht jedes Verbrechen, über das die Polizei uns informiert, ist wirklich so geschehen. Ein Essay

08/ VERLOREN

Sie hatte ihre Tochter schon vor langer Zeit weggegeben. Oft hatte die Mutter sich gefragt, was aus ihr geworden war. Dann kam ein Brief

22/ AUS DER ASSERVATENKAMMER

Ein wütender junger Mann greift zur nächstbesten Waffe

24/ UNTER BRÜDERN

Der Einsatz schien Routine. Doch die Mörder warteten bereits

38/ DAS SCHÖNE UND DAS WAHRE

Er wuchs auf im Bordell, lebte wie ein Bohemien und malte wie Picasso. Besuch bei Frankreichs bestem Fälscher

48/ IN FLAMMEN

Es war unvorstellbar, was die Frau erzählte. Niemand wollte ihr glauben, dass ein Mensch zu so etwas imstande ist

62/ DIE JÄGERIN

Ihre Aufgabe: Videos anzuschauen. Das Ziel: Kinder zu retten

68/ DAS VERMÄCHTNIS

Ein junger Künstler in Kalifornien. Ein 63-Jähriger im Todestrakt. Und die Frau, die beider Schicksal prägte

78/ BILDER, DIE SPRECHEN

Vergewaltigte Frauen werden oft zum Schweigen verdammt. Eine Fotografin ließ sie in Haiti ihre Geschichten selbst inszenieren



Gerade mal 13 Leute lebten in diesem Nest in Australiens Outback. Einer von ihnen verschwand spurlos

108



08

Jahrzehntelang hatte die Mutter nur eine trübe Vorstellung von ihrer Tochter gehabt



92/ DIE KUNST DER VERFÜHRUNG

Betrüger geben uns ein gutes Gefühl. Kriminalpsychologin Helga Ihm hat sie studiert. Ein Gespräch

100/ VOR ALLER AUGEN

Sie haben alles im Blick. Nur nicht den Mörder in ihren eigenen Reihen

108/ IM OUTBACK

Ein irres Kaff. Sie halten sich Krokodile im Hof. Sie werfen tote Kängurus in Nachbars Garten. Und dann ist da noch die Sache mit Paddy

124/ MEIN BILD

Als unser Reporter eines Tages in die Redaktion geht, sieht er ein Absperrband im Wind flattern. Vor dem Verlagsgebäude ist ein Mord geschehen

126/ „MANCHE SZENEN HABEN MIR SELBST NICHT GUTGETAN“

Werkstattgespräch mit dem schwedischen Autor Niklas Natt och Dag

138/ EIN PROMINENTER FALL

Torfrau Hope Solo und die Dinge, die sie nicht in den Griff kriegt

03/ EDITORIAL

132/ BÜCHER UND FILME

134/ LESERBRIEFE

136/ DAS TEAM, IMPRESSUM

DEIN FREUND UND BLENDER

Ohne die Pressearbeit der Polizei wüssten wir kaum etwas über Verbrechen.

Manchmal erfahren wir durch sie aber auch von Verbrechen, die

VON KERSTIN HERRNKIND

Es war 0.25 Uhr, als das Mobile Einsatzkommando der Hamburger Polizei die Wohnungstür von Udo H. aufbrach. Er stand im Flur, gab einen Schuss aus der Gaspistole ab, weil er die Beamten für Einbrecher hielt. Einer schoss zurück. Udo H. starb. Er war 41 Jahre alt. Sein Sohn war sechs.

„MEK erschießt mutmaßlichen Dealer – Polizei: Notwehr!“, stand über dem Artikel, den ich damals, 1999, für die Lokalpresse schrieb. Die Polizeipressestelle hatte behauptet, Udo H. sei ein schwer bewaffneter Drogendealer gewesen, der bei einem berechtigten Einsatz ums Leben gekommen sei. Das war gelogen. In seiner Wohnung waren 13 Gramm Haschisch gefunden worden. Eigenbedarf. Udo H. kiffte, war bei der Polizei als Querulant bekannt. Ein Dealer war er nicht, er besaß auch keine scharfen Waffen. Die Gaspistole kaufte er sich, nachdem ein Mann ihm die Tür eingetreten hatte. Aufgrund eines anonymen Tipps hatte sich die Polizei einen Durchsuchungsbefehl besorgt. Ohne Udo H. zu observieren. Sie war einem Denunzianten aufgesessen. Udo H. hatte das mit dem Leben bezahlt. Und ein Polizist war in die Not gebracht worden, einen Menschen zu erschießen. Damals war ich seit sechs Jahren Redakteurin und hatte mich schon oft über Polizeipressestellen geärgert. Weil sie zu langsam waren. Oder nur spärliche Infos rausrückten. Im Fall Udo H. wurde mir klar: Die Polizei lügt, um ihren Ruf zu retten.

Als Behörde ist sie verpflichtet, die Öffentlichkeit sachlich, richtig und neutral zu informieren. Nicht jede Falschmeldung ist Absicht. Die Gründlichkeit fällt der Hektik im Alltag schon mal zum Opfer. Das ist menschlich. Trotzdem: Jede falsche Meldung verspielt Vertrauen, nicht nur bei den Medien, sondern auch in der Bevölkerung. Mitunter geht die Polizei auch



Ein Notizheft für Beamte, mit einem Satz,
der nicht von jedem als Selbstironie
verstanden wird

einen Schritt weiter, missbraucht ihre Macht, wenn sie versucht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, Politik in eigener Sache zu machen oder Menschen zu erziehen, wie Anfang dieses Jahres in Berlin.

An einem Samstagabend alarmierte die 17-jährige Dilan S. die Polizei, klagte, sie sei von sechs Erwachsenen angegriffen worden. In der Hauptstadt hat die Polizei täglich mehr als 2000 Einsätze zu bewältigen. Von den meisten bekommt die Öffentlichkeit nichts mit. In diesem Fall jedoch schrieb die Pressestelle extra eine Meldung für die Medien. „Bei einem Streit über eine fehlende Mund-Nase-Bedeckung wurde gestern Abend in Prenzlauer Berg eine 17-Jährige verletzt... Nach Angaben der Jugendlichen sei es daraufhin erst zu einer verbalen Auseinandersetzung gekommen, und sie sei von zwei Frauen aus der Gruppe rassistisch beleidigt worden.“ Die Meldung wurde von vielen Medien verbreitet. Der erhobene Zeigefinger war nicht zu übersehen: Zu so was kann

gar nicht geschehen sind

es kommen, wenn man keine Maske trägt! Die Polizei, dein Freund und Erzieher.

Wenig später lud Dilan S. ein Video bei Instagram hoch. „Da die Presse mir keine andere Wahl lässt, die Wahrheit verdreht und Lügen über mich verbreitet, muss ich mich so an die Öffentlichkeit wenden“, sagte das Mädchen. Unter Tränen schilderte sie den Angriff. Sie habe eine Maske getragen. Die Gruppe habe sie zusammengeschlagen, weil sie Ausländerin sei. Daraufhin sprach die Polizei von einem Missverständnis und suchte nun wegen „rassistischer Beleidigung und Körperverletzung“ nach Zeugen.

Es ist wohlfeil, den Medien in solchen Fällen vorzuwerfen, sie dürften Polizeimeldungen nicht ungeprüft übernehmen. Meistens ist es nicht möglich, sie zu verifizieren. Die Polizei anonymisiert die Daten, verrät gerade mal das Alter von Beteiligten, sodass kaum eine Chance besteht, sie zu finden. Dank Social Media haben Betroffene heute aber die Möglichkeit, ihre Sicht der Dinge zu schildern. Und das ist manchmal auch dringend nötig.

Richtig schmutzig wird es in Fällen, in denen Falschmeldungen genutzt werden, um Politik in eigener Sache zu machen. „Lebensgefahr für unsere Kollegen. Dieser Handknauf in der #Friedel54 wurde unter !Strom! gesetzt“, twitterte die Polizei 2017 während der Räumung eines linken Szeneladens in Berlin. Kurz darauf meldeten die Einsatzkräfte per Funk „kein Strom auf einer Klinke“, wie eine Anfrage im Abgeordnetenhaus später verriet. Die Polizei korrigierte ihre Fake News aber erst am nächsten Tag. Da hatten schon mehrere Medien über den „Mordversuch“ auf die Beamten berichtet.

Dass die Berliner Polizei den Vorfall und die Gefährlichkeit der Ladenbetreiber bewusst überdramatisiert hat, um ihren umstrittenen Großeinsatz gegen die linke Szene zu rechtferigen, ist schwer zu beweisen. Unstrittig ist aber, dass die Gewerkschaft der Polizei die Falschmeldung der Kollegen sofort für sich zu verwerten wusste – in einer Pressemitteilung, als

weiteres Beispiel dafür, wie gefährlich dieser Job sei. Nicht zuletzt derartige Schreckensberichte haben 2017 dazu geführt, dass der Bundestag die Strafe für Widerstand gegen Vollstreckerbeamte verschärft hat. Kritiker beklagten damals, es würden drakonische Strafen eingeführt, obwohl keineswegs klar sei, dass die Gewalt so sehr zugenommen hat, wie es ungenaue Polizeistatistiken und spektakuläre Medienmeldungen erscheinen lassen. Tatsächlich wird selbst an Polizeihochschulen gelehrt, dass mehr als 99 Prozent der Polizeieinsätze in Deutschland ohne körperliche und verbale Gewalt verlaufen und Taxifahrer, Pflegekräfte in der Psychiatrie, Lehrer, Prostituierte und Sozialarbeiter häufiger angegriffen werden. Die Meldung über den Mordversuch hätte diesem Eindruck deutlich widersprochen – wenn sie denn gestimmt hätte.

Auch in einem anderen Fall ging der Versuch, Politik zu machen, nach hinten los. Mit dem Segen der Deutschen Forschungsgemeinschaft leitet der Kriminologieprofessor Tobias Singelnstein eine Studie über Körperverletzungen im Amt und Rassismus bei der Polizei. Schon die Zwischenberichte waren wenig schmeichelhaft: People of Color fühlen sich häufig von der Polizei diskriminiert, erstatten aber selten Anzeige, weil sie sich keine Chance ausrechnen.

Friedel Durben, Direktor der Hochschule der Polizei Rheinland-Pfalz, schickte Anfang 2021 über seine Pressestelle einen „elektronischen Brief“ an alle Polizeihochschulen. Die Studie schade dem „Image“ der Polizei. Durch „Kommentare und klarstellende Artikel“ müsse man versuchen, das öffentliche Bild geradezurücken. Mehr als 100 Wissenschaftler, Juristen, Journalisten und sogar Polizisten unterschrieben einen offenen Brief „gegen die Diskreditierung unabhängiger Polizeiforschung“. Durben zog seinen Brief zurück.

Warum scheint der Polizei manchmal fast jedes Mittel recht zu sein, sobald ihr Image infrage gestellt wird? Der Polizist Dirk Heidemann erklärt es so: Die Polizei versteht sich „als Institution mit auferlegtem Heiligenschein“ und glaubt: „Wir sind doch die Guten.“ Wer auf der richtigen Seite steht, darf schon mal über die Stränge schlagen. Heidemann, der an der Polizeihochschule Führungslehre unterrichtet, hat auch ein „Muster“ erkannt, mit dem die Polizei gern Kritik abwehrt. Zuerst beklage sie den „Generalverdacht“, dem sie ausgesetzt sei. Dann verweise sie auf ihre Kompetenz: „Aufgrund ihrer Expertise auf dem Feld der Sicherheit“ nehme die Polizei für sich in Anspruch, „als Einzige die Fähigkeit“ zu besitzen, „einen Sachverhalt objektiv zu beurteilen und daraus abzuleiten, was als Wahrheit anerkannt werden kann“. Wenn sich Fehler nicht mehr leugnen ließen, tue die Polizei sie als „Einzelfälle“ ab. Heidemann hält diese Abwehrstrategie für falsch. Die Polizei versperre sich „den selbstkritischen Blick“ und verhindere „die notwendige professionelle Auseinandersetzung mit Kritik“. Recht hat er. Aber ob er gehört wird? ●



stern-Reporterin Kerstin Herrnkind ist trotz aller Kritik, die sie an der Polizei hat, ein großer Fan: In ihren Augen gehört die deutsche Polizei zu den besten der Welt





Sie hatte ihre Tochter schon
vor langer Zeit weggegeben.
Oft hatte sie sich gefragt,
was aus ihr geworden war.

Dann kam ein Brief

V E R L O R E N

VON NILE CAPPELLO FOTOS VERONIKA TUMOVA

ERSTER TEIL

Für die meisten Menschen in Holland, Michigan, gab es an diesem Samstag, dem 11. März 1989, nichts Bemerkenswertes. Der Raureif auf den Leitern der Wassertürme taute in der Sonne, Mütter gossen Milch über die Cornflakes der Kinder, die sich eine Folge ihrer Lieblingszeichentrickfilme nach der anderen anschauten. Väter, die am Wochenende nicht freihatten, fuhren mit ihrem Pick-up zur Arbeit bei den Automobil- und Bauunternehmen des 30 000-Einwohner-Städtchens.

Für Dennis und Brenda Bowman war dieser 11. März der Tag, an dem sie ihre 14 Jahre alte Tochter Aundria zum letzten Mal lebend sahen.

Der Anruf bei der Polizei kam von Dennis. Er sei von der Arbeit im Sägewerk nach Hause gekommen, und da sei Aundria weg gewesen. Auch einige ihrer Sachen hätten gefehlt sowie 100 Dollar aus seiner Kommode. Aundria, die ältere von zwei Töchtern, sei ein schwieriger Teenager. Die Bowmans hatten sie als Säugling adoptiert. Sie habe sich zuletzt immer wieder mit ihrer Mutter gestritten und sei auch schon einmal von zu Hause weggelaufen.

Die Polizei übergab den Fall dem Jugendamt, weil sie davon ausging, dass Aundria eine Ausreißerin war. Allerdings kursierten schon länger Gerüchte über die Familie. In der Middle School war Aundria mal mit blutendem Handgelenk in den Schulbus gestiegen, woraufhin einige Kinder über einen Selbstmordversuch tuschelten. Man erzählte sich auch so einiges über Dennis, einen ehemaligen Navy-Soldaten mit rötllich braunem Haar, Spitzbart und Nickelbrille, und über seine Frau Brenda, eine korpulente Frau mit lockiger Ponyfrisur, die früher in der Schmuckabteilung im Kaufhaus Meijer gearbeitet hatte. Es hieß, sie hätten Aundria misshandelt. Aber so etwas kümmerte hier niemanden. Familienangelegenheit.

15 Monate vor Aundrias Verschwinden hatte Brenda ihre Tochter Vanessa zur Welt gebracht. Aundria hatte sich auf-

Dieser Artikel erschien erstmals im August 2021 in The Atavist Magazine. Fotos: Veronika Tumova/VOZ/Image, Cathy Terkianian



Aundria Bowman wuchs auf dem Land in
Sie war gewissermaßen ein
adoptiert. Später wurde das Verhältnis



Michigan auf.
Wunschkind: Ihre Eltern hatten sie
schwieriger

opferungsvoll um das Baby gekümmert. Während ihre Schulfreundinnen nachmittags zum Sport gegangen waren, hatte sie Windeln gewechselt und Milchfläschchen ausgespült. Und so wie andere Mädchen in ihrem Schulrucksack ein Polaroid von ihrem Schwarm aufbewahrten, hatte Aundria darin ein Foto ihrer kleinen Schwester gehütet.

Wahrscheinlich hatte sie nun vom engen Familienleben genug gehabt, vermuteten die Leute.

In den Monaten nach dem Verschwinden meldete sich Aundrias Mutter Brenda immer wieder bei der Polizei. Ende März sagte sie, Aundria sei in einem Supermarkt gesichtet worden. Im Juni erzählte sie, Aundria sei in einem Haus im Ort mit einer Gruppe junger Männer gesehen worden. Und im Oktober habe eine Freundin Aundria in einer Schlange im Kaufhaus Meijer entdeckt, schwanger und mit gefärbtem Haar. Die Polizei ging den Hinweisen nach, erfolglos.

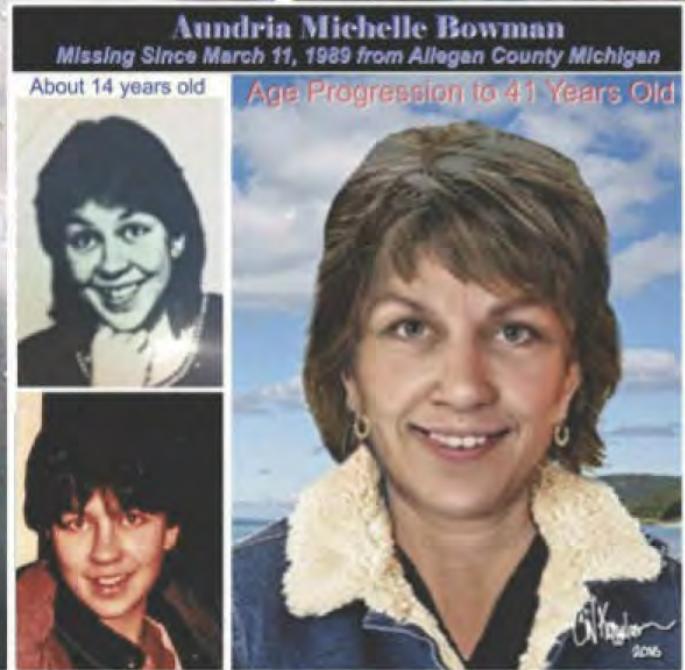
Während ihre Mitschüler auf dem Abschlussball feierten, zu arbeiten begannen oder sich am College einschrieben, blieb Aundria für immer 14. In der Erinnerung der meisten überdauerte ein einziges Foto von ihr. Man hatte es der Polizei zur Veröffentlichung gegeben: Aundria in einem Fotostudio, vor einem blauen Hintergrund sitzend. Ihr Blick geht knapp an der Kameralinse vorbei, ihre grünen Augen schauen hoffnungsvoll nach oben, Strähnen ihres dunklen, wirren Haares hängen ihr in die Stirn. Mit ihrem leicht schiefen Lächeln wirkt sie wie schwebend zwischen Jugend und Erwachsensein.

Als vier Jahre später, 1993, die Band Soul Asylum ihren Song „Runaway Train“ veröffentlichte und das dazugehörige Video mit Fotos und Namen vermisster Kinder aus ganz Amerika weltweit ein Hit wurde, war in der Michigan-Version auch dieses Bild von Aundria zu sehen. Der Regisseur Tony Kaye würde 20 Jahre später in einem Interview sagen, dass das Video geholfen habe, mehr als zwei Dutzend vermisster Kinder zu finden.

Aundria Bowman würde nicht dazugehören.

Carl Koppelman hätte nie gedacht, dass er sich mal mit Kriminalfällen beschäftigen würde. Bis 2009 arbeitete er als Buchhalter. Als es seiner Mutter immer schlechter ging, wurde er im Alter von 46 zum Vollzeitpfleger. Er fuhr sie zu Arztterminen und verabreichte ihr Medikamente. Wenn er sich mal nicht um sie kümmerte, war er online, erkundete Foren, neue Websites und soziale Medien. Wie viele andere interessierte sich auch Koppelman für den Fall von Jaycee Dugard.

Als Elfjährige war sie 1991 in der Nähe ihres Elternhauses entführt und daraufhin im ganzen Land gesucht worden, bis der Fall schließlich zu den Akten gelegt wurde. 2009 war sie plötzlich wieder da. Der verurteilte Sexualstraftäter Phillip Garrido und seine Frau Nancy hatten sie 18 Jahre lang in ihrem Haus gefangen gehalten. Dugard hatte in der Zwischenzeit zwei Töchter von Garrido bekommen. —



Carl Koppelman hatte nie gedacht, dass er mal zum Hobbydetektiv würde. Aber er stieß auf ein paar Fälle, die ihn nicht losließen. Wie diese eine Vermisstensache

Beim Stöbern stieß Koppelman auf das Forum Websleuths, in dem sich Hobby-Kriminalisten über ungelöste Fälle austauschen. Er begann auch, sich durch die Listen der Vermissten und nicht identifizierten Toten der Datenbank „NamUS“ zu scrollen. Oft bis tief in die Nacht saß er vor seinem Computer in einer spärlich beleuchteten Ecke des Vororthauses seiner Mutter in El Segundo, Kalifornien, und verglich die Merkmale von Vermissten mit denen von nicht identifizierten Toten, in der Hoffnung, eine Übereinstimmung zu finden.

Weil der Zustand der Leichen es Angehörigen häufig schwer machte, sie zu identifizieren, kam Koppelman, der gern Porträts zeichnete, eine Idee. Eines Tages, während seine Mutter schlief, installierte er die Bildbearbeitungssoftware Corel-Draw. Er fing an, auf Basis von Leichenbildern lebensechte Darstellungen von nicht identifizierten Toten zu zeichnen. Mithilfe der Software öffnete er ihnen die Augen, richtete eingefallene Wangen. Bei Verwesten versuchte er, Gesichtsstrukturen wiederherzustellen. Er wollte die Toten erkennbarer machen – für Angehörige und für Ermittler. Die fertigen Zeichnungen schickte Koppelman an NamUS und postete sie bei Websleuths. Schließlich begann sogar die Polizei, mit ihm zusammenzuarbeiten. Dank seiner Zeichnungen konnten einige Cold Cases gelöst werden.

Ein Fall, der ihn nicht losließ, war die unbekannte Tote aus Racine County. Man hatte sie 1999 am Rande eines Maisfelds in Wisconsin gefunden, da war die junge Frau gerade mal zwölf Stunden tot. Der Regen hatte sämtliche Spuren wegge-

spült. Wahrscheinlich war die Frau woanders ermordet und hier nur abgelegt worden. Bei der Autopsie stellte man fest, dass sie über lange Zeit misshandelt worden war: Die Leiche wies Knochenbrüche und ein Blumenkohlohr auf sowie Hinweise auf sexuelle Gewalt. Niemand wusste, wer sie war.

Koppelman las alles, was er über die Unbekannte finden konnte. Er erfuhr, dass sie haselnussbraune Augen hatte, zwei Piercings in jedem Ohr und kurzes, rötlich braunes Haar. Sie war 1,72 Meter groß, 55 Kilogramm schwer und zum Todeszeitpunkt zwischen 18 und 30 Jahre alt gewesen. Auf NamUS gab Koppelman einige allgemeine Suchkriterien ein – Geschlecht, Alter, Fundort – und klickte sich durch die Vermisstendatenbank.

Er stieß auf Aundria Bowman.

Einige Körpermerkmale stimmten mit der Unbekannten aus Racine County überein. Auch das Alter: Aundria wäre 1999, als die Frau getötet wurde, 25 Jahre alt gewesen. Aundrias Heimatort Holland liegt am Lake Michigan, mit dem Auto waren es nur vier Stunden nach Racine auf der gegenüberliegenden Seite des Sees. Koppelman legte Autopsiefotos der Unbekannten über Aundrias Bild. Die Ähnlichkeiten markierte er rot.

Er erzählte der Polizei von seiner Entdeckung. Die beschloss, die DNA der Leiche mit der eines Familienangehörigen von Aundria zu vergleichen. Dazu musste ihre leibliche Mutter gefunden werden. Und das konnte dauern.

Koppelman durchforstete währenddessen das Internet nach allem, was er über Aundria finden konnte. Ende 2012



machte er einen überraschenden Fund. Bei Classmates.com stieß er auf ein Profil unter ihrem Namen. Lebte Aundria? Versuchte sie, alte Schulfreunde zu finden? Und falls sie es nicht selbst war, wer dann?

Cathy Terkanians Mutter hatte sechs Kinder von drei Männern. Terkanians Stiefvater war bei der Navy, die Familie zog siebenmal um, bevor Cathy in die siebte Klasse kam. Der Stiefvater war oft für längere Zeit abwesend, Cathys Mutter Shirley mit der Betreuung der Kinder überfordert. Niemand kümmerte sich um Cathy. Mit zehn Jahren wurde sie von einem Bekannten der Familie missbraucht, mit zwölf von einem Teenager vergewaltigt.

1972 verließ Cathy Terkanian die Familie. Sie war 14, ging ohne Gepäck, ohne Geld und ohne sich zu verabschieden, auch hatte sie kein Ziel. Sie trampete erst mal von Virginia nach Tennessee. An der Busstation in Memphis fiel ihr ein Reisender mit buntem Glasperlenschmuck auf. Er erwähnte eine Party in New Orleans, den Mardi Gras. Am nächsten Tag kam Terkanian im „Big Easy“ an, wo Menschen in den Straßen lachten und Lieder sangen.

Sie war dort nicht die einzige Ausreißerin. Sie traf auf ein wahres Netzwerk junger Leute, die sich gegenseitig halfen, Schlafmöglichkeiten und Jobs anboten. So lernte sie Randy Badger kennen, einen 19-Jährigen, der von Los Angeles hierher getrampt war. Die beiden machten fortan alles gemeinsam. Zum ersten Mal lebte Cathy Terkanian ihr Leben so, wie sie es wollte.

Im Dezember 1972 reisten Terkanian und Badger nach South Carolina, wo Minderjährige legal heiraten konnten. Cathys Eltern erteilten ihr nur zu gern die Einwilligung. Ihre Mutter war froh, wenn sich die Polizei künftig bei jemand anderem meldete, falls ihre Tochter in Schwierigkeiten war. Kaum ein Jahr später stellte Cathy fest, dass sie schwanger war. Am 23. Juni 1974 brachte sie eine gesunde Tochter zur Welt. Sie nannte sie Alexis nach der Schauspielerin Alexis Smith.

Während Cathy arbeitete und sich um Alexis kümmerte, schien Randy sich mehr für Partys zu interessieren. Als Alexis fünf Monate alt war, kam Cathy von der Arbeit nach Hause und fand Randy mit einer anderen Frau auf der Couch, während Alexis allein und ohne Windeln im Nebenzimmer weinte. Cathy beschloss zu gehen. Sie fuhr heim nach Virginia.

Am Busbahnhof in Norfolk wartete ihre Mutter, aber statt ihre Tochter zu umarmen und Alexis ein Küsschen auf ihr Pausbäckchen zu drücken, musterte sie die beiden von oben bis unten und verzog das Gesicht.

Es stellte sich heraus, dass Shirley an Brustkrebs erkrankt war und nur noch fünf Jahre zu leben hatte. Cathy wurde klar, dass ihre Mutter von ihr erwartete, für ihre Geschwister zu sorgen. Shirley machte ihrer Tochter deutlich, dass sie nicht auch noch ein eigenes Kind betreuen konnte. Eines Tages sagte sie wie nebenbei: „Du hast übrigens keine Baby-nahrung mehr im Haus. Wie willst du denn dieses Kind groß-kriegen?“ Der Samen war gesät, und mit der Zeit keimten Cathys Zweifel.

So war Cathy Terkanian letzten Endes bereit, Alexis zur Adoption freizugeben. Shirley kümmerte sich um die Formalitäten und versicherte ihrer Tochter, Alexis werde durch die Vermittlung katholischer Organisationen in eine gute Familie kommen. Bald darauf verließ Cathy ein zweites Mal ihr Elternhaus. Dieses Mal, so hoffte sie, würde alles anders. Sie besuchte eine Krankenpflegeschule und lernte ihren heutigen Mann kennen. Die Ehe blieb kinderlos. Mehr als 30 Jahre lang hatte Cathy keine Ahnung, was aus ihrer einzigen Tochter geworden war. Sie hoffte, dass es ihr gut ging und dass Alexis' Adoptiveltern wussten, welches Glück sie hatten.

Es war im April 2010, Cathy Terkanian lebte inzwischen in Massachusetts, als sie einen Brief erhielt, der ihr Leben auf den Kopf stellte. Der Brief kam von einem Sozialarbeiter, der erklärte, Alexis sei 1989 aus dem Haus ihrer Adoptiveltern in Michigan verschwunden. Er schrieb, dass die Polizei einer neuen Spur nachgehe und dass es sich bei einer unbekannten Toten, die man in Wisconsin gefunden habe, um Alexis handeln könnte. Darum brauche die Polizei eine DNA-Probe von Terkanian.

Cathy war überrascht, weil der Brief nur wenige Informationen enthielt. Weder den Adoptivnamen von Alexis noch die Stadt, in der sie gelebt hatte. Keine polizeilichen Kontakt-daten oder Einzelheiten zu ihrem Verschwinden. Sie war 14 gewesen, als man sie zuletzt gesehen hatte – im selben Alter war auch Cathy damals von zu Hause wegelaufen. Cathy war bereit, eine DNA-Probe abzugeben.

Und sie wollte wissen, was ihrer Tochter zugestoßen war.

Sie suchte im Internet nach Informationen über vermisste Kinder in Michigan. Es dauerte nicht lang, bis sie auf ein Mädchen aus der Kleinstadt Holland stieß, dessen Geburtsdatum und physische Beschreibung mit der von Alexis übereinstimmte. Als Cathy Terkanian das Foto von Aundria Bowman sah, dachte sie: Dieses Mädchen muss meine Tochter sein.

Sie las, dass Alexis als Baby in der Obhut des Sozialamts von Virginia gelandet war. Jemand, vermutlich Shirley, hatte angegeben, Alexis sei mit einem fetalen Alkoholsyndrom geboren worden und ihre Mutter habe während der Schwangerschaft LSD genommen – beides Lügen, sagt Terkanian heute. Weil sie hoffte, Kontakt zu alten Freunden ihrer Tochter zu bekommen, richtete sie eine Facebook-Seite namens „Find Aundria“ ein. Und sie eröffnete in Aundrias Namen ein Konto bei Classmates.com. Eines Tages meldete sich dort ein Mann, der kein ehemaliger Schulkamerad ihrer Tochter war: Carl Koppelman.

Bald telefonierten die beiden erstmals miteinander. Terkanian sprach auch mit anderen Onlinedetektiven. Alle warteten auf die Ergebnisse des DNA-Abgleichs. Ob es wohl eine Übereinstimmung mit der unbekannten Toten aus Racine County gab?

Terkanian kontaktierte in der Zwischenzeit einen pensionierten Ermittler aus Michigan, der mit Aundrias Fall vertraut war. „Man hat den Fall von Anfang an verpfuscht“, habe er gesagt, erinnert sich Terkanian.

Er habe auch gesagt: Die Person, die Terkanian genauer unter die Lupe nehmen solle, sei Aundrias Stiefvater Dennis Bowman.

TEIL ZWEI

An einem sonnigen Morgen im Mai 1980 war eine 19-jährige Frau mit ihrem Fahrrad nördlich von Holland, Michigan, unterwegs, als ein Motorradfahrer sie von der Straße drängte. Der Mann befahl ihr, mit ihm in den Wald zu gehen. Weil sich die junge Frau nicht rührte, zog der Mann eine Waffe, feuerte einen Schuss knapp an ihr vorbei und wiederholte seinen Befehl. Sie rührte sich noch immer nicht. Die zweite Kugel schlug vor ihr auf dem Boden ein. Der Mann sagte, das nächste Mal werde er höher zielen.

In dem Moment fuhr ein Auto vorbei. Der Motorradfahrer schaute sich um. Die junge Frau rannte zu ihrem Rad und fuhr, so schnell sie konnte, weg. Es gelang ihr, jemanden mit einem Pick-up anzuhalten, der sie nach Hause brachte. Ihre Eltern verständigten die Polizei, und die junge Frau gab eine Beschreibung des Mannes: weiß, Brille mit getönten Gläsern, blauer Helm. Hinter dem Sitz seines Motorrads sei ein schwarzes Topcase montiert.

Noch am selben Tag konnte die Polizei einen Verdächtigen festnehmen. Die junge Frau schaute ihn nur einmal an und bestätigte, dass er der Angreifer sei. Es war Dennis Bowman, der damals bereits Familievater war. Aundria war zu dem Zeitpunkt fünf Jahre alt.

Dennis Bowman wurde verurteilt. Ein Richter stellte fest, dass Bowman vermutlich eine Gefahr für Frauen sein werde, wenn er freikäme. Dennoch saß Dennis Bowman nur die Mindeststrafe von fünf Jahren ab.

Brenda hielt damals zu ihrem Mann, und sie tat es auch später, 1998. In jenem Jahr schrillte in Dorr, Michigan, die Alarmanlage am Mobile Home der 28-jährigen Vicki Vanden Brink, als diese gerade nicht zu Hause war. Ein herbeigeeilte Polizist sah Bowman zur Hintertür hinausrennen. Die Bowmans waren 1989, kurz nach Aundrias Verschwinden, ins nahe gelegene Dörfchen Hamilton gezogen, doch Dennis erzählte dem Beamten, er wohne vorübergehend bei Vanden Brink. Der Beamte ließ ihn laufen. Vanden Brink ließ die Lüge bald auffliegen.

Die Polizei durchsuchte Bowmans Haus. Versteckt auf einem Dachboden fand man einen Seesack mit Damenunterwäsche, die Vanden Brink gehörte, und ein Gewehr mit kurzem Lauf sowie ein schwarzes Sweatshirt und eine Maske.

Bowman bekannte sich schließlich des Einbruchs schuldig. In den Akten finden sich mehrere positive Einschätzungen von Fürsprechern, unter ihnen der Leiter einer Gruppentherapie für Sexualstraftäter, an der er teilgenommen hatte, die Grundschullehrerin seiner Tochter Vanessa und seine Frau Brenda. Bowman selbst beschrieb sich in einer Einlassung als einen seit 28 Jahren glücklich verheirateten Mann mit zwei Töchtern, eine 25, die andere elf Jahre alt.

Unerwähnt ließ er, dass die ältere seit mehr als zehn Jahren vermisst war.

Nachdem sie den Hinweis des pensionierten Ermittlers bekommen hatte, beantragte Cathy Terkanian Einblick in Dennis Bowmans Vorstrafenregister. Als es so weit war, überkam sie eine schreckliche Gewissheit: „Beim Lesen der Dokumente sagte ich mir: ,O Gott, dieser Mann hat meine Tochter getötet.“

Auf Facebook beschuldigte sie Bowman, für Aundrias Verschwinden verantwortlich zu sein. Er gehöre hinter Gitter.

Doch wenn sie recht hatte: Konnte es sich bei der Toten aus Racine County dann wirklich um Aundria handeln? Die Frau war erst zehn Jahre nach Aundrias Verschwinden ermordet worden. Hatte Bowman seine Tochter nach so langer Zeit aufgestöbert, um sie umzubringen?

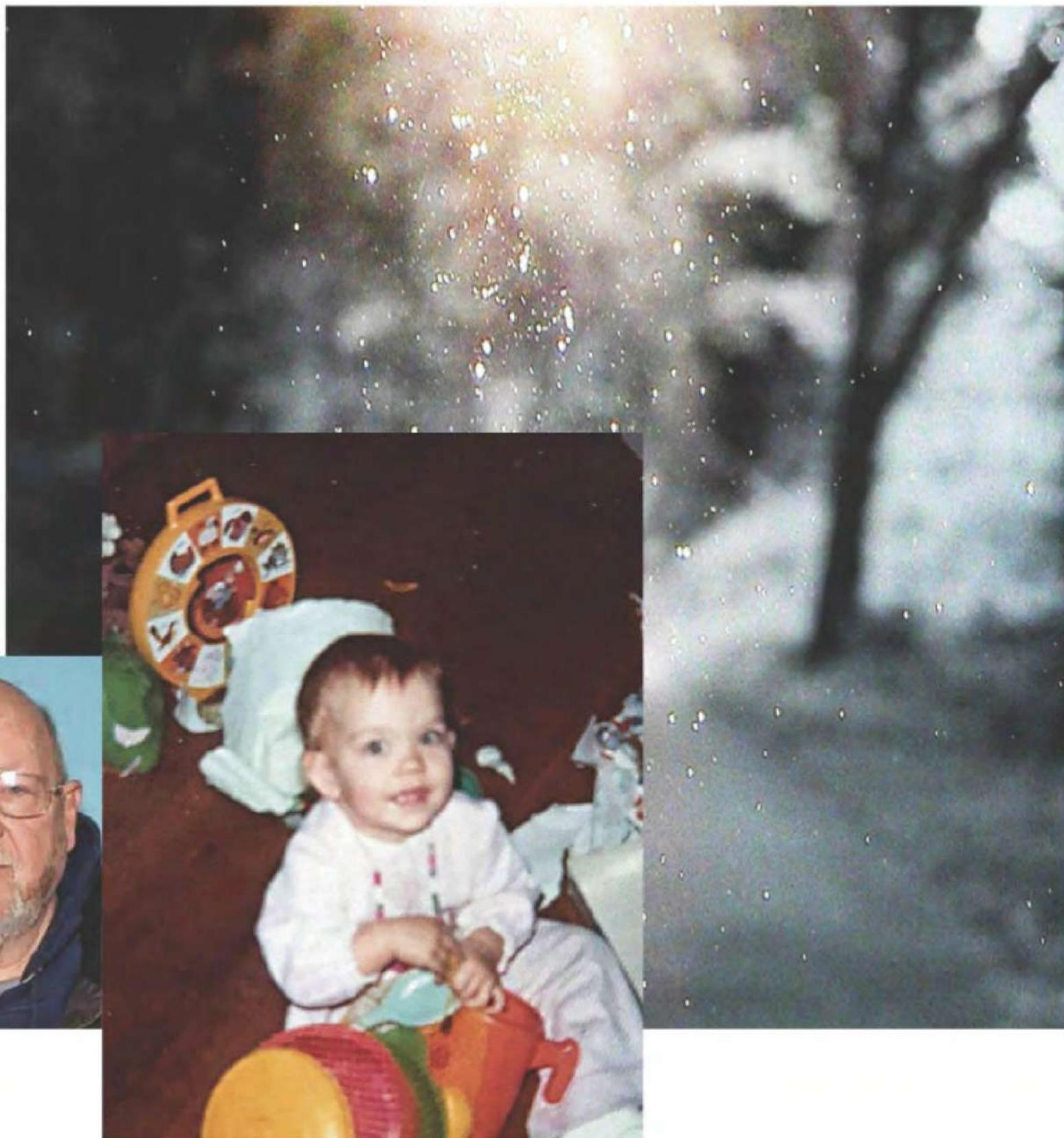
Im Jahr 2013 kam das Ergebnis der DNA-Analyse: Cathy Terkanian war mit der Unbekannten nicht verwandt. Es hatte sich die ganze Zeit um zwei verschiedene Fälle gehandelt. —→



Fotos: Veronika Tumova, Josh Reynolds



Cathy Terkanian musste unbedingt wissen, was ihrer Tochter
zugestoßen war. Sie hatte einen Tipp bekommen:
„Schau dir mal an, was Dennis früher getrieben hat ...“



Jahrzehnte lag es zurück, dass Dennis Bowman und seine Frau das Baby aufgenommen hatten. Da kreuzte plötzlich die leibliche Mutter auf

Bald darauf trafen sich Cathy Terkanian und Carl Koppelman erstmals persönlich auf der Konferenz „Missing in Michigan“. Angehörige von Vermissten versammelten sich zu Podiumsdiskussionen und Selbsthilfegruppen, sogar DNA-Proben wurden abgegeben. Terkanian und Koppelman trugen T-Shirts mit dem Aufdruck „Find Aundria Bowman“.

Der Tag begann mit einer Gruppentherapie. Terkanian und Koppelman nahmen ihre Plätze in einem großen Kreis ein und hörten den Teilnehmern zu, die sich vorstellten. Koppelman sah sich im Raum um. Er stieß Terkanian an, als er zwei vertraute Gesichter entdeckte: „Das ist Vanessa, und das da ist Brenda.“

Auch Brenda und ihre Tochter Vanessa erkannten Terkanian – die Bowmans hatten ihre Anschuldigungen auf Facebook gelesen. Als Brenda an der Reihe war, sagte sie: „Wir

haben hier ein kleines Problem.“ Sie schaute Cathy Terkanian an an. „Ich stelle fest, dass Sie Aundria sehr ähnlich sehen.“

Brenda versuchte weiterzusprechen, aber Terkanian ließ sie nicht. Sie hatte so viele Nächte wach gelegen, war so wütend darüber, dass die Adoptivmutter ihre Tochter nicht beschützt hatte. „Sagen Sie ihnen die Wahrheit, Brenda!“, platzte es aus Terkanian heraus. „Erzählen Sie von Ihrem Mann!“

Danach hielt sie sich zurück, während Koppelman auf Brenda zuging und sagte, er wolle nur mit ihr reden. Obwohl Brenda nervös war, schien sie sehr daran interessiert zu sein, ihre Sicht der Dinge darzulegen. Sie beharrte darauf, sie und Dennis hätten nach Aundrias Verschwinden eng mit der Polizei zusammengearbeitet. Sie erzählte, Aundria sei immer wieder gesehen worden. Es war offensichtlich, dass sie weiterhin glaubte, das Mädchen sei ausgerissen. Als Koppelman sie auf Dennis' Vorstrafen hinwies, antwortete Brenda: „Ich habe nicht vergessen, was er getan hat. Aber ich verzeihe ihm. Ich nehme mein Ehegelübde sehr ernst.“

Nach der Konferenz fuhren Koppelman und Terkanian nach Hause. Sie waren sich einig, dass sie jemanden in Michigan brauchten, einen Privatdetektiv. Terkanian beauftragte Geoffrey Flohr, einen ehemaligen Polizisten. Flohr bekam Einsicht in Aundrias Polizeiakte, was Terkanian und Koppelman nie gelungen war. Er stieß auf etwas Seltsames: Die ersten Einträge stammten nicht vom März 1989, dem Zeitpunkt von Aundrias Verschwinden.

Sie stammten vom November 1988.

Dem Zeitpunkt, an dem die Polizei Missbrauchsvorwürfen gegen die Bowmans nachgegangen waren. Ihre Tochter Aundria hatte sie erhoben. Der Bericht hielt allerdings nur fest, dass die Behörden die Anschuldigungen für unhaltbar befunden hatten. Koppelman und Terkanian waren sich sicher, dass die Ermittler irgendetwas übersehen hatten. Und sie fingen an, nach Personen zu suchen, die ihnen helfen konnten, diese Lücken zu schließen.

Jennifer Jones hatte sich mit Aundria in der Schule angefreundet, sie hatten beide im Orchester gespielt. Eines Nachmittags kam Aundria mit zu Jennifer. Als es Zeit wurde zu gehen, wollte sie nicht. Jones sagt heute, dass Aundria ihr erzählt habe, sie werde von ihrem Vater sexuell missbraucht. Jennifers Mutter ließ Aundria über Nacht bleiben, und am nächsten Tag ging sie mit ihr zum Schuldirektor, wo Aundria ihre Anschuldigungen wiederholte.

Aundria hatte auch mit Arlene Rahn gesprochen. Sie hatte sich in der kirchlichen Jugendgruppe mit Rahns Söhnen angefreundet. Auch ihr erzählte Aundria, dass ihr Vater sie missbrauche. Ihre Mutter Brenda wisse davon, aber es sei ihr egal. Rahn riet Aundria, sich an den Jugendpfarrer zu wenden. Eines Abends, als Rahn in die Einfahrt der Bowmans einbog, um Aundria zu Hause abzusetzen, tauchte Dennis auf und sagte, sie solle sich aus seinen Angelegenheiten raushalten. Der Polizei erzählte sie davon nie.

Ein paar Monate später war Aundria verschwunden.

Über Facebook kamen Koppelman und Terkanian auch mit einer Frau namens Melissa in Kontakt. Melissa hatte ihnen über die „Find Aundria“-Seite eine Nachricht geschickt, in der sie beschrieb, was ihr 1989 im Alter von sechs Jahren an einem helllichten Septembernachmittag in der Nähe von Holland passiert war. Demnach wurde sie von einem Mann in einem Truck angehalten, als sie unterwegs zu einer Freundin war. Der Mann versprach, ihr ein paar Welpen zu zeigen. Er sagte, ihre Mutter sei damit einverstanden. Er zog Melissa in den Wagen. Während sie fuhren, streichelte der Mann ihr Gesicht. Melissa wurde übel. „Ist es da?“, fragte sie immer wieder und zeigte auf jede Scheune und jede Abzweigung, an der sie vorbeikamen.

Im Hinterland, in der Nähe des Dörfchens Hamilton, bog der Fahrer ab. Er parkte den Truck, packte Melissa am Nacken und zog sie in ein Dickicht. Dort riss er ihr den blauen Pulli mit dem Aufdruck „Young at Heart“ herunter undwickelte ihn ihr um den Mund. Mit einem Stück Seil band er ihr die Hände hinter dem Rücken zusammen und zog ihr die restlichen Kleidungsstücke aus. Als er über Melissa kniete und den Reißverschluss seiner Hose öffnete, ertönte plötzlich Hundegebell. Er bekam einen Schreck, rannte davon und ließ Melissa allein zurück. Das Mädchen lief nackt und barfuß zur Straße. Zwei Autos hielten, und jemand wählte den Notruf.

An jenem Abend fertigte ein Phantomzeichner der Polizei ein Bild vom Täter und von seinem Fahrzeug – einem roten Pick-up mit einer weißen Fahrerkabine. Ein Verdächtiger wurde nie gefunden, der Fall wanderte zu den Akten, und irgendwann lief die Verjährungsfrist ab. Als Melissa älter wurde, fand sie den Gedanken unerträglich, dass der Mann noch immer auf freiem Fuß war und andere Mädchen verletzen konnte. Sie verfolgte die Artikel in den Lokalzeitungen, Polizeimeldungen und die Posts in den sozialen Medien auf der Suche nach Geschichten, die der ihren ähnelten. Doch erst als sie auf die Facebook-Seite „Find Aundria“ stieß, glaubte Melissa, endlich den Mann benennen zu können, der sie einst in seinen Pick-up gelockt hatte: Dennis Bowman.

Jetzt waren Terkanian und Koppelman endgültig davon überzeugt, dass Dennis Bowman ein Serientäter war und Aundria auf dem Gewissen hatte. Doch es gab keine Beweise dafür, dass Aundria tot war geschweige denn ermordet.

Zwischen 2013 und 2017 trafen sich Cathy Terkanian und Carl Koppelman vier Mal in Michigan. Dort sprachen sie mit Chris Haverdink, dem Ermittler, der Aundrias Fall übernommen hatte. Auch Haverdink verdächtigte Bowman, aber das reichte nicht für eine Festnahme.

Bei ihrem letzten Besuch im Mai 2017 saßen Terkanian und Koppelman in ihrem Mietwagen vor dem Haus der Bowmans in Hamilton. Auf Google-Maps und Satellitenbildern hatte Cathy Terkanian eine betonierte Fläche hinter dem Gebäude ausgemacht. Sie war sicher, dass Bowman ihre Tochter darunter vergraben hatte. Sie starzte auf das Haus, bis Koppelman drängte, sie müssten jetzt losfahren, wenn sie ihre Heimflüge nicht verpassen wollten.

„Sie saß da mit ihrem Fernglas“, sagt Koppelman, „als wüsste sie, dass Aundria dort war.“

TEIL DREI

Peggy Johnson wurde nie als vermisst gemeldet. In ihrer Heimatstadt in Illinois sah man sie zuletzt 1994, auf einem Klassentreffen. Die meisten, die sie kannten, nahmen an, sie sei danach abgehauen. Eine Tante war immerhin so besorgt, dass sie eine Anzeige in der Zeitung schaltete. Doch niemand schien den Verdacht zu haben, dass dem Mädchen etwas zugestoßen sein könnte.

Johnson verschwand kurz nach dem Tod ihrer alleinerziehenden Mutter. Die 19-Jährige stand plötzlich als obdachlose Waise da. Aufgrund ihrer Entwicklungsstörungen hatte sie es schwer, einen Job zu finden. Zufällig lernte sie eine Krankenpflegerin namens Linda La Roche kennen, bei der sie fortan als Haushälterin und Kindermädchen arbeitete.

La Roche schlug sie, gab ihr nicht genug zu essen und zwang sie, in einem Kriechkeller zu leben.

Als man einige Jahre später, 1999, Johnsons Leiche entdeckte, wurde als Todesursache eine Sepsis infolge einer Lungenentzündung festgestellt. Bei der Autopsie fand man auch Zahnhäule, Rippenbrüche, Hinweise auf sexuelle Gewalt und ein Blumenkohlohr. Niemand konnte die junge Frau damals identifizieren, daher bekam sie den Namen ihres Fundorts am Lake Michigan: Sie war die unbekannte Tote von Racine County.

Erst 20 Jahre nach Johnsons Tod erhielt die Polizei einen Hinweis von einer besorgten Frau: Eine Krankenpflegerin, die Ende der 90er-Jahre für sie gearbeitet hatte, habe ihr seinerzeit einen Mord gestanden. Einige Wochen darauf gaben die Behörden in Racine County bekannt, dass man Johnson identifiziert und La Roche festgenommen habe. Im März 2022 wurde La Roche des Mordes an Peggy Johnson für schuldig befunden.

Als Cathy Terkanian von diesem späten Ermittlungserfolg erfuhr, war sie zwar froh, dass das Mädchen, das sie einst für ihre Tochter gehalten hatte, identifiziert worden war. Aber auf ihre eigenen Fragen hatte sie noch immer keine Antworten.



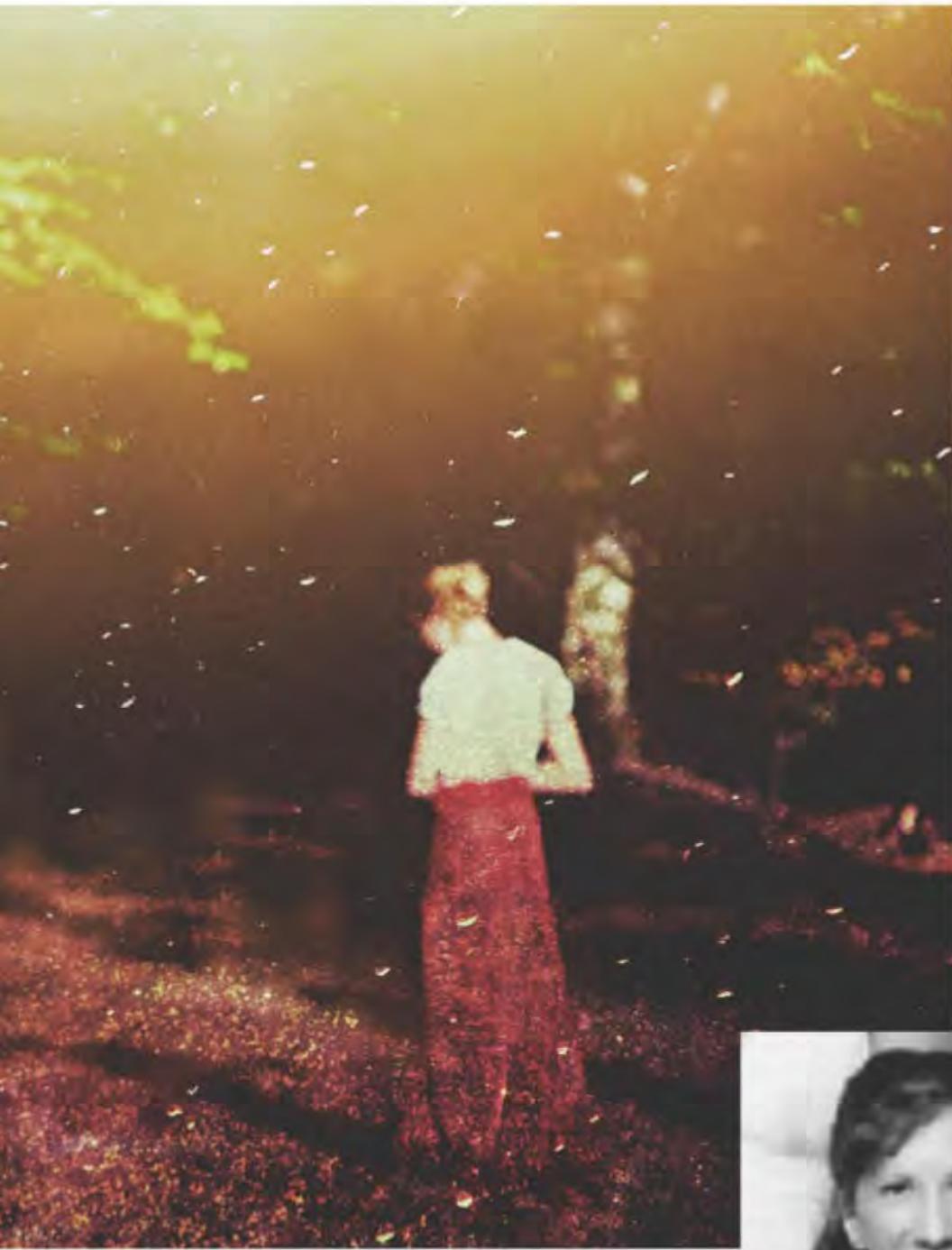
Die 14-jährige Aundria

und die erwachsene Peggy Johnson:
ein und dieselbe Person

Zwei Wochen nach der Festnahme von La Roche klingelte an einem kalten Freitagmorgen im November 1999 Terkanians Handy. Melissas Name erschien auf dem Display. Cathy nahm den Anruf an, und ohne auch nur Hallo zu sagen, verkündete Melissa: „Sie haben ihn!“

Melissa hatte einen Anruf von einem Freund bekommen, der in der Nachbarschaft der Bowmans wohnte. Dort wimmelte es von Polizei, Streifenwagen verstopften die Straße, und Blaulicht spiegelte sich in den Fenstern der umliegenden Häuser. Etwas war im Gange. Etwas Großes. Cathy Terkanian wurde schwindelig. Sie beendete das Gespräch und rief Koppelman an.

Koppelman hatte sich gerade an seinen Schreibtisch gesetzt. Er betätigte sich zwar noch immer nebenbei als Phantomzeichner und Onlinedetektiv, nach dem Tod seiner



Manche hielten sie für



Mutter hatte er aber die Arbeit als Buchhalter wiederaufgenommen. Koppelman hörte Terkanian zu, wie sie beschrieb, was sich gerade bei den Bowmans abspielte. Das musste etwas mit Aundrias Verschwinden zu tun haben.

Am Nachmittag kam dann die Nachricht: Bowman war festgenommen worden. Aber nicht im Zusammenhang mit Aundrias Fall. Sondern wegen eines Mordes, von dem Terkanian und Koppelman nie gehört hatten – eines Mordes, der neun Jahre vor Aundrias Verschwinden und mehr als 800 Meilen entfernt geschehen war.

Kathleen Doyle war zum Zeitpunkt ihrer Ermordung im Jahr 1980 gerade mal neun Monate verheiratet gewesen. Ihr Mann war damals als Pilot auf der USS „Eisenhower“ im Indischen Ozean stationiert, die 25-Jährige war mit ihrem getigerten Kater Ike allein im kleinen Haus in Norfolk, Virginia.

Als man Doyles Leiche fand, war sie seit fast zwei Tagen tot. Sie war entkleidet, geknebelt, mit einem Elektrokabel gewürgt, vergewaltigt und dann erstochen worden. Die Polizei ging davon aus, dass es ein Einbrecher gewesen war, ein Fremder. Man fand Sperma am Tatort, doch ansonsten gab es kaum verwertbare Spuren.

Es war die Wissenschaft, die den Fall fast vier Jahrzehnte später löste. Die Ermittler ließen DNA vom Tatort mit den genetischen Fingerabdrücken aus Ahnenforschungs-Datenbanken abgleichen. Bei diesem Ansatz sind zwar Volltreffer unwahrscheinlich, aber es lassen sich anhand von Teilübereinstimmungen Blutsverwandte eines möglichen Täters ausfindig machen, wenn diese einem Institut ihre DNA für die Ahnen suche übermittelt haben. Im Kreis der Verwandten kann man ihn dann selbst aufspüren. Schon bald hatten die Beamten in Norfolk eine Liste von mehr als 30 Tatverdächtigen.

Für einen direkten Abgleich mussten die Polizisten nun DNA-Proben von all diesen Personen nehmen. Weil die Verdächtigen aber in verschiedenen Bundesstaaten lebten und sich andere Fälle auf den Schreibtischen türmten, dauerte das Verfahren Jahre.

2019 lernte eine Gruppe von Ermittlern aus Norfolk auf einem Cold-Case-Seminar ein Team aus Michigan kennen – wo zufälligerweise einer der Verdächtigen wohnte. Den Kollegen aus Michigan war der Name des Mannes ein Begriff: Dennis Bowman. Sie wussten auch von seinen Vorfahren, sie wussten von Cathy Terkanians Anschuldigungen

– und sie hatten seine DNA.

Ein Abgleich bestätigte, dass das Sperma vom Doyle-Tatort von ihm stammte. Zwei Tage später, am 22. November 2019, fand die Razzia statt. Bald darauf gab Bowman zu, dass er durch ein Hinterfenster in Doyles Haus eingestiegen war. Er habe sich damals in Norfolk aufgehalten, um seinen zweiwöchigen Reservedienst bei der Navy abzuleisten. Er sei betrunken gewesen, es habe sich um einen versuchten Raub gehandelt. Er habe nicht erwartet, Doyle im Haus anzutreffen, und er habe auch nicht geplant gehabt, sie zu töten. Aber sie war da, und ja, er habe es getan.

Cathy Terkanian hatte, ohne es zu wissen, eine Rolle bei der Lösung des Falles gespielt. Geoffrey Flohr, der Privatdetektiv, erzählte ihr, dass die Bowmans in Michigan irgendwann im Büro des Sheriffs vorgesprochen hätten, um Terkanian wegen Verleumdung anzuzeigen. Die Ermittler hätten Dennis eine Flasche Wasser angeboten und später die Spuren daran gesichert. So seien sie an seine DNA gekommen.

Cathy Terkanian hatte zwar indirekt geholfen, Bowman hinter Gitter zu bringen. Aber für sie selbst und ihre Tochter war die Zeit der Gerechtigkeit noch immer nicht gekommen.

Doch gut zwei Monate nach Bowmans Verhaftung klingelte im Februar 2020 wieder Terkanians Handy, wieder war Melissa dran, und wieder war die Polizei bei den Bowmans vorgefahren. Melissa schickte Fotos. Die Beamten von der Spurensicherung schienen sich auf eine bestimmte Stelle zu konzentrieren. Sie gruben.

Noch am selben Tag gab die Polizei eine Pressekonferenz. Man habe skelettierte menschliche Überreste gefunden. Es handele sich sehr wahrscheinlich um Aundria Bowman.

Cathy Terkanian stellte sofort ihre DNA zur Verfügung. Im März, auf den Tag fast 31 Jahre nach Aundrias Verschwinden, lagen die Ergebnisse vor: Es gab eine Übereinstimmung. Cathy Terkanian hatte recht behalten. Auch was den Fundort anbelangte: Die Polizei hatte Aundria unter der Betonfläche hinter Bowmans Haus gefunden.

Bowman behauptete, Aundrias Tod sei ein Unfall gewesen. Sie hätten gestritten, nachdem sie ihm gedroht habe, ihn wegen Missbrauchs anzuzeigen. Er habe ihr ins Gesicht geschlagen, woraufhin sie gestürzt sei und sich das Genick gebrochen habe. Er habe sie als vermisst gemeldet, um die Sache zu vertuschen. So ging die Geschichte, wie er sie schilderte.

Im Juni 2020 wurde er für den Mord an Kathleen Doyle zu zweimal lebenslänglich plus 20 Jahren verurteilt. Er sollte seine Strafe in Michigan absitzen, wo er auch wegen des Mordes an Aundria vor Gericht stehen würde.

Die erste Anhörung fand im Februar 2021 statt. Brenda Bowman trat als Erste in den Zeugenstand. Weinerlich erzählte sie, wie sie Poster mit Vermisstenanzeigen hergestellt hatte, weil sie glaubte, Aundria sei weggelaufen. Als man sie fragte, ob Aundria ihren Mann damals der sexuellen Belästigung beschuldigt habe, antwortete Brenda mit Ja, aber sie habe der Tochter nicht geglaubt. „Du lügst“, habe sie zu Aundria gesagt, „und das weißt du auch.“

Brenda war diejenige, die der Polizei gesagt hatte, wo sie Aundrias Überreste finden würde. Als er wegen des Mordes an Doyle in Untersuchungshaft gesessen hatte, hatte Dennis ihr am Telefon gestanden, Aundria getötet und im Hinterhof vergraben zu haben. Brenda sagte, sie habe ihm anfangs nicht geglaubt – sie hätten ja noch gar nicht in Hamilton gewohnt, als Aundria starb. Wie hätte er sie dort begraben können? Zu Brendas Entsetzen hatte Dennis erklärt, er habe die Leiche ihrer Tochter sofort zu ihrem neuen Haus transportiert, als der Kaufvertrag unterschrieben war. Die Betonfläche im Hof war eine Grabplatte gewesen, von der Brenda nichts gewusst hatte – im Schatten des Hauses, das sie und Dennis fast 30 Jahre gemeinsam bewohnt hatten.

Während der Zeugenaussagen blieb Dennis – grünes Hemd, Fliege und Covid-Maske – ungerührt. Forensiker berichteten, dass die Leiche zerstückelt worden sei. Dennis hatte die Leichenteile in Plastiktüten gepackt und sie in eine Papptrommel gestopft. Die Überreste waren zu stark verwest, als dass man hätte eine genaue Todesursache benennen können, die Um-



Dennis Bowman blickte auf ein langes Leben zurück, aus dem er ungern erzählte

stände aber reichten dem Gerichtsmediziner für seine abschließende Beurteilung, dass es sich um Mord gehandelt habe.

Cathy Terkanian fiel es schwer, sich die Einzelheiten anzuhören. Sie glaubte Bowmans Version nicht. Sie war sich sicher, dass er Aundria vorsätzlich getötet hatte. Es passte in das Muster dieses Serientäters. Einen Monat vor Verhandlungsbeginn war ein weiteres Verbrechen ans Licht gekommen.

„Mann gesucht wegen tätlichen Angriffs“ hatte die Schlagzeile auf der ersten Seite des „Holland Sentinel“ vom 18. Oktober 1979 gelautet. Der Artikel beschrieb, wie eine 27-Jährige an einem frühen Sonntagmorgen von einem Eindringling in ihrem Haus gefesselt, geknebelt und vergewaltigt worden war. Der Täter war mit Bargeld geflohen. Ein weißer Mann zwischen 25 und 30, mit rotblondem Haar und Nickelbrille, schätzungsweise 1,70 Meter groß und etwa 70 Kilo schwer.

Nun, mehr als 40 Jahre später, gestand Dennis Bowman diese Tat. Er hatte wenig zu fürchten, denn die Verjährungsfrist war in diesem Fall längst abgelaufen, und er saß ohnehin bereits wegen des Mordes an Doyle hinter Gittern.

Als Terkanian und Koppelman den Artikel von 1979 lasen, weckte vor allem die letzte Zeile ihre Aufmerksamkeit: Dem Chefermittler zufolge habe es schon länger Hinweise auf einen Herumtreiber in der Nachbarschaft gegeben. Der Täter habe womöglich noch weitere Verbrechen begangen.

Dessen war sich Melissa bereits seit Langem sicher. Und auch, dass ihr Fall eines davon war. Es frustrierte sie, dass Bowman die Vergewaltigung von 1979 gestanden hatte, nicht aber das, was ihr zehn Jahre später nur ein paar Kilometer von Holland entfernt angetan worden war. Immerhin hörte die Polizei ihr mittlerweile zu. Im Februar 2021 wurde bekannt, dass sie Bowman als Hauptverdächtigen in Melissas Entführungsfall führte. Ein am Tatort aufgefundenes Stück Seil war auf Bowmans DNA getestet worden, jedoch mit negativem Ergebnis. Die Behörden hoffen aber, dass technische Fortschritte irgendwann einen erneuten Versuch möglich machen.

Cathy Terkanian und Carl Koppelman haben noch andere ungelöste Fälle entdeckt, von denen sie glauben, dass man Bowman, inzwischen 75, dazu befragen sollte. Deborah Polinsky, eine 20-Jährige aus Holland, wurde 1977 getötet. Nachdem Polinsky nicht zur Arbeit gekommen war, fand ein Kollege sie nackt, sexuell misshandelt und erstochen in ihrem Haus. Shelley Speet Mills, eine 19-jährige frisch verheiratete Frau, wurde 1970 in ihrer Wohnung in Grand Rapids, 30 Meilen nordöstlich von Holland, erstochen. Mills' Mutter fand die Leiche. Sie war in die Stadt gefahren, um ihre Tochter zum Mittagessen einzuladen.

20 Jahre später, zur Zeit von Melissas Entführung, hatte ein Fremder in Holland versucht, ein 13-jähriges Mädchen von der Straße zu zerren. Eine Neunjährige auf einem Fahrrad wurde von einem Mann angehalten, er hatte seine Wagentür geöffnet und sie mehrfach gefragt, ob sie ein Eis wolle. Mehrere Wochen nach Melissas Entführung waren zwei Schwestern, neun und sieben Jahre alt, in der Nähe der Van Raalte Elementary School unterwegs, als sie einem Mann in den Dreißigern begegneten. Der Verdächtige fuhr einen Truck, trug Jeans und eine blaue Winterjacke. Er bot den Kindern Geld an, und als sie nicht zu ihm einsteigen wollten, lief er ihnen zu Fuß hinterher.

Die Geschwister beschrieben den Truck später als rot und glänzend. Melissa hatte das Fahrzeug ihres Entführers ähn-

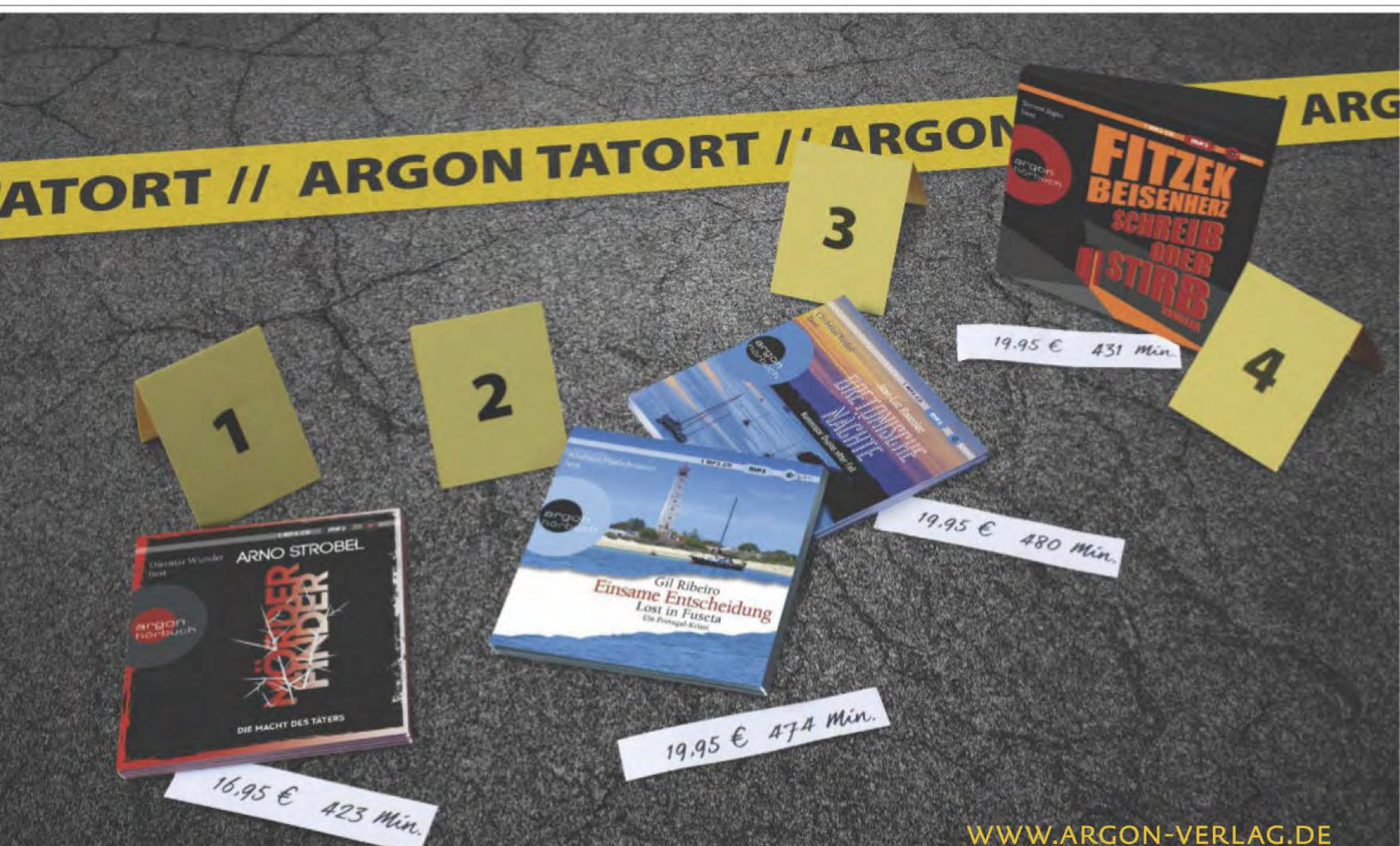
lich beschrieben – roter Pick-up, weiße Fahrerkabine. Ein Foto des Wagens, den Bowman früher einmal gefahren hatte, stimmte mit der Beschreibung überein.

Nachdem Peggy Johnson als die Unbekannte von Racine County identifiziert worden war, hatte die Polizei mitgeteilt, dass man sie ein zweites Mal bestatten werde, dieses Mal neben ihrer Mutter und unter ihrem richtigen Namen. Cathy Terkanian wünscht sich das auch für ihre Tochter: Sie will vor Gericht die Erlaubnis ersteiten, Aundrias sterbliche Überreste als Alexis Badger begraben zu dürfen. Die Chancen stehen nicht gut. Aber auch die Chance, dass man Dennis Bowman je verhaften würde, hatten nicht gut gestanden. Niemand hatte geglaubt, dass Cathy Terkanians und Carl Koppelmans Hartnäckigkeit zur Lösung mehrerer Cold Cases beitragen würde.

Aber genau so war es gekommen. ●

Aus dem Amerikanischen von Karin Rausch

Epilog: Der Allegan County Circuit Court verurteilte Dennis Bowman im Februar 2022 wegen des Mordes an Aundria zu einer Haft von mindestens 35 Jahren. Die Richterin war davon überzeugt, dass er seine Stieftochter vorsätzlich getötet hatte.



DAS GURKENGLAS

Der Junge musste einiges ertragen.

Bis er zur nächstbesten Waffe griff

Eine Leiche liegt mit dem Bauch auf dem Flurboden. Eine tiefe Risswunde am Hinterkopf, ein Teil der Schädeldecke liegt frei. Stichwunden in Herz, Leber, Lunge und Nieren. Neben der Leiche ein Messer. Blutspritzer an der Wand im Wohnzimmer, auch an den Wänden und Türen im Flur. In der Küche ein blutiger Schuhabdruck. Als die Spurensicherer das Schlafzimmer betreten, schlägt ihnen ein stechender Essigeruch entgegen. Auf dem Boden liegen eingelegte Gurken. Es waren drei Schläge mit einem stumpfen Gegenstand, die zum Atemstillstand führten, so wird es später im Obduktionsbericht stehen. Tatwaffe, so stellte sich heraus, war ein Gurkenglas.

Duane Hurley wohnte seit seiner Kindheit im Ronald Drive in North Ridgeville, einer ruhigen Wohngegend in Ohio. Der 55-Jährige war im Ruhestand und lebte von den Auszahlungen seiner Arbeitsunfähigkeits-Versicherung. Seit einer Knieoperation hatte er ständig Schmerzen, selbst das Bücken fiel ihm schwer. Hurley bezahlte Jugendliche, damit sie ihn im Alltag unterstützten: beim Autowaschen, Hundausführen oder Rasenmähen.

Einer dieser Helfer war der 16-jährige Daniel Kovarbasich. Er hatte Hurley 2007 im Liberty Park in North Ridgeville kennengelernt. Hurley war mit seinem Golden Retriever Tanner unterwegs, Daniel blieb stehen, um den



Vor Gericht wurden die gesicherten Tatwerkzeuge präsentiert

Hund zu streicheln. So kamen sie ins Gespräch. Hurley bat Daniel, ihm Tanner kurz abzunehmen, woraufhin der Junge die Leine nahm und ein paar Minuten mit dem Hund durch den Park lief. Hurley gab ihm 30 Dollar und fragte, ob er Lust hätte, sich ein wenig Geld zu verdienen. Daniels Vater Terry war arbeitslos. Seine Mutter jobbte im Supermarkt und verdiente gerade genug, um die vierköpfige Familie über Wasser zu halten. Ein bisschen Extra-geld konnte Daniel gut gebrauchen.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen Duane Hurley und Daniel Kovar-

basich eine Freundschaft. Sie schauten gemeinsam fern, Hurley lud Daniel zum Essen ein, kaufte ihm Kleidung und ließ ihn mit seinem Sportwagen fahren.

Auch Daniels Eltern gegenüber zeigte er sich großzügig. Wurde das Geld am Ende des Monats knapp und es fehlte beispielsweise Waschmittel, ging Hurley los und besorgte welches. Er war wie ein Großvater, er feierte mit den Kovarbasichs Weihnachten, Ostern und Thanksgiving.

Doch dann kam der 22. Januar 2010. Es war acht Uhr morgens, als Daniel seinen Vater anrief, er klang panisch. Hur-

ley habe ihn umbringen wollen, sagte er. Eine halbe Stunde zuvor hatte Terry seinen Sohn bei Hurley abgesetzt. Der hatte angeboten, Daniel zur Schule zu fahren. So konnten die Eltern Spritkosten sparen. Statt im Unterricht saß Daniel aber an der Straßenecke vor Hurleys Haus – mit blutverschmierten Händen.

Was in der halben Stunde zuvor geschehen war, schilderte Daniel erst vor Gericht. Er habe im Schlafzimmer am Computer gesessen, während sich Hurley ein großes Glas Essigurken geholt und sich aufs Bett gelegt habe. Sie hätten über den ersten Jahrestag von Daniel und seiner Freundin Katie gesprochen. Daniel wollte mit ihr chinesisch essen und ihr Rosen kaufen. Weil ihm aber 80 Dollar fehlten, habe er Hurley gefragt, ob er aushelfen könne. Ja, habe er geantwortet, aber seine Hilfe sei nicht umsonst. Daniel habe ihm in die Augen gesehen und gewusst, was gleich passieren würde. Er habe diesen Blick gekannt, sagte er vor Gericht, und gewusst, was Hurley von ihm wollte: Sex. Sex als Gegenleistung. Wie schon so oft. An diesem Morgen aber hatte Daniel beschlossen, dem ein Ende zu setzen.

Daniel nahm, so konnten es der Gerichtsmediziner und die Spurensicherer rekonstruieren, das viereinhalb Kilo schwere Gurkenglas und schlug damit dreimal auf Hurleys Gesicht und Hinterkopf ein. Die Gurken und das Essigwasser verteilten sich auf Bettlaken und Boden. Daniel zog ein Taschenmesser aus der Gesäßtasche und stach auf Hurley ein. Das Messer zerbrach. Daniel rannte in die Küche, um sich ein neues zu holen. Trotz der schweren Schnittwunden taumelte Hurley vom Schlafzimmer in den Flur, wo Daniel weiter auf ihn einstach. Insgesamt 55 Mal. Hurley wehrte sich kaum.

Vor Gericht erzählte Daniel, dass sich die Freundschaft zwischen ihm und Hurley mit der Zeit verändert habe. Irgendwann habe Hurley wissen wollen, welche Bezeichnungen Daniel für das Wort Penis kenne, er habe auch die Badzimmertür beim Pinkeln offen gelas-

sen oder geöffnet, wenn Daniel vor der Kloschüssel gestanden habe. Und dann seien da auch noch die Pornos auf Hurleys Rechner gewesen. Einige Filme hätten Sex zwischen erwachsenen Männern und Jungen gezeigt.

Als Daniel eines Tages fragte, ob er Hurleys Auto ausleihen dürfe, habe Hurley auf einmal seinen Penis sehen und anfassen wollen. Sie hätten sich gestreichelt, gemeinsam masturbier und sich oral befriedigt. Zwei Wochen bevor Daniel ausrastete, hätten sie Analsex gehabt. Weil er sich geschämt habe, sagte Daniel, habe er niemandem von den sexuellen Übergriffen erzählt. Nicht einmal den Ermittlern während der ersten Vernehmungen. Daniel behauptete, Hurley habe ihn mit einem Messer gegagt und bedroht.

Nach Daniels Anruf am Morgen des 22. Januar 2010 setzte sich sein Vater sofort ins Auto, holte seinen Sohn und fuhr mit ihm zu seiner Frau Donna, die

gerade bei der Arbeit war. Dort angekommen, war Daniel immer noch außer sich. Er schrie, sprang herum und stieß mit dem Kopf gegen eine Glasscheibe. Die Eltern schafften es nicht, ihn zu beruhigen und fuhren mit ihm ins Krankenhaus. Auf dem Weg wählten sie die Nummer des Notrufs und schickten einen Rettungswagen zu Hurleys Haus. In der Klinik wurde Daniel Blut abgenommen. Seine Herzenzymwerte waren stark erhöht. Jede weitere Aufregung hätte einen Herzinfarkt auslösen können. Ansonsten aber hatte er keine ernsthaften Verletzungen, nur Kratzer auf der Brust und eine Abschürfung auf der Nase.

Ein paar Tage nach der Entlassung aus dem Krankenhaus wurde Daniel Kovarbasich wegen Mordes und schwerer Körperverletzung angeklagt.

In Hurleys Haus fanden die Beamten mehr als tausend pornografische Fotos von vermutlich minderjährigen Jungen und abgespeicherte homopornografische Webseiten.

Am 12. August 2010 wurde Daniel Kovarbasich wegen der Ermordung von Duane Hurley zu fünf Jahren auf Bewährung verurteilt. Das Gericht kam zu dem Schluss, dass Daniel sexuell missbraucht und von Hurley manipuliert worden war, und verhängte eine verhältnismäßig milde Strafe. Richter James Burge sagte: „Wenn ich ihn ins Gefängnis geschickt hätte, hätte er sich zu einem echten Verbrecher entwickeln können.“ Stattdessen wolle er Daniel resozialisieren. Er müsse bis zum Ende seiner Bewährung einen Highschool-Abschluss und einen Führerschein machen. Außerdem müsse er an einem Rehabilitationsprogramm teilnehmen. Bis das Gericht eine entsprechende Einrichtung gefunden hätte, sollte Daniel im Gefängnis von Lorain County bleiben. Allerdings wollte keine Einrichtung einen Jugendlichen aufnehmen, der so brutal gemordet hatte. Nach 16 Monaten wurde Daniel aus der Haft entlassen und bei seinen Eltern unter Hausarrest gestellt.

●
Isabelle Zeiher



Anfangs war Duane Hurley noch wie ein Großvater für Daniel Kovarbasich. Vor Gericht wurde deutlich, wie sehr sich das Verhältnis geändert hatte





Ein Kranz im Wald. Das Verbrechen ging in die Geschichte ein, Ort und Tat sind seither
untrennbar verbunden: Holzminden und der Polizistenmord

IN DIESEN 30 JAHREN,
DIE SEIT DEN MORDEN
VERGANGEN SIND,
HÄTTE DER EHEMALIGE
LKA-BEAMTE
MANFRED HERRMANN
GANZ GERN MAL
MIT JEMANDEM
GESPROCHEN.

DARÜBER, WIE DAS
NUN WIRKLICH
WAR, DAMALS,
NACHDEM SIE DIE
DREI BRÜDER
VERHAFTET HATTEN
UND AUF DEM REVIER
IN HOLZMINDEN
VERNAHMEN.

VON ANTJE JOEL FOTOS MARIO WEZEL



In der Lebensgeschichte des Ermittlers Manfred Herrmann nimmt
der Fall ein Kapitel ein. Ein großes und beklemmendes

Die Brüder, alle in ihren Zwanzigern, waren zunächst verdächtigt, dann angeklagt, in einer Oktobernacht zwei Polizisten auf einen entlegenen Waldparkplatz im Solling gelockt und sie dort erschossen zu haben.

„Verschrottet“, sagt Herrmann. „Die hatten die beiden Kollegen, verschrottet‘, so drückten die sich damals aus.“ Die Sache schien ihm und den anderen Beamten schon bei der Verhaftung der Brüder so gut wie klar. Dann, nach seinen Vernehmungen des jüngsten Bruders, Ludwig, hatte der damalige LKA-Beamte Manfred Herrmann, der kurzfristig der Mordkommission zugeteilt worden war, keine Zweifel. Die Schuld der Brüder betreffend. Den Tathergang. Und ihr Motiv.

Später, während der Verhandlung, erschien fast nichts mehr klar. Wer sich schuldig gemacht hatte. Und welchen Verbrechens. Wer ein Motiv hatte. Und welches. Wer glaubwürdig war. Und wer log. Und aus welchen Gründen.

180 Tage verhandelte das Landgericht Hildesheim gegen Dietmar, Manfred und Ludwig Jüsckhe aus dem westfälischen Bredenborn. Ihre Verteidiger stellten 170 Beweisanträge, mehrere Befangenheitsanträge, Strafanzeigen und Dienstaufsichtsbeschwerden. 500 Zeugen wurden befragt. Unter ihnen Manfred Herrmann, der ehemalige Vernehmungsbeamte des jüngsten Bruders Ludwig Jüsckhe. Vor Gericht fühlte Herrmann sich nicht als Zeuge. Er erlebte sich als ein Angeklagter. Als einer, der alles falsch gemacht habe. Der gesetzeswidrig gehandelt habe. Rücksichtlos, ruchlos und mit menschenverachtenden Methoden habe er dem wehrlosen Ludwig Jüsckhe ein Geständnis abgepresst, das keinesfalls als Geständnis gewertet werden könne. Es sei nicht mehr gewesen als die flehentliche Bitte eines fälschlich Verdächtigten an die Vernehmer, ihn endlich in Ruhe zu lassen.

In dieser Darstellung der Verteidiger vor Gericht erkannte Manfred Herrmann weder das Geschehen wieder noch sich selbst.

„Ich war der erste Polizeibeamte in der deutschen Justizgeschichte, der als Zeuge vor Gericht einen eigenen Verteidiger zur Seite gestellt bekommen hat“, sagt Herrmann. „Der sollte aufpassen, dass die Verteidiger der Brüder mir nicht das Wort im Munde umdrehten. Das muss man sich alles mal vorstellen!“ Manfred Herrmann, der das alles erlebt hat, der also auf seine Vorstellungskraft nicht angewiesen ist, kann es noch heute nicht.

Die Brüder hatten ihre Aussagen zurückgezogen und schwiegen.

•

Manfred Herrmann sitzt mit seiner Frau und dem Sohn beim Frühstück, als er das erste Mal vom Verschwinden der beiden Kollegen hört. Es ist ein Samstag, der 12. Oktober 1991. Für Manfred Herrmann ist das wie gestern. „So was vergisst du nicht. Da erinnerst du dich auch nach 30 Jahren noch haargenau, wo du warst und was du gemacht hast, in dem Moment. Das hast du alles wieder vor Augen.“ Er sieht noch das Radio. Auf der Fensterbank. In der Küche. Und wie der Sohn, ein halbes Jahr alt, „gerade seinen Brei gefüttert bekommt“. Da verliest der Radiosprecher die Meldung: Zwei Polizeiobermeister aus der Kleinstadt Holzminden im Weser-

bergland werden seit den frühen Morgenstunden vermisst. Jörg Lorkowski, 30 Jahre alt, und Andreas Wilkending, 34. Vermisst wird auch ihr Dienstfahrzeug. Ein ziviler Streifenwagen, ein VW Passat Limousine. Maronenrot, mit dem amtlichen Kennzeichen HOL-J 172. Manfred Herrmann spürt noch heute den Schreck von damals. Und die kalte Gewissheit, die er seiner Frau gegenüber umgehend in Worte fasste: „Da ist was Schlimmes passiert.“

•

Um 2.30 Uhr an jenem Samstagmorgen erreicht die Polizeieinsatzzentrale in Höxter, Nordrhein-Westfalen, ein Anruf. Ein „Herr Meier“ meldet einen Wildunfall. Über die Notrufsäule auf dem Waldparkplatz Rottmündetal an der Landstraße 549 von Boffzen nach Neuhaus, in der bergigen Landschaft des Solling. Es sei keiner verletzt, sagt der Anrufer, nur ein geringer Schaden an der Stoßstange. Ob der Beamte jemanden vorbeischicken kann? Ein Routinefall. Wildunfälle kommen im Hochsolling öfter vor. Auch bei geringen Blechschäden holt man besser die Polizei. Ohne zahlt die Versicherung nicht.

„Liegt das Wild noch da?“, will der Diensthabende von dem Anrufer wissen. „Kann ich jetzt nicht sagen, ist ja dunkel, ich hab auch keine Lampe da.“ – „Alles klar“, sagt der Beamte in Höxter. „Ich sag den Holzmindener Kollegen Bescheid, die kommen gleich dahin, ne.“ Der Waldparkplatz gehört zum Einsatzgebiet des Nachbarreviers im angrenzenden Niedersachsen. Zwischen Holzminden und Höxter liegen acht Kilometer. „Danke“, sagt der Anrufer und legt auf.

Die Polizeiobermeister Jörg Lorkowski und Andreas Wilkending haben den Notruf in ihrem zivilen Einsatzwagen mit der Funkkennung Hilde 10/35 mitgehört. Zuvor haben sie an diesem Abend einen alkoholisierten Radfahrer zur Blutentnahme ins Krankenhaus gefahren. Dann die Papiere einer in Hildesheim festgenommenen Frau aus deren Wohnung in Lauenförde geholt. Jetzt sind sie auf dem Rückweg nach Holzminden und in der Nähe des gemeldeten Unfallorts.

Der Dienststellenleiter schickt Lorkowski und Wilkending dorthin. Um drei Uhr versucht er die Beamten über Funk zu erreichen. Vergebens. Hilde 10/35 meldet sich nicht. Noch misst der Leiter dem keine Bedeutung bei. Die beiden sind womöglich damit beschäftigt, den Unfall aufzunehmen. Oder sie stecken in einem Funkloch. Davon gibt es in den Sollingwäldern viele. Als er die Kollegen eine halbe Stunde später noch immer nicht erreicht, schickt er zwei Beamte in einem Einsatzwagen hinterher. Sie finden weder Lorkowski noch Wilkending. Auch nicht ihren VW Passat. Nicht auf der Strecke, nicht auf dem Waldparkplatz.

Was sie auf dem Parkplatz finden, sind Glassplitter. Und Blut. Sie vermuten, es stammt von dem angefahrenen Wild.

Es ist jetzt vier Uhr früh, anderthalb Stunden sind seit dem letzten Kontakt mit Lorkowski und Wilkending vergangen. Die Beamten fahren auf ihrer Suche weiter nach Boffzen, dem nächsten Ort. Vielleicht haben die Kollegen den Unfallfahrer dorthin begleitet? Nichts. Schließlich wenden sie und kehren zu dem nächtlich verwaisten Parkplatz zurück. Die Dienststelle in Holzminden leitet die Fahndung ein. Auch Polizisten aus den Nachbarrevieren melden sich und nehmen teil.



In einer Oktobernacht wurden die Beamten Andreas Wilkending (l.) und Jörg Lorkowski zu diesem Waldparkplatz gerufen.
Wegen eines Wildunfalls



Um 5.06 Uhr entdecken die Beamten bei einer genaueren Untersuchung der Blutlachen auf dem Parkplatz Patronenhülsen. Haare. Glassplitter. Zähne. Zahnsplitter. Gewebemasse. Der Gerichtsmediziner identifiziert sie später als Teile menschlichen Gehirns.

Um 7.05 Uhr gibt die Einsatzleitung eine dringende Suchmeldung an die Rundfunkstationen heraus.

•

Kurz nachdem Manfred Herrmann am folgenden Montag wie gewöhnlich seinen Dienst bei der Brandursachenkommission des Landeskriminalamts in Hannover angetreten hat, fragt ihn der Vorgesetzte: „Willst du nach Holzminden fahren?“ Rund 100 Beamte haben dort über das Wochenende eine Sonderkommission gebildet. Sie sind mittlerweile sicher, dass Jörg Lorkowski und Andreas Wilkending einem Kapitalverbrechen zum Opfer gefallen sind. Die Sonderkommission ist eine Mordkommission. Herrmann bekommt einen Kollegen aus dem LKA an die Seite und einen Dienstwagen zur Verfügung gestellt. Sie fahren den Hinweisen aus der Bevölkerung nach. Ohne Ergebnis.

Ein Gerichtsmediziner der Universität Göttingen und ein Schusswaffensachverständiger werten die Parkplatzfunde aus. Die Glassplitter gehören zur Fensterscheibe eines Pkws. Die Geschosse und 14 Patronenhülsen stammen aus einem G3-Schnellfeuergewehr, wie es Bundeswehrsoldaten benut-

zen. So ein Gewehr ist drei Jahre zuvor bei einem Überfall auf eine Streife auf dem Gelände der Yorck-Kaserne in Stadtoldendorf erbeutet worden. Zwei Männer hatten die Soldaten mit Knüppeln niedergeschlagen. Sie blieben unerkannt. Stadtoldendorf liegt 16 Kilometer von Holzminden entfernt.

Die Sachverständigen gehen davon aus, dass beide Polizeibeamte durch Schussverletzungen schwer verletzt worden seien. Mindestens ein Beamter sei mit hoher Wahrscheinlichkeit tot.

•

Gegen zehn Uhr an diesem Samstagmorgen bemerkt ein Förster auf dem Truppenübungsplatz Sennelager/Augustdorf bei Bielefeld einen ausgebrannten VW Passat. Um Mitternacht, als der Förster hier zuletzt unterwegs war, stand der Wagen noch nicht dort. Der Truppenübungsplatz liegt 60 Kilometer von dem Waldparkplatz im Solling entfernt.

Erkennungsdienstbeamte finden Einschusslöcher in der Karosserie des Wagens. In seinem Inneren eine Polizeiausrüstung, gerade noch eben als solche erkennbar. Auf der Rückbank liegen eine Zahnbrücke und eine Zahnpföhre, wie Andreas Wilkending sie trug. In Wurfweite des Wagens entdecken sie ein Handfunkgerät. Eigentum des Polizeiabschnitts Holzminden. Bei der Sanitätsstelle der Polizei in Hildesheim sind Jörg Lorkowskis und Andreas Wilkendings Blutgruppe und Zahnschema archiviert. Das Blut auf dem Parkplatz passt zu ihnen. —





Der Tatort liegt an einer nachts kaum befahrenen Straße. Man muss sich in den Hügeln des Solling auskennen, um ihn zu finden

Den Frauen der Vermissten hat ein Beamter bereits am Morgen gesagt, dass sie mit dem Schlimmsten rechnen müssen, dass ihre Männer wohl nicht zurückkommen werden. Die Frauen fordern in einer Fernsehansprache von den Tätern Gewissheit: „Bitte helfen Sie uns. Das Warten wird immer unerträglicher.“ Die beiden Polizisten haben je zwei Kinder.

Manfred Herrmann und seine Kollegen wissen: Sie suchen nicht länger nach zwei Vermissten. Sie suchen nach ihren „Ablageplätzen“, wie es im Fahnderdeutsch heißt. Sie durchforsten jedes von Hinweisgebern vorgeschlagene Gelände. Akribisch. Sie finden nichts.

Der einzige Anhaltspunkt, den sie haben, ist eine Stimme.

•

Die Polizeidienststelle in Höxter hat, wie es üblich ist, den Anruf des „Herrn Meier“ aufgezeichnet. Die Tonqualität der Aufnahme ist beinahe hoffnungslos schlecht, aber der Duktus des Sprechers ist eigenwillig. „Guden Tach“, sagt er, bevor er sich als „Meier“ vorstellt. Seine Tonlage ist für einen erwachsenen Mann auffällig hoch. Hermann J. Künzel, Germanist, Phonetiker und Stimmexperte des Bundeskriminalamts, spielt die Aufnahme wieder und wieder ab und filtert die Nebengeräusche heraus. Die Stimme ist immer klarer zu hören. „Sie weist eine hochfrequente Heiserkeit auf“, notiert Künzel. Ihr Frequenzbereich liegt bei 179 Hertz. Mit so hoher Stimme spricht in Deutschland nur einer unter 2000 Männern. Die meisten haben eine Frequenz von 110 bis 130 Hertz.

Künzel schätzt das Alter des Anrufers auf 25 bis 30 Jahre. Seinem Akzent nach hat er wenigstens bis zum Ende seiner Schulzeit im südlichen Niedersachsen oder im Nordosten Westfalens gelebt. Er ist also „von hier“. Es muss einer sein, den man kennt. Und leicht erkennt. „Die eingeschränkte verbale Eloquenz lässt mittleres Bildungsniveau vermuten“, schreibt Künzel.

Mit dem Tonbandgerät eines Kollegen erstellen die Beamten eine Endlosschleife des Notrufs. Rundfunk- und Fernsehsender spielen ihn zur Hauptsendezeit ab. Über den Ansagedienst der Telekom können die Bürger bundesweit „Herrn Meiers“ Stimme anhören. Rund 100 000 Personen wählen sich innerhalb weniger Tage über die Nummer 01166 in die Sequenz ein: „Guden Tach, Meier mein Name...“ Und überall in der Presse und im Fernsehen sieht man die Fotos der beiden Vermissten und ihres Wagens. Das Innenministerium lobt 50 000 Mark Belohnung aus. Über 1000 Anrufe gehen ein.

Unter denen rund 20 Anrufern, die „Meier“ erkannt haben wollen, sind ein Polizeibeamter aus Höxter und zwei Justizvollzugsbeamte aus der JVA Bielefeld-Brackwede. Die drei sind sich sicher: „Meier“ ist der 29-jährige Dietmar Jüschke aus dem ostwestfälischen Bredenborn.

•

Im Dorf gilt der gelernte Maschinenbauschlosser, ältester von drei Brüdern, als Eigenbrötler, Waffennarr und verrückt nach der Jagd. Nach dem Weggang des Vaters habe er das Regiment über die Familie übernommen, heißt es. Die Mutter und die jüngeren Brüder spuren. Ein paar Jahre hat Dietmar Jüschke in den Sollingwältern rechtmäßig Wild geschossen. Hat mit Anfang 20 den Jagdschein gemacht, reparierte Zäune und baute Hochsitze für den Jagdpächter. Dafür gönn-



Am 16. Oktober 1991 wurden Dietmar, Ludwig und Manfred (v.l.) Jüschke festgenommen. Einer der drei lag blutend im Obergeschoss des Hauses

te dieser ihm ab und an ein Wild. Als der Pächter sich Dietmar Jüschkes Gewehr mit dem stärksten Kaliber leihen wollte, um in Finnland auf Elchjagd zu gehen, sagte Jüschke Nein. Das war das Ende seiner Arbeit für den Pächter. Und das Ende seiner legalen Jagd. Als er beim Wildern erwischt wurde, wurde ihm erst der Jagdschein abgenommen. Dann der Führerschein. Er wurde verurteilt wegen Tierquälerei. Wegen Diebstahls. Und immer wieder wegen Wilderei. Neun Monate auf Bewährung. Jüschke rächte sich. Er sägte die Hochstände um, die er eben noch gebaut hatte. Er brach in die Jagdhütte des Pächters ein. Zerschnitt dessen Hosen. Kackte auf sein Bett. Er schoss die Verkehrsschilder im Dorf kaputt und die Flutlichter am Fußballplatz. Der Waffenschein wurde ihm entzogen: „Ihr bisheriges Verhalten lässt befürchten, dass Sie auch weiterhin Schusswaffen und Munition so verwenden, dass andere zu Schaden kommen.“ Seine Ge-

wehre versteckte er bei einem ehemaligen Jagdkameraden. Als er wieder mal wegen Diebstahls geschnappt wurde, hatte er seine Bewährung verwirkt und fuhr für ein Jahr in die JVA Bielefeld-Brackwede ein. Vier Wochen vor dem Verschwinden der Polizisten Lorkowski und Wilkending wurde Dietmar Jüschke entlassen. Vorzeitig, wegen guter Führung.

Die Stimme, die Vorgeschichte. Das passt. Nicht auszuschließen, dass dieser Jüschke immer noch Waffen hat. Und einen Hass auf alle. Möglicherweise speziell auf die Polizei.

•

Die Brüder Jüschke sitzen im Wohnzimmer und sehen das Fußballländerspiel Deutschland gegen Wales, als am späten Mittwochabend, dem 16. Oktober 1991, ein Spezialeinsatzkommando aus Bielefeld ihre Haustür eintritt. Die Mutter wird einem Reporter späterverständnislos sagen: „Ich stand doch schon mit dem Schlüssel hinter der Tür bereit.“ Dietmar und Ludwig werden vom Sofa weg abgeführt. Der mittlere Bruder, Manfred, fehlt. Die Beamten finden ihn schließlich in einem Zimmer im Obergeschoss. Er liegt auf dem Fußboden, in einer Lache Blut. Jemand hat ihm ein Messer ins Herz gerammt. Und in den Hals. Wer, ist nicht gleich klar.

Manfred Herrmann soll versuchen, den Verletzten im Krankenhaus zu vernehmen. „Unmöglich!“, sagen die Ärzte. Jüschke wird notoperiert. Mehrere Beamte spenden Blut. Auf dem Krankenhausflur kommt Herrmann ein Kollege entgegen, der mit einem Foto winkt. Es ist eine Polaroidaufnahme von Jüschkes klaffender Brust. Das Messer steckt noch darin. „Der Kollege war offenbar stolz auf seine Trophäe“, erinnert sich Herrmann. „Der zeigte dieses Foto jedem, der es sehen wollte. Und jedem, der es nicht sehen wollte.“

Später wird der Hamburger Strafverteidiger Uwe Maeffert, der Ludwig Jüschke vor Gericht vertritt, Manfred Herrmann vorwerfen, er habe das Foto des verletzten Bruders seinem Mandaten gezeigt. Um ihn „weichzukochen“, so empfindet es Herrmann. Im Grunde weiß er, dass dieser Vorwurf nichts Persönliches ist. Er versteht das. Auf eine Art. „Zu meinem Vorgesetzten habe ich gesagt: ,Wenn ich mal einen Anwalt brauche, dann nehme ich den, der mir in meiner Dienstzeit am meisten Probleme gemacht hat.““

Uwe Maeffert wäre ein passender Kandidat.

•

Während der mittlere der Jüschke-Brüder im Krankenhaus um sein Leben ringt, bringen Herrmann und seine Kollegin den jüngsten, Ludwig, nach Holzminden aufs Revier. Die Kollegen haben ihm seine Kleidung abgenommen, zur Spurenabsicherung. Er bekommt stattdessen einen alten grünen Polizeitrainingsanzug. Und alte Polizeigummistiefel. „Vor Gericht hieß es später, wir hätten ihn nackt zur Vernehmung gefahren. Und nackt verhört.“ Gegen diese Anwürfe der Verteidigung wird sich Herrmann verwahren. „Wir sind sehr sensibel mit ihm umgegangen. Wenn er zu essen wollte, hat er zu essen gekriegt. Wenn er zu trinken wollte, hat er zu trinken gekriegt. Wir haben ihm keine Vorwürfe gemacht.“

Herrmann weiß, dass Empathie nötig ist, um einen Verdächtigen zu einer Aussage zu bewegen. Die sei ihm auch nicht schwergefallen, solange er Ludwig Jüschke gegenüberstünde, sagt Herrmann. „Zu Hause habe ich mich fast übergeben.“

Die Geschichte, die Ludwig Jüschke dem LKA-Beamten Herrmann erzählt, geht wie folgt:

In der Nacht zum 12. Oktober holt sein ältester Bruder Dietmar das bei dem Raubüberfall erbeutete G3-Schnellfeuergewehr aus dem Versteck und fährt mit Manfred und ihm zum Waldparkplatz Rottmündetal. Der Plan ist, einen Polizisten auf den Parkplatz zu locken und zu erschießen, um an seine Dienstwaffe zu kommen. Dietmar will damit später einen zweiten Polizisten erschießen. Den Beamten, der in der Dienststelle Höxter zuständig ist für Beschuldigte, deren Familiennamen mit „J“ beginnt. Der Jüschke immer wieder vorlädt, vernimmt, verwarnt. Verhaftet. Es soll wie Selbstmord aussehen. Mit der eigenen Dienstwaffe.

Dietmar, ohne Führerschein, fährt. Manfred sitzt neben ihm. Ludwig auf der Rückbank.

Auf dem Waldparkplatz fährt Dietmar an die Notrufsäule heran, steigt aus, betätigt den Sprechhebel. Es ist 2.30 Uhr. Die wenigen Sätze, die er sagt, mit verstellter Stimme und durch die zugehaltene Nase, gehen in die deutsche Kriminalgeschichte ein: „Guden Tach, Meier mein Name, ich hab ... äh ... 'n Wildunfall gehabt. Könnten Sie wohl jemand vorbeischicken. Is keiner verletzt, nur 'n bisschen an der Stoßstange.“

Dietmar dreht die Seitenscheibe seines Mercedes-Geländewagens herunter. Legt das G3-Gewehr mit dem selbst montierten Zielfernrohr in den Fensterrahmen. Geladen. Entsichert. Er wartet. Erst fahren die beiden Beamten an den Brüdern vorbei. Dann wenden sie, parken in entgegengesetzter Richtung zum Geländewagen der Brüder. In der Dunkelheit sehen die Polizisten die Waffe wahrscheinlich nicht. Sie steigen nahezu zeitgleich aus. Dietmar schießt auf den Fahrer. Der bricht, von fünf Kugeln getroffen, tot zusammen. Der Beifahrer versucht, sich in Deckung zu bringen. Jetzt zielt Dietmar auch auf ihn. Vier Kugeln treffen. Der Beifahrer ist noch nicht tot. Als er ein Geräusch von sich gibt, tritt Dietmar an ihn heran, hält ihm das Gewehr an die Schläfe und drückt ab.

Auf der Rückbank des Geländewagens schlägt Ludwig die Hände über dem Kopf zusammen und schreit.

„So hat der uns das erzählt“, sagt Herrmann. „Ganz detailliert.“

Dietmar und Manfred legen die toten Polizisten auf die Rückbank ihres Streifenwagens. Dietmar setzt sich ans Steuer. Manfred fährt den Geländewagen. Ludwig sitzt hinten. Sie fahren 60 Kilometer weit, zum Truppenübungsplatz Sennelager. Auf einer Fichtenschonung heben sie eine Grube aus. Sie nehmen den Toten die Dienstwaffen, Holster, Handschellen und ein paar private Gegenstände ab. Dann legen sie sie in die Erde. Aber die Grube, 1,60 Meter tief, 1,30 Meter breit, ist nicht groß genug. „Um keine weitere Zeit mit Graben zu verlieren, hat man den beiden Beamten mehrfach die Beine gebrochen“, sagt Manfred Herrmann. Die Brüder bedecken die Toten mit Erde, Laub und Ästen.

An einer anderen Stelle des Truppenübungsplatzes, rund vier Kilometer von dem Erdloch entfernt, tränken sie einen Hemdfetzen der Polizisten mit Benzin, stopfen ihn in den Tank des Dienstwagens und setzen ihn in Brand. Zu einem Mitsassen in der JVA Bielefeld-Brackwede soll Dietmar →

Jüschke gesagt haben: „Wenn ich raus bin, knall ich ein paar ab. Die Leichen lasse ich verschwinden. Wo's keine Leichen gibt, gibt es auch keinen Mörder.“

Zu Hause stellen die Brüder fest: Die erbeuteten Dienstwaffen haben das für ihren Zweck falsche Fabrikat. Die beiden Ermordeten gehören zur niedersächsischen Polizei, dort tragen die Beamten Waffen von Heckler und Koch. Die Dienstwaffen der Kollegen in Nordrhein-Westfalen sind von SIG Sauer. Dietmar will ein paar Tage Gras über die Sache wachsen lassen. Dann will er einen Polizisten aus Nordrhein-Westfalen überfallen. Einen, dessen Waffe er nutzen kann.

So habe Ludwig Jüschke es ihnen erzählt, sagt Herrmann. Oft sei Jüschke aufgereggt, emotional gewesen. Immer wieder habe er sich an neue Details erinnert. Er führte sie zu der eingegrabenen Regentonne, in der die Brüder die Waffen und Handschellen der ermordeten Beamten verwahrten. Die Waffen ordentlich gefettet und in ölgetränktes Papier gewickelt.

Manfred Herrmann sagt: „So genau weiß doch keiner Bescheid, der nicht dabei gewesen ist.“

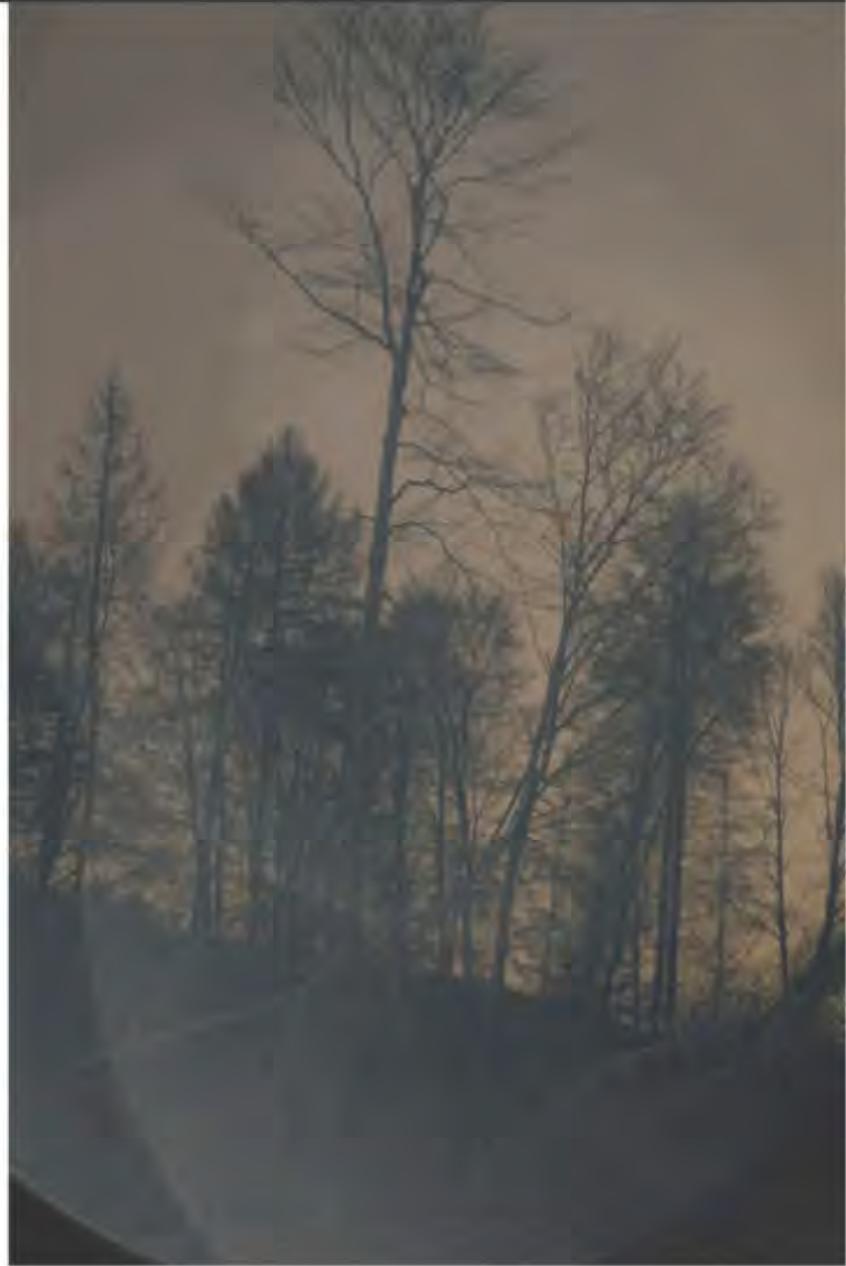
•
Der Hamburger Strafverteidiger Uwe Maeffert, der Ludwig Jüschke vor Gericht vertreten hat, lacht, als er sich heute am Telefon an das Vernehmungsprotokoll seines damaligen Mandanten erinnert. „Der Ludwig kann sehr schön und bunt erzählen.“ Nachdem Maeffert seine Verteidigung übernommen hatte, zog Ludwig Jüschke sein Geständnis zurück. Von nun an redete sein Anwalt. Für Ludwig. Gegen die Polizisten.

Er erwirkte für seinen Mandanten früh eine Haftentlassung. „Die meisten Leute verstehen nicht den feinen Unterschied zwischen einem hinreichenden und einem dringenden Tatverdacht.“ Der erste verpflichtet die Staatsanwaltschaft zur Einleitung der Klage. Letzterer berechtigt sie zum Erlass eines Haftbefehls. Maeffert sagt, ein dringender Tatverdacht habe gegen Ludwig nicht bestanden. Auch nicht nach der Vernehmung.

Seine Aussagen deckten sich teils nicht mit den objektiven Befunden. Mit den Einschusslöchern im Wagen. Und den Schusskanälen in den Leichen. Vor Gericht sagte Maeffert, sein Mandant habe die meisten „seiner“ Details aus dem Fernsehen übernommen. Und unter dem Druck der Vernehmung in ein Falschgeständnis einfließen lassen.

•
Irgendwann im Prozess überlegte Manfred Herrmann, sich krankschreiben zu lassen. Da waren die Vorwürfe, die ihn und seine Kollegen als gewissenlose Folterer eines geistig schwachen Verdächtigen darstellten. Da war die Art, wie die Verteidiger mit ihm umgingen, die Herrmann selbst als Folter empfand. Das endlose Wiederholen der Fragen. Die widersinnigen Auslegungen seiner Antworten. Das willkürliche In-Zweifel-Ziehen seiner Glaubwürdigkeit. Seiner Integrität. Seiner Person. „Die Verteidiger redeten das Verbrechen klein“, sagt Herrmann. „Das war eine Missachtung der Opfer.“

„Das hat alles an mir genagt. So sehr, dass ich an meinem Beruf gezweifelt habe.“ Sein Vorgesetzter sagte: „Unmöglich!“ Wenn er sich jetzt krankschreiben ließe, würden die Anwälte das so drehen, als sei der LKA-Beamte Manfred Herrmann von vornherein gar nicht in der Lage gewesen, Ludwig Jüschke



zu vernehmen. Und als sei das Ergebnis dieser Vernehmungen darum auf keinen Fall verwertbar. Dann könnte man ihm, dem maßgeblichen Zeugen, womöglich nachsagen, er sei psychisch schwer labil. Und zwar: nicht erst jetzt, als Effekt des Verfahrens. Sondern: schon immer. Vielleicht war es nur eine gut gemeinte Warnung. Für Manfred Herrmann muss sie wie eine Drohung geklungen haben.

•
Mit den Aussagen seines Bruder konfrontiert, weist Dietmar Jüschke zunächst alle Schuld von sich. Der Jüngste sei geistig zurückgeblieben, sagt er. Der habe das alles nur aus dem Fernsehen. Dietmar und Ludwig werden dem Haftrichter vorgeführt. Nun gesteht auch Dietmar. Seine beiden Brüder hätten ihm bei den Morden geholfen. Allerdings widersprechen sich die Schilderungen der Jüschkes. Schließlich führt Dietmar die Beamten zu dem Grab in der Senne.

•
Die Beamten vom Erkennungsdienst graben ihre Kollegen weitgehend mit den Händen aus dem Sennesand. Die Toten liegen übereinander. Der Gerichtsmediziner beginnt noch in den späten Abendstunden mit der Obduktion. Andreas Wilkending wurde von sechs Schüssen getroffen. Eines der ersten Geschosse hat seine linke Gesichtshälfte gestreift und die Front- und Vormahlzähne aus dem Oberkiefer geschlagen. Ein zweites Geschoß durchschlug den Oberarm, traf zwei Rippen und zerstörte die Hals- und Brustwirbelsäule. Vielleicht hat der Polizeiobermeister noch versucht, sich zu



Auf dem Truppenübungsplatz Sennelager fanden die Polizisten ihre Kollegen. Die Mörder hatten auf einer Fichtenschonung ein Grab ausgehoben

schützen. „Die Verletzungen lassen sich einer Schussrichtung zuordnen, wenn der linke Arm im Moment des Auftreffens des Geschosses angehoben war“, notiert der Gerichtsmediziner. Durchschuss durch die linke Hand in die Bauchhöhle. Schuss in die rechte Achselhöhle. Schuss in den rechten Oberschenkel. „Wie sich anhand des Verlaufs der Schusskanäle feststellen lässt, war es zum Positionswechsel zwischen Opfer und Täter gekommen.“ Der Steckschuss in der linken Kopfhälfte schließlich, augenscheinlich ausgeführt mit direkt an die Schläfe gesetzter Waffe, sei sofort tödlich gewesen.

Später korrigiert sich der Mediziner: Da der Schuss auf der anderen Seite des Kopfes nicht wieder ausgetreten ist, sei er eher doch nicht aus nächster Nähe erfolgt.

Dieses Fazit ist entscheidend für die Freilassung des jüngsten Jüsckes, der in seiner Vernehmung von einem direkt aufgesetzten letzten Schuss gesprochen hatte. Der Untersuchungsrichter hält es jetzt für wahrscheinlich, dass Ludwig ein Falschgeständnis abgelegt hat.

Jörg Lorkowski wurde viermal getroffen. Die Kugeln haben den rechten Oberarm durchschlagen. Sie sprengten die Schädelbasis. Sie sprengten das Herz. Sie zerfetzten die Lunge. Der Gerichtsmediziner vermerkt: „In Höhe der Außenseite des linken Kniegelenks findet sich eine in etwa horizontal verlaufende, glattrandige Schnittverletzung, die durch die Gelenkkapsel bis in den Knorpel hineinreicht.“ Jemand hatte versucht, das Bein abzutrennen, um Lorkowskis Leichnam in das Erdloch zu passen.

In den 52 Monaten, die der Prozess dauert, schweigen die Brüder Dietmar und Ludwig. Manfred, der mittlere, ist aus dem Krankenhaus entlassen. Er hat die Ermittlungsbeamten zu der versteckten Tatwaffe geführt und lässt seinen Anwalt am ersten Verhandlungstag eine Stellungnahme verlesen: „Die Polizisten sind von meinem Bruder erschossen worden.“ Er selbst sei unfreiwillig zum Augenzeugen geworden. „Mein Bruder Ludwig war nicht zugegen.“ Es habe keinen gemeinsamen Plan gegeben. „Nie im Leben hätten Ludwig und ich daran mitgewirkt.“ Dietmar habe wildern gehen wollen. Manfred fuhr für ihn den Wagen. Als Dietmar über Notruf die Polizei anrief, habe er das für einen „Jux“ gehalten. Er habe nicht vorausgesehen, dass „dieser Scherz mit dem Tod enden würde“. Er wisse nicht, warum der Bruder geschossen hat. Die Stichverletzungen habe er sich selbst zugefügt. „Ich habe am Tag der Festnahme mein Leben beenden wollen. Die schrecklichen Bilder der Nacht und das Leid der Familien lassen mich nicht mehr zur Ruhe kommen.“

Zur Ruhe kommen auch nicht die Familien der Getöteten. Nach dem ersten schleppenden Prozessjahr erhebt sich die Mutter eines der Beamten vor Gericht. Sie verstehe nicht, warum das alles so lange dauert. Sie ertrage es kaum noch, dem ständig grinsenden Dietmar ins Gesicht zu schauen. Die Verteidiger greifen ein: Der Richter, Ulrich Schmidt, habe seine „prozessuale Fürsorgepflicht“ vernachlässigt. Gegenüber dem Angeklagten. Weil er die Mutter aussprechen ließ. →

Im Februar 1995, über drei Jahre nach der Tat, wird Dietmar Jüschke zu lebenslanger Haft wegen zweifachen Mordes und mehrerer Raubüberfälle verurteilt. Im Dezember 1986: Überfall auf ein Munitionsdepot der Rommel-Kaserne in Augustdorf. Laut Urteil beging Dietmar ihn gemeinsam mit Manfred. Die Brüder erbeuteten 3300 Schuss Munition. Anfang April 1987: Überfall auf niederländische Soldaten auf dem Truppenübungsplatz Senne. Die Brüder erbeuteten eine Uzi-Maschinenpistole und mehrere Ausrüstungsgegenstände. Ende April 1987: Überfall auf eine Bundeswehrstreife in der Rommel-Kaserne. Die Brüder schossen mit der zuvor erbeuteten Uzi auf zwei Wachsoldaten. Mai 1988: Überfall auf die Yorck-Kaserne in Stadtoldendorf. Die Brüder schlugen den Soldaten mit einem Knüppel nieder. Als auf sie geschossen wurde, schossen sie zurück, mit der Uzi. Bei diesem Überfall erbeuteten sie das G3-Gewehr.

Schmidt ordnet anschließende Sicherungsverwahrung für Dietmar Jüschke an. Sein Hass mache ihn zu einer lebenslangen Gefahr für die Allgemeinheit. Manfred Jüschke, der mittlere der Brüder, erhält zehn Jahre, wegen Beihilfe zu den Morden. Er hatte Dietmar planen lassen. Er hatte ihn, mit den Waffen, auf den Parkplatz gefahren. Als Jörg Lorkowski und Andreas Wilkending hielten und aus ihrem Wagen stiegen, hinderte er den Bruder nicht an der Ausführung seines Plans. Der Jüngste, Ludwig, war nach Schmidts Überzeugung nicht direkt an den Morden beteiligt. Wohl aber an den Raubüberfällen auf die Soldaten. Das Gericht verurteilt ihn zu zwei Jahren auf Bewährung. Ludwig Jüschke bleibt frei. Seiner Aussage, die er gegenüber Manfred Herrmann gemacht und später zurückgezogen hat, wird kein Glauben geschenkt. Auch dass Dietmar die beiden Männer getötet habe, um eine Dienstwaffe zu erbeuten, glaubt das Gericht nicht. Dietmars Jüschkes Tatmotiv sei ein grundsätzlicher Hass auf die Polizei gewesen.

•

Manfred Herrmann ist jetzt 70. Seine Pensionierung vor neun Jahren hielt er für einen guten Anlass, die Beteiligten von damals ein letztes Mal um eine Art Klarheit zu bitten. Er hätte gern gehört, von irgendeiner, irgendeinem, die dabei waren, dass seine Erinnerung ihn nicht trog. Dass die Wahrheit der Verteidiger vor Gericht nicht die einzige Wahrheit war.

Er schrieb die Kollegen an. Die beiden, die den Jüngsten der Jüschkes zusammen mit ihm vernommen hatten. Die eine Kollegin, erfuhr er, war zwischenzeitlich verstorben. Der zweite schrieb ihm: „Ich will davon nichts mehr hören.“ Er bat beim

Personalrat der Polizei, den Kontakt zu dem Polizisten herzustellen, von dem Herrmann sicher war, dass die Jüschkes es eigentlich auf ihn abgesehen hatten. Und dass die Polizei-obermeister Jörg Lorkowski und Andreas Wilkending, „nur“ aus Zweckmäßigkeit erschossen wurden. Um mit ihren Waffen den Mord an dem anderen möglich zu machen. Dieser andere, den Herrmann nie kennenlernte – er fragt sich bisweilen, ob „der jetzt wohl zweimal im Jahr Geburtstag feiert“ –, ließ ihm ausrichten, er wolle nicht mehr darüber sprechen.

Herrmann bat den damaligen Staatsanwalt um ein Gespräch. Vergebens. Er bat das Landgericht, Einsicht nehmen zu dürfen in das Urteil gegen die Brüder. Verwehrt. Schließlich behalf er sich selbst. Schrieb eine 40-seitige „Darstellung des Sachverhalts aus meiner Sicht“ und stellte sie ins Internet: „Endfassung – 20 Uhr – Polizistenmord – in – Holzminden – 1991“.

Er fuhr noch ein letztes Mal die knapp 100 Kilometer von seinem Wohnort nach Bredenborn. „Um Fotos zu machen, für meine Dokumentation.“ Manfred Herrmann stieg gar nicht erst aus. „Ich habe nur schnell das Fenster runtergelassen und die Fotos aus dem Auto heraus geschossen.“ Er fotografierte auch den Waldfriedhof, mit den beiden gestutzten Taxusbüschen links und rechts. Und den zwei Pflanzschalen mit Heidekraut und den drei Ewigen Lichtern davor. „Hier wurden am 12. Oktober 1991 die Polizeibeamten Jörg Lorkowski und Andreas Wilkending erschossen. Sie kamen, um zu helfen.“ Dann fuhr Manfred Herrmann heim.

„Jetzt ist Schluss“, sagt er. „Ich bin damit durch.“ Nur das Urteil würde er endlich gern lesen. „Ich weiß bis heute nicht, was die anderen beiden in den Vernehmungen ausgesagt hatten.“

Manfred, der zweitälteste der Brüder, hat seine Strafe abgesessen und lebt unter neuem Namen wieder im Kreis Höxter. Der älteste, den Manfred und Ludwig so fürchteten, bleibt nach einem psychiatrischen Gutachten weiterhin in Haft, Dietmar Jüschkes Antrag auf Freilassung wurde im November 2021 abgelehnt. Manfred Herrmann sagt:

„DAS
IST FÜR
ALLE
BESSER
SO.“

•



Herrmann hatte immer wieder um Klarheit gebeten.
Eine Bestätigung, dass seine Erinnerung ihn nicht trog

Laufzeit *geist*?

Unternehmertum in Afrika:
der letzte Teil unserer Serie



Lösungen für das Energie-Problem:
der erste Teil einer neuen Reihe



brand eins

brand eins.de
24. Jahrgang
Heft 05
Mai 2002
10 Euro
0 53777



Ich will dich

nicht nur einmal!

Hier
bestellen



Was steckt hinter der Abo-Wirtschaft?

Das Besitzen von Dingen rückt zunehmend in den Hintergrund. Welche Vor- und Nachteile hat die Nutzung auf Zeit für Kunden und Unternehmen? Was gehört uns überhaupt noch? Antworten gibt es im neuen Schwerpunkt Abo-Wirtschaft.
Jetzt im Zeitschriftenhandel oder auf kiosk.brand eins.de

DAS SCHÖNE UND DAS WAHRE



GUY RIBES WUCHS IN EINEM BORDELL AUF, LEBTE WIE HENRY MILLER
UND ZWAR GANZ GENAU WIE CHAGALL UND



UND MALTE WIE CHAGALL UND PICASSO.
PICASSO

VON ISABELLE ZEIHER

SCHWARZE TINTE AUF WEISSEM PAPIER. EIN STIERKAMPF – SCHATTENFIGUREN OHNE DETAILS. DIE TRIBÜNE EIN SCHWUNGVOLLER STRICH, DAS PUBLIKUM FARBKLECKSE. SCHWARZES BLUT. EIN TORERO, EIN OPFER, DER TOD. ZUM ABSCHLUSS DIE UNTERSCHRIFT: PICASSO.

Guy Ribes schaut auf sein Werk und zündet sich eine Pfeife an. Der süßliche Duft des Tabaks wabert durch den Raum. Ribes schnappt sich ein Buch, schlägt die erste Seite auf und zeichnet einen Maler, der vor einer Leinwand sitzt. Er signiert: „Für M. Schwarz. Marc Chagall.“ Eine kleine Zeichnung, eine simple Unterschrift – der Wert des Buches hat sich verzehnfacht.

Es ist der 5. Januar 2005. So wie Guy Ribes ihn in seiner Autobiografie beschrieben hat. Nur wenige Stunden später wird er in Saint-Mandé bei Paris verhaftet.

30 Jahre lang schlüpfte Guy Ribes in die Haut aller großen Maler. Er wurde zu Dalí, Renoir, Chagall, Matisse, Picasso. Er kannte ihre Geschichten, ihre Gedanken, ihre Unterschriften. Ribes ist Frankreichs bekanntester Kunstmalerfälscher. Ein Begriff, den er hasst. Er sei viel mehr als das. Er sei Künstler. Vor Gericht sagte der vereidigte Sachverständige über ihn: „Wenn Picasso noch leben würde, er würde ihn einstellen.“

Um Guy Ribes kennenzulernen, reiste ich für vier Tage zu ihm nach Paris. Aus den vier Tagen wurden nur 20 Stunden – jedoch 20 Stunden, in denen ich ihn intensiver kennenlernen sollte als gedacht. Eine Begegnung, die sich für mich teilweise beklemmend anfühlte.

Eine kleine Gemeinde im Pariser Umland. Guy Ribes steht gebeugt über einer Aquarellzeichnung. Eine Zirkusszene in finsteren Farben für einen Kunden in Japan. Er hat in der vergangenen Nacht bis vier Uhr daran gemalt, gerade einmal drei Stunden geschlafen. Ein Filzhut, wie ihn Sean Connery in seinen James-Bond-Filmen getragen hat, bedeckt sein weißes Haar. Auf seinem Hemd klebt getrocknete Farbe. Eine dicke Brille hängt auf der Mitte seiner Nase. Mir sagt er, er sei 75 Jahre alt. Das könnte hinkommen. Auch wenn er, je nachdem welchen Artikel man über ihn liest, älter oder jünger sein müsste.

In Ribes' Wohnzimmer hängen Gemälde großer Künstler und handgefertigte afrikanische Masken. Auf antiken Möbeln stehen Vasen und gegossene Figuren. Im Bücherregal ein Stück der Berliner Mauer. Er könne nicht leben ohne schöne Dinge um sich herum. „Siehst du, wie perfekt die Vase ist?“, „Ist sie nicht wunderschön, diese Hand?“, „Merkst du die Präsenz, die diese Skulptur ausstrahlt?“

Er nennt die Namen der Maler. Sagt, er besitze nur Originale – keine einzige Fälschung. Dann, dass ich kein Wort über seine Sammlung verlieren dürfe. Kein Wort über seinen Wohnort. Ein Künstler würde niemals eine Journalistin in sein Zuhause lassen. Immer nur in ein Hotelzimmer.

Es sei ein Privileg, dass ich hier sein dürfe, und es wäre eine Katastrophe für ihn, wenn ich schriebe, welche Werke er genau besitzt. Die Franzosen seien eifersüchtig, und die Justiz



Pfeife raucht Ribes noch immer. Er malt auch weiterhin. Nur keine falschen Picassos mehr wie diesen. Und wenn er es täte, ließe er sich nicht mehr erwischen, sagt er



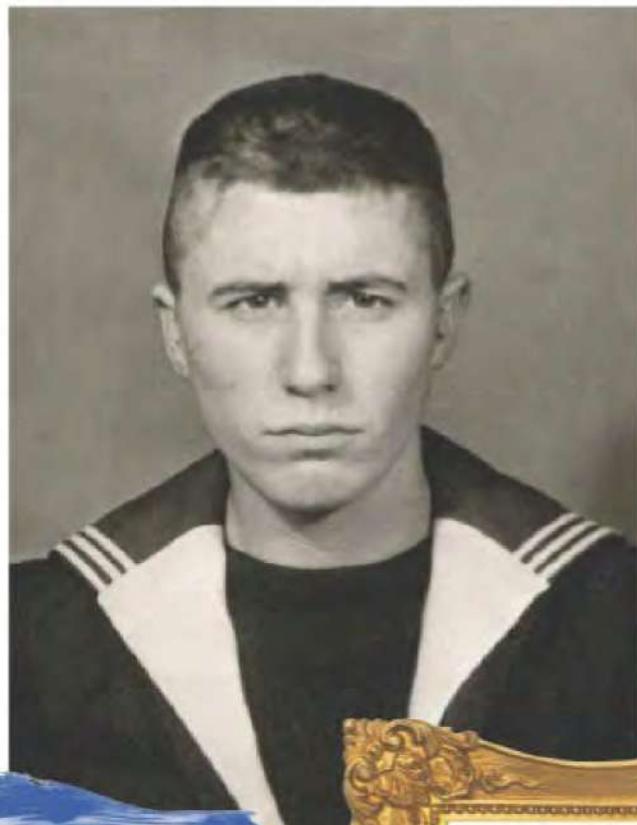
würde provoziert. Schon einmal habe man Teile seiner Sammlung nach einer Videoreportage beschlagnahmt. Später lenkt er ein. Er habe nichts zu verstecken. Nur fotografiert werden dürfe die Sammlung nicht. Darüber schreiben könne ich aber. „Du weißt ja sowieso nicht, was da an der Wand hängt.“

Ich werde im Lauf der Zeit immer stärker den Eindruck gewinnen, dass mein Gegenüber ständig sein Gesicht wechselt. So wie Ribes als Fälscher immer aufs Neue die Identitäten der verschiedenen Maler annahm. Einmal ist er charmant, ein feinsinniger Kunstkenner, dann wieder prahlt er mit seinen Betrügereien. In einem Moment ist er der Frauenversteher und Beschützer, im nächsten eine latent bedrohliche Gestalt aus dem Rotlichtmilieu, die Frauen nicht respektiert.

Was mitschwingt: Macht. Die Macht über das Gespräch. Der Versuch, zu bestimmen, was ich schreibe und was nicht. Ein Ausdruck von Dominanz, ein Kräftemessen. Womöglich eine Seite an ihm, die er schon als Fälscher auslebte. Hier der begabte Künstler, dort die Händler, die von seiner Schaffenskraft abhängig waren, und die Sammler, die er mit seiner Genialität täuschen konnte. Ribes scheint bis heute gern mit der Macht über die Wahrheit zu spielen. Nur er kann sagen, was von dem, was er von sich zeigt, echt ist und was Täuschung.

Die Sonne strahlt auf seine Aquarellzeichnung. Ribes zieht den Fensterladen zu. „Die Sonne ist mein Feind“, sagt er, „die ultravioletten Strahlen zerstören die Pigmente und lassen Aquarelle schlagartig altern. Deswegen arbeite ich lieber nachts.“ Zwar sieht man Picasso, Renoir und Dalí noch immer in den Farbkombinationen, Maltechniken und Bildkompositionen seiner Gemälde, heute unterschreibt er aber mit seinen eigenen Initialen: GR. Und einem Sternchen, das für seine verstorbene Mutter steht, die ihn beschützt. „Sie ist die Liebe meines Lebens.“

Guy Ribes kam in einem Bordell zu Welt. Niemand sprach am Esstisch über Mozart oder Matisse, es gab keine Gemälde an den Wänden, keine Bücher in den Schränken, auch keine gerahmten Urlaubsfotos. Das Bordell hieß „Hôtel du Cheval Blanc“ – ein Altbau in Roanne, knapp 100 Kilometer nordwestlich von Lyon. Ribes erinnert sich noch gut an die Theke, die auf der rechten Seite lag, wenn er zur Haustür hineinkam. An die Treppe mit rotem Teppich, die zu den Betten der Prostituierten führte. Und an den Morgenmantel seiner Mutter. Den Geruch der Seide. An das Muster aus goldenen und roten Paradiesvögeln. Das sind die ersten Farben, an die er sich präzise erinnern kann.



Dem jungen Guy wurde die Aquarellmalerei irgendwann zu öde. Er begann, große Werke zu schaffen und vor allem teure. Wie diesen fast echten Le Corbusier (o.) und den genauso falschen Manet



Wenn Madame Jeanne, seine Mutter, und sein Vater außer Haus waren, kümmerten sich die Prostituierten um die Kinder und halfen beim Haushalt und Kochen. Abends nahmen sie Ribes auf den Schoß und gaben ihm einen Gutenachtkuss. Dann lief der kleine Junge die Treppen hoch ins Zimmer 17. Sein Reich, das er sich mit seinen zwei älteren Brüdern teilte. Nur ein paar Türen weiter empfingen die Damen ihre Freier.

Ribes sagt, es habe ihm an nichts gemangelt. Bis seine Eltern wegen Zuhälterei verhaftet wurden. Ribes, sieben oder acht Jahre alt, kam in ein Internat für Jungen. Es waren seine beiden Brüder, die er am meisten vermisste. Er erinnert sich noch an einen kühlen dunklen Raum des Internats. Wie er allein an einem Tisch saß, vor ihm ein weißes Blatt Papier, hinter ihm ein jesuitischer Priester, der Ribes dabei beobachtete, wie er Kreise und Vierecke aufzeichnen musste. Tag für Tag. Seine erste Begegnung mit der Kunst. Eine Aufgabe, so Ribes, in der er versank. Er vergaß dabei alle Ängste, die

er hatte, alles, was um ihn herum passierte. Die Versuche des Priesters, dem Jungen Latein beizubringen, scheiterten. Den Zeichenunterricht aber sog Ribes auf.

Nach der Haft der Eltern wurde die Familie wieder vereint. Die Eltern hatten aber weder Haus noch Arbeit noch Geld. Sie zogen mit ihren Kindern übergangsweise zu einer Tante. Als Guy Ribes 13 Jahre alt war, setzte ihn sein Vater vor die Tür. Sie ertrugen einander nicht länger. Ribes musste nun selbst schauen, wo er schlafen und wie er sich versorgen konnte, auch wenn seine Mutter ihn immer im Auge behielt.

„Die Beziehung zwischen mir und meinem Vater war reiner Hass.“ Ribes sitzt in seiner Küche. Vor ihm eine Flasche Wein. Es ist die zweite. Die erste gab es zum Mittagessen im Restaurant. Sein Französisch ist teilweise schwer zu verstehen. Er lässt die Buchstaben beim Sprechen ineinander verschmelzen und sagt lieber „ficken“ und „vögeln“ statt „Sex haben“. „Mein Vater war ein dreckiger Wichser, der jeden terrorisierte.

Sich ihm zu widersetzen führte im schlimmsten Fall zum Tod. Ich habe es trotzdem gemacht.“ Nicht selten habe sich der Vater den Gürtel abgeschnallt und seinen Sohn damit geschlagen. Später wurde der Vater zum Mörder – ein eskalierter Nachbarschaftsstreit, Notwehr, sagt Ribes. Wobei der Vater die Waffe nach den ersten Schüssen noch mal nachgeladen habe, um die Sache zu Ende zu bringen. „Wenn man von all dem absieht, war er ein guter Mensch. Nur nicht zu mir.“

Der Priester im Internat war der Erste gewesen, der ihm einen Stift in die Hand gedrückt hatte. In der Familie eines Klassenkameraden vertiefte Ribes seine Liebe zur Kunst. Dessen Eltern unterstützten ihre Kinder dabei, ihre Talente weiter auszubauen. Und Ribes behandelten sie wie ihren eigenen Sohn. Zur Mittagszeit klappte der Vater Kunstdücher auf und zeigte sie den Kindern, bevor er sie Mozarts Symphonien hören ließ.

Den Unterschied zwischen schönen wertlosen und schönen wertvollen Gegenständen lernte Ribes später bei jemand anderem: bei Armand Bouyet, einem der größten Kunsthändler Lyons, wie er sagt. Ribes kam nach seinem Rauswurf bei ihm unter. In den Hinterzimmern von Bouyets Kneipe beobachtete er die Verkaufsgespräche, die dieser mit zwielichtigen Männern führte. Sie brachten Bouyet Schmuck, Uhren und Diamanten. Der Hehler schickte Ribes nach einer Weile los, um die Ware an Antiquitätenhändler weiterzuverkaufen, und auch zu kleineren Einbrüchen – mit der strikten Anweisung, nur ausgewählte Objekte mitgehen zu lassen. Das schulte Ribes' Auge. Ein guter Dieb weiß, was er stiehlt.

Mit 15 Jahren fing Ribes eine Lehre in einer Seidenmalerei an. Seine Mutter hatte ihm von der Stellenanzeige erzählt. Nach nur wenigen Monaten entwickelte er eigene Muster. Wenn ein Kunde sich für ein Design entschied, musste Ribes es identisch reproduzieren. Nach einer kurzen Phase bei der Marine und der Fremdenlegion fing er an, seine eigene Malerei zu verkaufen. Für einen Händler malte Ribes erst mehrere Dutzend, dann um die 300 Aquarelle im Monat. Immer dasselbe Motiv: die Bretagne mit ihrem reißenden Meer und Fischerbooten.

In seiner Küche steht inzwischen die dritte Flasche Wein auf dem Tisch. Château La Couronne, Jahrgang 2006. Guy Ribes schenkt sich ein, holt einen Camembert und ein hartes Brot. „Iss und trink das“, sagt er und stopft sich den Käse in den Mund. „Wer sich mit Wein besäuft, ist ein Idiot. Wein ist Blut, Wein lebt. Nur wenn es ein guter ist, trinke ich ihn – außer ich besaufe mich. Dann ist es mir egal.“

Was Ribes später in seiner Zeit als Fälscher verdient hatte, gab er sofort aus. 15 000 Euro in 15 Tagen seien das schon mal gewesen. Partys feiern, Casinos, Koks, Reisen um die Welt, Essen in den schicksten Restaurants – mit wechselnden Frauen an seiner Seite. Schöne Dinge habe er sich von dem Geld gekauft: Skulpturen, Gemälde, alte Pfeifen. Alles Originale.

Seine Freunde seien schon immer entweder reich oder Verbrecher gewesen. Ribes erzählt von Sauftouren mit Gérard Depardieu, zeigt ein gerahmtes Bild mit dem Boxer Joe Jackson. Ribes mit Pfeife im Mund, Jackson eine Zeitung im Jackett. Viele dieser Freundschaften hätten sich erst entwickelt, nachdem er als Fälscher aufgeflogen war. Beispielsweise die

mit John Travolta – der bei ihm Rat suchte, als er einen Kunstmördker im Film „The Forger“ spielte. Auf Facebook hat Ribes eine Karte gepostet, mit Travoltas Signatur:

John Travolta, April 10, 2015

Lieber Guy,

vielen lieben Dank, dass du mir eine Kopie deines Buches zugeschickt hast. Ich weiß, dass du eine faszinierende Geschichte zu erzählen hast.

Love

Als ich nach weiteren Fotos mit seinen berühmten Freunden frage, will er wissen, ob ich ihm nicht glaube. In seinem Alter bringe es nichts, zu lügen. „Ich mag keine Lügner. Aber ich mag Leute, die gute Geschichten erzählen, die ihre Erlebnisse aufhübschen“, sagt er.

Das erste Bild, das Ribes im Stile eines großen Künstlers malte, war für einen Kunstmördker, der den französischen Maler Claude Weisbuch verehrte, sich aber kein Werk von ihm leisten konnte. Ribes malte ihm eines. Und dann noch mal eines und noch mal eines. So fand er seine Berufung. Seine eigene Malerei verkaufte sich nicht, und die Auftragsarbeiten erfüllten ihn künstlerisch nicht: immer das gleiche Aquarell in dutzendfacher Ausführung. Aber was, wenn er selbst etwas Neues schuf, für das die Leute viel Geld ausgeben würden, weil sie glaubten, es sei etwas kostbares Altes?

„Und dann habe ich gesehen, dass ich in einer Nacht genauso viel verdienen konnte wie in zehn Jahren Arbeit. Was hättest du da gemacht?“, fragt er mich. „Es war magisch. Es war ein Spiel.“

Anfangs arbeitete Ribes noch nicht so akribisch, wie er es später tat. Er las noch nicht jedes Buch, das ihm zu den Künstlern in die Hände kam. Kannte die handwerklichen Eigenheiten der Maler und auch ihre Unterschriften noch nicht.

Henri Guillard hingegen kannte die Geheimnisse, die für die Herstellung eines hochwertigen Gemäldes unerlässlich waren. Guillard betrieb eine Druckerei für Lithografien, in der die Maler ein- und ausgingen. Ribes freundete sich mit ihm an. Die ersten Fälschungen malte Ribes nur für sich in seinem Atelier. Doch eines Tages ging er zu Guillard und zeigte ihm ein Gemälde im Stil von Chagall. Es sei schlecht, sagte der Druckermeister und zeigte ihm, wo die Fehler lagen. Ribes begann von Neuem. Wieder und wieder. Bis schließlich ein Gemälde dabei war, an dem Guillard nichts auszusetzen hatte. Guillard verkaufte es an einen Kunden in Amerika, Léon Amiel, der in der Szene als bedeutendster Chagall-Händler galt. In den folgenden Monaten kaufte Amiel knapp drei Dutzend weitere von Ribes gemalte Chagalls.

„Irgendwann kam Henri zu mir und meinte: ‚Wir stecken in der Scheiße. Amiel will uns sehen.‘ Sie trafen sich mit ihm im 6. Arrondissement in Paris. Ribes hatte unglaubliche Angst – Amiel hatte Kontakte zur New Yorker Mafia und bis zu diesem Zeitpunkt umgerechnet rund 300 000 Euro für Ribes' Fälschungen ausgegeben. Ribes schritt an zwei Bodyguards vorbei in Amiels Büro. Da saß der Mann – über zwei Meter groß und um die 150 Kilo schwer. An der Wand lehnten die Chagall-Fälschungen. „Bist das du gewesen?“, soll Amiel →



**„ICH MACHE DIR
EIN GESCHENK
UND NEHME DICH
MIT NACH PARIS.
DU WIRST DEN
FÄLSCHER
VERGESSEN,
DAS VERSPRECHE
ICH DIR“**

gefragt haben. Ribes bejahte. „Zerreiß die Bilder – alle.“ Ribes folgte dem Befehl. Auf dem Schreibtisch des Händlers lagen aufgeschlagene Chagall-Bücher. Amiel erklärte, woran er erkannt hatte, dass es Fälschungen waren. „Du wirst mir noch mal eines machen. Dieses Mal ein gutes. Und jetzt hau ab.“

Von Chagall wechselte Ribes zu Picasso, und nach und nach fälschte er beinahe jeden berühmten Künstler. Er griff die Techniken, Farbkombinationen und Motive der Maler auf, zumeist ohne vorhandene Bilder zu kopieren. Er fertigte neue Werke, so wie die Künstler selbst sie gemalt hätten. Gab es eine Serie von 13 Gemälden, schuf Ribes Nummer 14. Ein Dreieck mit der Spitze nach oben von Picasso, ein Dreieck mit der Spitze nach unten von Ribes. Er versetzte sich in die Lage der Künstler. Wo hatte sich Picasso im Moment der Schöpfung aufgehalten? Was hatte ihn in dieser Zeit wohl beschäftigt? In welcher Form und mit welchem Motiv hätte das Ausdruck gefunden? Als ein Freund von Picasso Selbstmord begangen hatte, verarbeitete dieser die Trauer in Gemälden in kühlen bläulich-grünen Farbtönen zu Themen wie Einsamkeit, Elend und Kummer. In genau diesem Stil erweiterte Ribes das Oeuvre aus Picassos „Blauer Periode“ nachträglich.

Der Fälscher durfte nur Papier und Farben aus der Epoche des jeweiligen Künstlers nehmen. Er malte und wusch das Bild wieder und wieder mit einem Schwamm ab. Damit nur die Farbe, die tief ins Papier eingezogen war, zurückblieb. Manchmal ließ er die Bilder draußen liegen, damit sie in Sonne und Feuchtigkeit vorzeitig alterten. Er kaufte antike Bilderrahmen, um den darauf liegenden Jahrzehntealten Staub auf seinen Leinwänden zu verteilen. Zuletzt zerstörte er alle Spuren seiner Arbeit: die Bücher über den Maler, Fotokopien, Skizzen, misslungene erste Versionen, Farben, Pinsel.

Wenn Ribes heute davon erzählt, wie gut seine Fälschungen waren, klingt er stolz. Einmal, so schreibt er in seiner Autobiografie, war er mit einem Händler und einem unabhängigen Experten bei Chagalls Tochter Ida. Sie sollte ein Bild, das Ribes gefälscht hatte, authentifizieren. Während der Experte aufzählte, warum es seiner Meinung nach kein echter Chagall sein konnte, schaute sich die Tochter das Gemälde an und sagte: „Ich kann Ihnen versichern, dass es keine Fälschung ist. Ich erinnere mich daran, wie mein Vater es malte.“ Das Bild war drei Tage alt.

Wenn es gelang, die Gutachter zu täuschen, wurde die Fälschung durch das Zertifikat echt. Ein Aquarell eines weniger bekannten Künstlers wie Raoul Dufy konnte rund 600 000 Euro einbringen. Doch nachdem Guillard und Amiel gestorben waren, ließ Ribes sich auf Händler ein, die Zertifikate fälschten. Die nicht warten wollten, bis Ribes die Gemälde altern lassen hatte. Bei manchen war die Farbe noch feucht, als sie aus dem Atelier abgeholt wurden. In allen Ecken Frankreichs gingen Anzeigen bei der Polizei ein. Gefälschte Bilder, gefälschte Zertifikate. Einzelfälle, die die Polizisten nach und nach miteinander verknüpften.

10 000 Nachahmungen habe er in den 30 Jahren geschaffen, erzählt mir Ribes. Allein von Chagall seien es um die 400 Stück gewesen. Noch heute hingen Bilder von Ribes unbemerkt in Museen, sagt er. Nur um die 300 wurden beschlagnahmt. „Das waren die schlechten, die guten werden sie nicht finden.“

Ob er jemals wieder fälschen wird? Er kenne das Leben, sagte Ribes einmal in einem Interview, er wisse, dass er nicht darum herumkommen werde. Nur habe er jetzt einen entscheidenden Vorteil: Er könne jederzeit neue Fälschungen produzieren, und wenn eine entdeckt würde, könne er den Polizisten antworten: „Ja, diese Fälschung habe ich gemacht. Aber das ist schon zehn Jahre her.“ Und dafür sei er bereits verurteilt worden. Niemand kann ihm etwas anhaben, so geht die Geschichte, die er von sich erzählt.

Ribes greift nach seinem Handy und wählt eine Nummer. Mario, ein Freund, der ein Restaurant in Paris besitzt, geht ran. „Hallo, Maestro“, begrüßt er den Künstler. Ribes verkündet, dass er nach Paris fahre, weil er mich – die deutsche Journalistin – seinen Freunden vorstellen möchte. „Ruf alle an und sage, dass ich komme.“ Die beiden legen auf.

Vor allem als Ribes noch gefälscht hat, habe er in Marios Restaurant viel Geld gelassen. Bis heute sei er Stammgast. „Ich feiere zwei Tage, eine Woche. Wenn ich heimkomme, merke ich, dass es mir nichts gegeben hat. Aber dann bin ich wieder für sechs Monate ruhig.“ Wenn Ribes um ein Uhr nachts in Paris sei und ein Spiegelei möchte, könne er Mario anrufen, der ihm eines zubereite.

„Ich mache dir ein Geschenk und nehme dich nach Paris mit. Du wirst den Fälscher vergessen, das verspreche ich dir“, sagt Ribes zu mir. „Aber du wirst heute Abend nicht heimgehen und dich in dein Bett in der Unterkunft verpissen, wie so eine Idiotin, oder? Ich habe dir vorgeschlagen, dass du auf dem Sofa schlafen kannst. Aber das wolltest du nicht. Weil du Angst hattest, dass ich dich vergewaltige.“ Als ich ihm sage, dass diese Sorge nicht abwegig klingt, wirkt Ribes ehrlich betroffen. „Diesen Ruf habe ich nicht. Ich gehe sehr respektvoll mit den Frauen um.“

Aber immer wieder fallen solche Sätze. Ich solle mich hüten. Mich nicht von seinem Äußeren täuschen lassen. Er sei nicht alt. Er könne sich sehr schnell bewegen. Ich sei ein kleines Mädchen aus Deutschland, das in die Höhle des Teufels komme. Dem Teufel ins Gesicht schaue. Er könne mich „nehmen, hochheben, auspacken“, wie er wolle. Ich sage ihm, dass er mir Angst macht. Er sei nicht böse, sagt er, aber er könne gefährlich sein. Sehr gefährlich, antwortet er, bevor er mit sanfter Stimme sagt, dass es auf der Welt niemand netteren als ihn gebe.

Ich bin froh über den Tisch, der schützend zwischen uns steht. Später frage ich mich, ob diese Angst Teil seines Spiels ist. Ist dieser vulgäre und bedrohliche Umgangston auch eine Imitation, eine Pose aus seiner rauen Kindheit im Rotlichtmilieu? Hat dieser Mann, der so viel falsche Kunstwerke geschaffen hat, auch eine Kunstfigur namens Guy Ribes kreiert? Eine, die ihre Betrachter ständig im Ungewissen lässt? Will Ribes mich einschüchtern und in Verlegenheit bringen, um die Kontrolle über das Gespräch zu behalten? Nur er kennt die Wahrheit.

„Du tust mir gut“, „du bist intelligent“, „du kannst gut zuhören“, „du bist für mich fast wie ein Enkelkind“. Die altersmilde Seite. Ribes erzählt, dass er vier erwachsene Kinder mit unterschiedlichen Frauen aus verschiedenen Ländern hat. Er dreht sein Handy zu mir und zeigt Bilder. Ribes sagt, er sei für mich verantwortlich, er werde mich in Paris beschützen. Lässt dabei offen, wovor.

Wir bestellen ein Taxi. Ribes zieht sich sein farbverschmutztes Outfit aus und schlüpft in saubere Klamotten. In seine lederne Tasche packt er ein dickes Bündel voller grüner 100-Euro-Scheine. 45 Minuten später sind wir im 12. Arrondissement, drei Kilometer von Notre Dame de Paris entfernt. Mario – ein Mann um die 50, mit Wohlstandsbäuchlein und rahmenloser Brille – wartet schon am Eingang und begrüßt uns herzlich. Noch —

Fotos: Jean-Luc LEON (2)



Guy Ribes malt für eine TV-Dokumentation einen Ribes, der stark nach Matisse ausschaut. Den wollüstigen Picasso (o.) schuf er vor seiner Festnahme



FLOREANA

Sie sind Deutsche. Sie ziehen auf eine einsame Pazifik-Insel. Sie leben dort ihren Aussteigertraum. Bis eines Tages der Tod ins Paradies kommt

Von Peter Meroth

In den Tropen ist die Mittagsstunde eine Zeit der Ruhe. Kein Lufthauch mehr, der durch die Blätter rauscht, kein Rascheln im Unterholz. Seit Wochen peinigt eine Gluthitze die Insel Floreana. Die Äquatorsonne hängt wie Messing in einem Himmel aus Stahl.

Da gellt ein Schrei durch die Stille. Ein langgezogener, fast unwirklich schriller Schrei von panischem Entsetzen, unfassbarem Schmerz, verzweifeltem Todeskampf.

So plötzlich, wie er über die Insel hallte, erstirbt der Ton. Stille legt sich über die Szene. „Wie sich die Wogen über Ertrinkenden schließen“, schreibt Dore Strauch in ihren Erinnerungen. „Wir waren wie gelähmt. Uns gefror das Mark in den Knochen.“ Auch ihr Partner ist weiß wie ein Geist. Dr. Friedrich Ritter, Arzt und Philosoph, ein Mann, den nichts so leicht aus der Fassung bringt. Nach dem ersten Schock gehen Strauch und Ritter zur Grenze ihres Grundstücks, lauschen in die Wildnis. Wenn jemand verletzt ist – „Friedo“ wäre doch der erste Ort, um nach Hilfe zu suchen. Ja, ihr Haus, das sie „Friedo“ genannt haben, nach ihren Namen, Friedrich und Dore, sollte auch ein Hort des Friedens sein. Vielleicht sogar ein Modell für eine bessere Welt.

Schweigend warten die beiden Deutschen, ob sich Schritte nähern. Sie sind sicher, dass sie den Schrei einer Frau gehört haben. Schon seit einiger Zeit mehren sich die Zeichen, dass ihr kleines Paradies bedroht ist. Trotzdem – sie wollen ihren Traum, für den sie Berlin verlassen haben und in die ferne Einsamkeit gezogen sind, weiterträumen.

Jetzt exklusiv weiterlesen oder hören auf crimeplus.de/floreana

CrimePLUS
Wahre Verbrechen

sind Ribes' Freunde nicht da. Ein paar haben abgesagt, ein paar wollen später kommen. Denjenigen, die abgesagt haben, hat Ribes eine „Beweg deinen Arsch gefälligst“-Nachricht geschrieben.

„Einen Colonel, bitte“, sagt er. Mario geht hinter die Theke und mischt Wodka mit Zitronensorbet. „Bringt ihr alles, was sie möchte. Sie steht unter meinem Schutz“, sagt Ribes und zeigt auf mich. „Macht ihr eine Pizza, aber keine, die auf der Karte steht. Etwas Besonderes.“ Am Tisch sitzt ein alter Bekannter. Ein Geschäftsmann, sagt Ribes. Ein guter Casino-Spieler, mit dem er manchmal zusammenarbeitet. Auf die Frage, wie die Zusammenarbeit aussehe, bekomme ich ein „Gehe nicht weiter, als deine Kompetenzen reichen, das hat nichts mit dem Artikel zu tun“ von Ribes zurück.

Ein Colonel nach dem anderen rutscht über den Tisch. Beinah jedem, der vorbeikommt, sagt Ribes, dass eine Journalistin aus Deutschland gekommen sei, um einen Artikel über ihn zu schreiben. Ab und an verschwindet er mit Bekannten in den Hinterraum.

Kurz vor Mitternacht. Langsam leert sich das Restaurant. Ladenschluss. Mario macht die Lichter aus und die Lautsprecherboxen an. Es läuft eine Mischung aus Pop und arabischem Gesang. Inzwischen sind einige von Ribes' Freunden eingetrudelt.

Antoine, den Ribes als schwulen Banker vorstellt, der mit allen großen Modeschöpfern bekannt ist, hat eine Frau mitgebracht. Eine der ersten Fragen, die Ribes der 30-Jährigen stellt, ist: „Bist du untenrum behaart?“ Er hat mir dieselbe Frage vor ein paar Stunden gestellt. Im Gegensatz zu mir antwortet sie ihm. „Nein. Kein einziges Haar habe ich auf meinem Körper.“ Sie lacht laut. „Schade“, sagt Ribes, „ich mag es behaart.“ Sie wechselt das Thema.

Es wird geraucht, getanzt, gesungen und weitergetrunken. Ribes erzählt, dass er nach seiner Entlassung an Filmsets gearbeitet habe. Für den Film „Renoir“ malte er alle Bilder und spielte das Handdouble für die Zeichenszenen. Zurzeit schreibe er an seinem zweiten Buch. Dieses Mal solle es mehr um die Kunst als um den Fälscher gehen.

Ribes' Freunde sagen, er sei ein besonderer Mann. Ein Sympathieträger – redselig, talentiert, nett und lustig. Mario erzählt, dass Ribes mal zu ihm kam und Geld daließ, damit das Restaurant einen Obdachlosen mit Essen versorge. Aber: „Guy trinkt zu viel Alkohol und wird dann leicht aggressiv“, sagt Mario. „Er ist einsam. Wenn er nach Hause kommt, dann wartet da niemand. Sein Charakter ist schwierig, sodass keine Frau länger bleibt.“ Das Geld, das er habe, gebe er beim Feiern aus – sonst habe er niemanden, mit dem er es teilen könne.

Ribes redet viel über Frauen, mit denen er etwas hatte oder hat. Von Musikerinnen, Diplomatinnen, Schriftstellerinnen, Dirigentinnen. Von Affären mit 30-Jährigen. Auf die Frage, warum keine bei ihm blieb, sagt er: „Die waren alle dumm.“ Und etwas später: „Sie haben irgendeinen Deppen geheiratet, um ein banales Leben zu führen.“ Ewige Liebe gebe es

„ICH MAG KEINE LÜGNER. ABER ICH MAG LEUTE, DIE GUTE GESCHICHTEN ERZÄHLEN“

nicht. Jeden Abend derselbe Schwanz, dieselbe Fotze, das langweile. Nur mit einer Frau habe er sich ein Leben vorstellen können: einer Musikprofessorin, die Mitglied des Orchestre National de France war. Sie spielte ihm abends Lieder von Erik Satie vor. Eine solche Frau sei einzigartig, sagt Ribes.

Aber ihre Beziehung endete abrupt, als er festgenommen wurde.

5. Januar 2005. Guy Ribes sammelte ein, was er für das falsche Picasso-Gemälde und für die Chagall-Unterschrift gebraucht hatte. Er stopfte alles in eine schwarze Plastiktüte, Bücher, Pinsel, Farbe, und warf es in eine Mülltonne, zehn Minuten von seinem Apartment entfernt. Er traf sich mit dem Kunden in einem Restaurant und tauschte Kunst gegen Geld. Was Ribes nicht wusste: Jemand hatte ihn verpfiffen. Seit Wochen wurde er beschattet und abgehört.

Die Beamten warteten, bis die Männer getrennte Wege gingen. Ein paar Straßen weiter wollte Ribes sich beim Optiker eine Lupe kaufen. Doch noch bevor er sie bezahlen konnte, kamen ein Mann und eine Frau zur Tür herein. Die beiden Polizisten in Zivil nahmen ihn fest. Im Auto des Kunden wurden neun Fälschungen gefunden, Matisse, Chagall, Picasso, Dalí, Léger, Vlaminck, allesamt gemalt von Ribes, sowie Bücher mit Widmungen.

Ribes zeigte den Ermittlern in den folgenden Monaten, welche der bislang im Lauf der Zeit beschlagnahmten Fälschungen von ihm stammten. 2010 kam es zur Gerichtsverhandlung. Rund 300 Bilder waren Teil der Anklage – die meisten im Stil der Künstler gefertigt, dazu ein paar Kopien bestehender Werke. Ribes wurde zu drei Jahren Haft verurteilt, davon zwei auf Bewährung. Alles, was ihm wichtig war, seine Wertgegenstände, die Statuen, Gemälde und alten Pfeifen wurden beschlagnahmt, um die Opfer zu entschädigen.

Fünf Uhr morgens. In fünf Stunden muss Mario wieder die Ladentür öffnen. Nur noch er, Ribes, die 30-Jährige und ich sind im Restaurant. Ribes verschwindet ins Nebenzimmer und begleicht die Trunkschulden aller Gäste. Dann kündigt er an, dass seine neue Bekannte und er jetzt allein etwas trinken gehen wollen.

Ich verabschiede mich von ihm, und wir verabreden uns für den Nachmittag. Er zieht mit der jungen Frau davon, Arm in Arm, leicht schwankend. Es ist das letzte Mal, dass ich ihn sehen werde. Ribes wird den ganzen Tag in Paris unterwegs sein und feiern. Spätabends wird er nach mehr als 24 Stunden Party ins Bett fallen, durchschlafen und weitere 24 Stunden den Rollladen nicht hochziehen. Er wird nicht auf Anrufe und auch nicht auf Nachrichten reagieren. Ich werde erst auf dem Heimweg von ihm hören. Nach fast drei Tagen absoluter Stille schreibt er mir, dass er mir in den nächsten Tagen eine Zusammenfassung unseres Treffens zukommen lasse.

Seine Geschichte, so wie er sie erzählt haben will. ●

FILMFANS AUFGEPASST!

Attraktive Pakete für
die beste Unterhaltung

1Netzkino

MEHR ALS 2.500
FILME KOSTENLOS
STREAMEN

Jetzt App herunterladen



SCANNEN

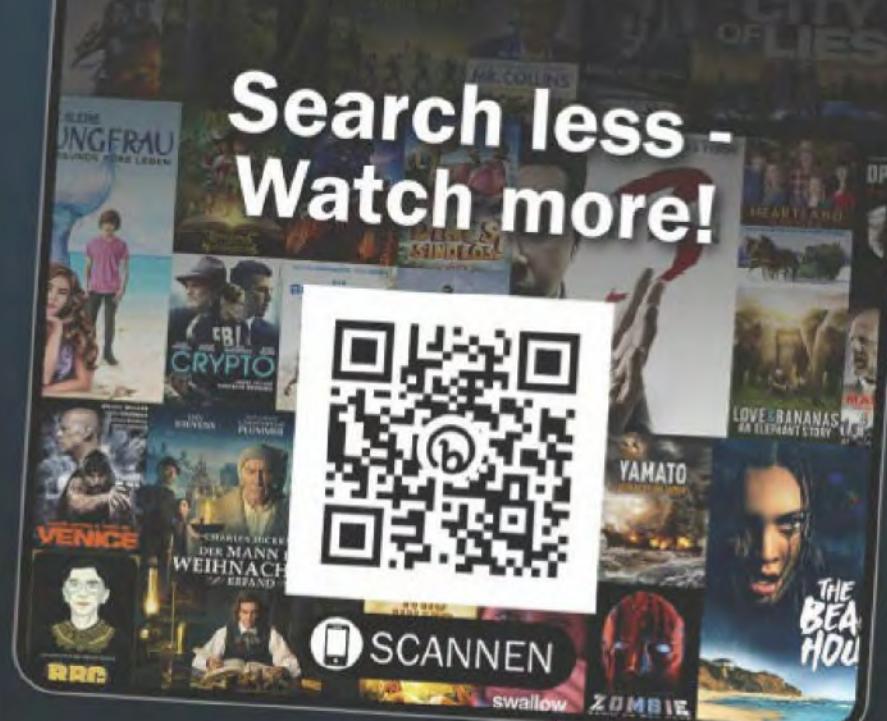
www.netzkino.de/app

superfresh.

DEIN
ENTERTAINMENT-
CHANNEL AUF
prime video



Search less -
Watch more!



<https://kochfil.me/Superfresh>

JETZT AUSPROBIEREN
UND TOP FILME STREAMEN



1

S : b i 8

-easse - die zu Eilemle - 1979
-gesellschafte - 1979 - 1979
-musea - 1979 - 1979

B i l d : 1

Übersichtsaufnahme des brandbeschädigten
20-Liter-Kanisters

BEINAHE

*Was die Frau
erzählte, schien
unvorstellbar.*

*Niemand
wollte ihr glauben.*

*Niemand,
bis auf einen*

UNMÖGLICH

VON CHANTALE RAU
FOTOS PAULINA HILDESHEIM

E

Ein vorbeifahrendes Paar bemerkte den Rauch, das Feuer. Ein Trabi, gegen einen Baum gekracht. Das Paar hielt an, eilte zum Helfen. Ein Mann im Gras, verletzt. Eine Frau, Flammen loderten an ihren Beinen. Die Helfer warfen eine Decke über sie. Die Frau schrie: „Im Auto sind noch Kinder, die verbrennen!“

Die Helfer schauten zum Wrack. Sie konnten niemanden erkennen. Alles brannte lichterloh.

Heidi S., 38, war eine intelligente Frau. Braune Locken rahmten ihr rundliches Gesicht, ihre Augen: warm und freundlich. Sie arbeitete im Bezirkskrankenhaus Cottbus, sie galt als engagiert, zuverlässig, kompetent und kollegial. Zwar trat sie resolut auf, aber nie herrisch. Ihre Kollegen mochten ihre Hilfsbereitschaft, ihren Sinn für Gerechtigkeit. Heidi S. hatte ihre Ausbildung wegen ausgezeichneter Leistung vorzeitig beenden dürfen, nun, im Jahr 1990 war sie stellvertretende leitende Krankenschwester in der Rettungsstelle und verantwortlich für ein Team von 14 Leuten.

In der Liebe hatte sie weniger Glück. Bereits mit 18 Jahren hatte sie das erste Mal geheiratet, aber nach einigen Monaten war die Scheidung gefolgt. Sie versuchte es wenige Jahre später erneut. Sie gebar ihre erste Tochter, Antje. Ihr zweiter Ehemann war ständig auf Montage, nach vier Jahren zerbrach auch diese Ehe. Eine dritte folgte, und ein zweites Kind kam auf die Welt, Jana. Die Kleine konnte noch nicht einmal laufen, als ihr Vater 1980 starb. Er hatte Krebs gehabt. Mit 28 Jahren hatte Heidi S. bereits drei Ehen hinter sich, sie arbeitete hart und zog ihre Mädchen allein groß. Bekannte würden sie später als einen Menschen mit ausgeprägtem Familiensinn beschreiben. Es dauerte fünf Jahre, bis sie es erneut wagte: Alfred S. wurde ihre neue große Liebe.

Alfred S., volles braunes Haar und kräftige Statur, war gelernter Dachdecker, arbeitete aber als Fußbodenverleger. Die Schule hatte er nach der vierten Klasse verlassen, er war eher ein Praktiker, ein Handwerker durch und durch. Er war fast zehn Jahre älter als Heidi und vielleicht nicht der gebildeteste Kerl, aber dafür technisch begabt. Seine Fertigkeiten hatte er sich größtenteils selbst angeeignet, darauf war er stolz. Alfred S. war seit 22 Jahren verheiratet, als er mit Heidi zusammenkam, auch er hatte bereits zwei Kinder. Er begann

zunächst eine Affäre mit Heidi, dann verließ er seine Frau. Heidi half ihm, die Scheidungspapiere auszufüllen. Am 25. September 1985 gab sich das Paar das Jawort. Gemeinsam unternahmen sie Ausflüge, häufig fuhren sie zu ihrem Kleingarten. Ein Stück Natur, das sie als Familie zusammenrücken ließ. Die Dinge schienen sich wieder zu fügen für Heidi S.

Am 22. September 1990 fuhr die Familie vormittags zum Einkaufen nach Polen, die Grenze lag nur etwa eine knappe Stunde Fahrt entfernt. An diesem Samstag, drei Tage vor ihrem fünften Hochzeitstag und nur elf vor der deutschen Wiedervereinigung, saß Alfred S. am Steuer des Familien-Trabants. Zwar hatte sich S. mittlerweile auch einen BMW zugelegt, doch der besaß keine Anhängerkupplung, und S. wollte bei seiner Mutter einen Stuhl abholen. Neben Alfred S. saß seine Ehefrau, auf den Rücksitzen saßen seine Stieftöchter. Antje war eine ehrgeizige Schülerin, wirkte auf Bekannte etwas verschlossen, aber recht reif für ihre 15 Jahre. Jana, elf, galt als lebhaftes, fröhliches Kind. Auf dem Rückweg am Nachmittag legte die Familie den Zwischenstopp bei der Mutter von Alfred S. ein. Er installierte für sie eine Antenne, dann brachte er den Anhänger am Trabant an und lud den Stuhl auf. Der Kofferraum war voll. Neben Äpfeln, Eiern, Tüten und einem Schuhkarton hatte Alfred S. noch einen 20-Liter-Benzinkanister hineingepackt, nichts Ungewöhnliches zu DDR-Zeiten, das Tankstellennetz war lückenhaft. Antje saß hinter der Mutter, Jana hatte sich neben ihre Schwester auf den Mittelsitz gedrängt, denn in den Fußraum hinter dem Fahrersitz hatte der Stiefvater einen Metalleimer gequetscht, in den er Lösungsmittel und ein Gurkenglas mit Farbe gepackt hatte. So traten sie den Heimweg an, den Trabi voll beladen.

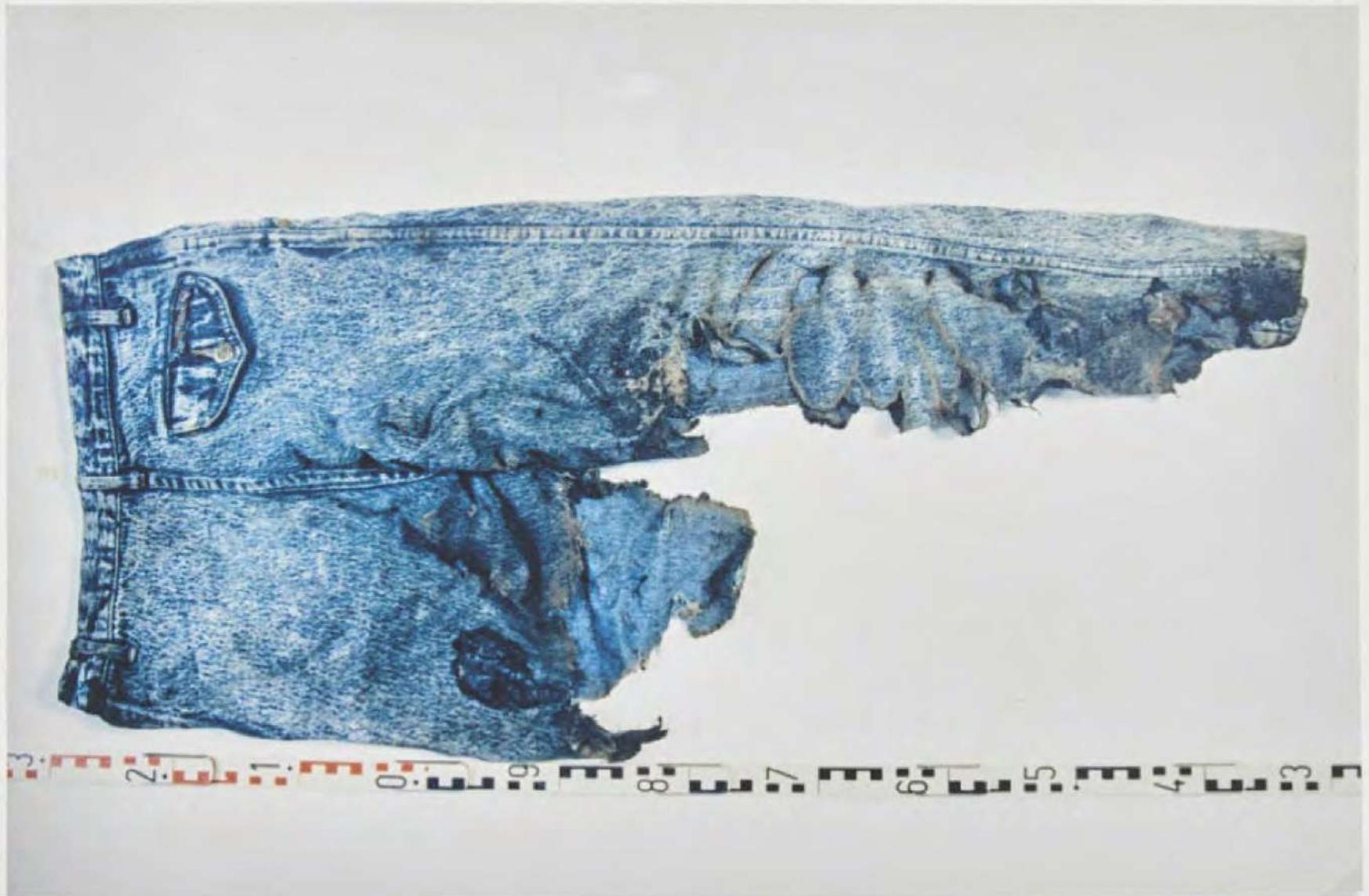


Bild 3

Die Flammen
hatten die
Hose zerfressen.
Mehr als drei Vier-
tel der Körper-
oberfläche von
Heidi S. waren
verbrannt

Der Unfall geschah in einer Kurve zwischen den Ortschaften Sellessen und Bühlow. Es ging leicht bergab, als das Fahrzeug plötzlich von der Straße abkam, in einen Graben fuhr und gegen einen Baum prallte. Der Trabi fing sofort Feuer.

Kriminalhauptkommissar Jörg Frank, 62, erinnert sich noch heute gut an diesen Fall, in dem damals auf den ersten Blick „alles unverdächtig“ schien. Mehr als 30 Jahre nach dem Unglück steht er in seinem Büro in der Polizeidirektion Süd in Cottbus. Topfpflanzen zieren die Fensterbank, an der Wand hängt eine teppichgroße Karte, die die Gegend rund um Cottbus zeigt. Frank war damals Kommissariatsleiter bei der Kriminalpolizei Spremberg. Er zeigt auf der Karte die Unfallstrecke: Da kaufte die Familie ein, hier hielten sie bei Alfreds Mutter,

dort fuhr der Trabi gegen den Baum. Im Auto wurden die verkohlten Leichen der Mädchen geborgen. Sie hatten dem Feuer nicht entkommen können, da der Trabi hinten keine Türen besaß. In den Lungen der Kinder fand man später Ruß, sie waren lebendig im Auto verbrannt.

Ein außergewöhnlich tragischer Unfall. Aber kein unerklärlicher. Es kam bei Trabis schon mal vor, dass nach einem Frontalaufprall im Motorraum Feuer entstand. Im Kofferraum des Wagens hatte man zudem einen Benzinkanister gefunden. Vorne der Tank, hinten ein Kanister, eine lebensgefährliche Kombination.

Wobei es da eine Merkwürdigkeit gab. Am Montag bei der morgendlichen Lagebesprechung, zwei Tage nach dem Unglück, hörte Frank zum ersten Mal davon: Die Mutter der Mädchen hatte den Helfern gesagt, ihr Mann habe sie „umbringen“ wollen. Während Alfred S. nach dem Unfall ins nahe gelegene Krankenhaus in Spremberg gebracht worden war, hatte Heidi S. darauf bestanden, ins Bezirkskrankenhaus Cottbus eingeliefert zu werden. Dort arbeitete sie. In der Rettungsstelle wiederholte sie immerzu ihre Geschichte: Ihr Mann habe sie angezündet, sie habe gekämpft wie eine Löwin, aber die Töchter nicht retten können. Sie schilderte Details, Erinnerungen wie aus einem Albtraum, aber sie beteuerte, sie sei bei klarem Verstand. Als ein Arzt als Ursache ihrer Verletzungen „Verkehrsunfall“ notieren wollte, protestierte —

Heidi S. Man gab ihr Beruhigungsmittel. Dann versetzte man sie für die Notoperation in Narkose. Sie wachte nicht mehr auf.

Etwa 80 Prozent ihrer Körperoberfläche waren verbrannt, ihre Kinder qualvoll vor ihren Augen gestorben. „Frau geschockt, Kinder verloren, hoher Adrenalinspiegel – da gibt man vieles von sich, woran man sich später nicht einmal mehr erinnert“, sagt Frank. Dementsprechend hätten die meisten damals die Vorwürfe von Heidi S. eingeordnet. Auch ihm selbst sei erst später klar geworden, dass diese Sache mehr als nur merkwürdig war. Was wirklich dahintersteckte, sei einfach unvorstellbar gewesen.

Merkwürdig war auch der Anruf von Alfred S., der einige Tage nach dem Unglück kurz vor Feierabend bei der Dienststelle in Spremberg einging: Er wolle erklären, wie der Unfall sich zugetragen hatte. Es kommt selten vor, dass sich jemand, der gerade seine Familie verloren hat, aus dem Krankenbett meldet, um unaufgefordert eine Aussage zu machen. Mit einem Kollegen fuhr Frank in die Klinik. Sie erblickten Alfred S. im Bett liegend, Arme und Hände verbunden. S. berichtete, dass er auf dem Heimweg dreimal habe anhalten müssen: Einmal weil die Kofferraumklappe nicht richtig verschlossen gewesen sei, beim zweiten Mal habe Heidi S. wegen des Gestanks die Dose mit der Farbe von der Rückbank in den Kofferraum gepackt, beim dritten Mal habe der Blinker am Anhänger nicht funktioniert. Alfred S. sei ausgestiegen, habe an der Steckverbindung gerüttelt. Als er danach den Kofferraum geöffnet habe, um sich einen Apfel zu nehmen, sei ihm etwas aufgefallen. Vor der Abfahrt habe er den Kanister in aufrechter Position hineingestellt und mit einer Schnur am Kofferraumschloss fixiert, damit er nicht umkippen konnte. Nun habe er bemerkt, dass seine Frau leichtsinnigerweise Einkaufstüten und einen Korb an die Schnur gehängt hatte.

Nach diesem dritten Halt seien Heidi und er wegen einer Lappalie in Streit geraten. Eigentlich hätten sie eine glückliche Ehe geführt, aber diesmal sei Heidi durchgedreht. Sie habe ihm ins Lenkrad gegriffen, um ihn zum Anhalten zu zwingen. Der Trabi sei mit ungefähr 30 Stundenkilometern in den Graben und dann gegen den Baum gekracht. Wahrscheinlich sei der Benzinkanister beim Aufprall umgekippt und ausgelaufen. Jedenfalls habe in Sekundenschnelle alles gebrannt. Die Türen hätten geklemmt. Alfred S. habe sich durch das Fahrerfenster gerettet, dann seine Frau mit Mühe aus den Flammen gezogen, nachdem es ihm gelungen war, ihre eingeklemmte Tür aufzubreßen. Die Kinder habe er nicht mehr retten können.

Und warum hatte Heidi S. behauptet, er habe sie umbringen wollen? Das sei typisch für sie, sagte Alfred S. Schon immer habe sie ihm die Schuld in die Schuhe geschoben, wenn mal etwas schief lief.

Die Beamten fuhren zurück zur Dienststelle. Alfred S. hatte sachlich und gefasst gewirkt. Die beiden Zeugen, die als Erste am Unfallort gewesen waren, hatten zwar ausgesagt, dass Heidi S. erst nach ihrer Ankunft brennend aus der geöffneten Tür des Trabis gestürzt sei. Das widersprach der Schilderung von Alfred S. Aber ansonsten hatte er auf jede Frage eine plausible Antwort geliefert. →

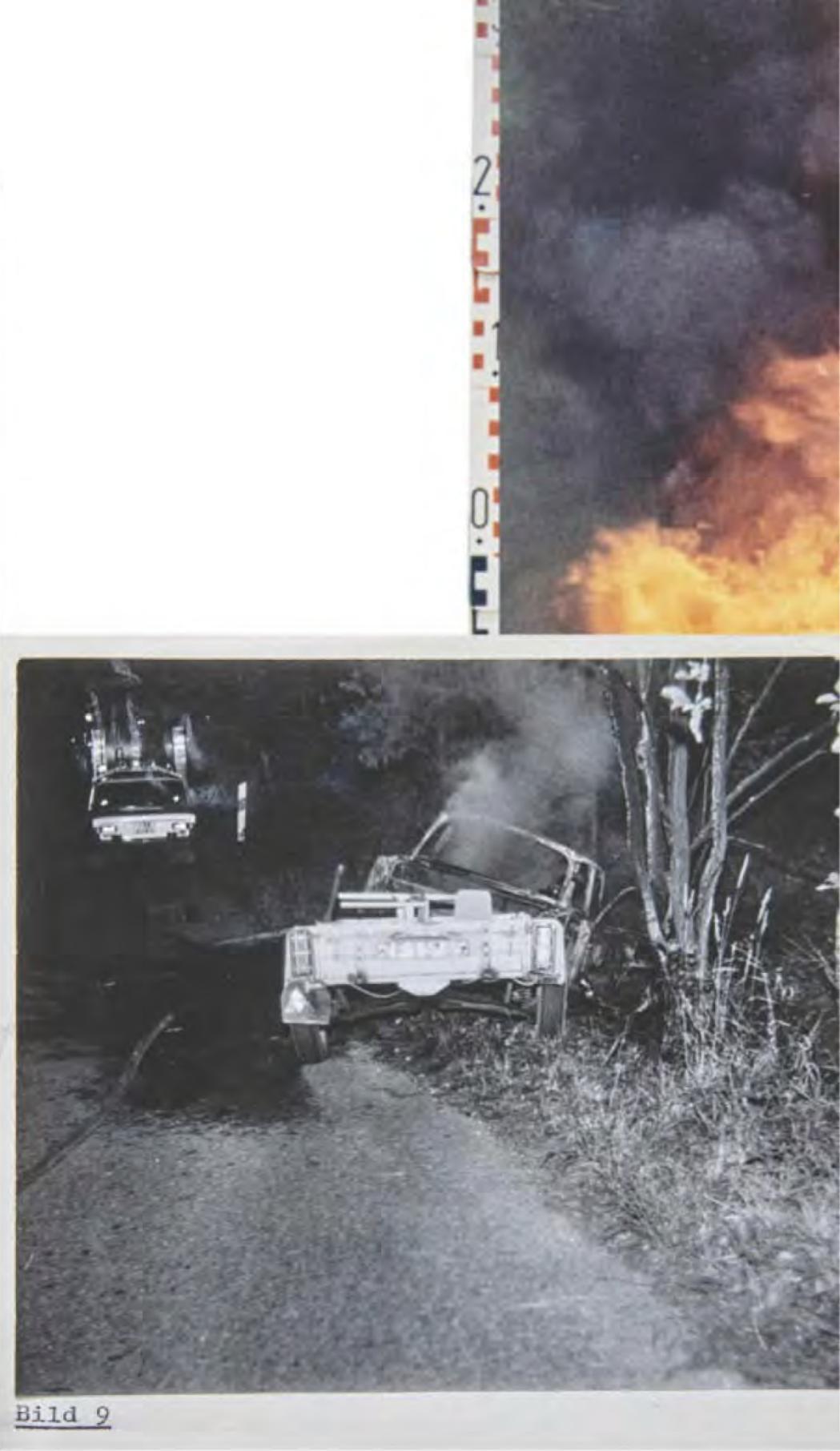


Bild 9

Der Trabant war in einer Kurve von der Straße abgekommen. Das Feuer hatte sich rasend schnell ausgebreitet



Bild 3 Unfallstelle in Fahrtrichtung betrachtet

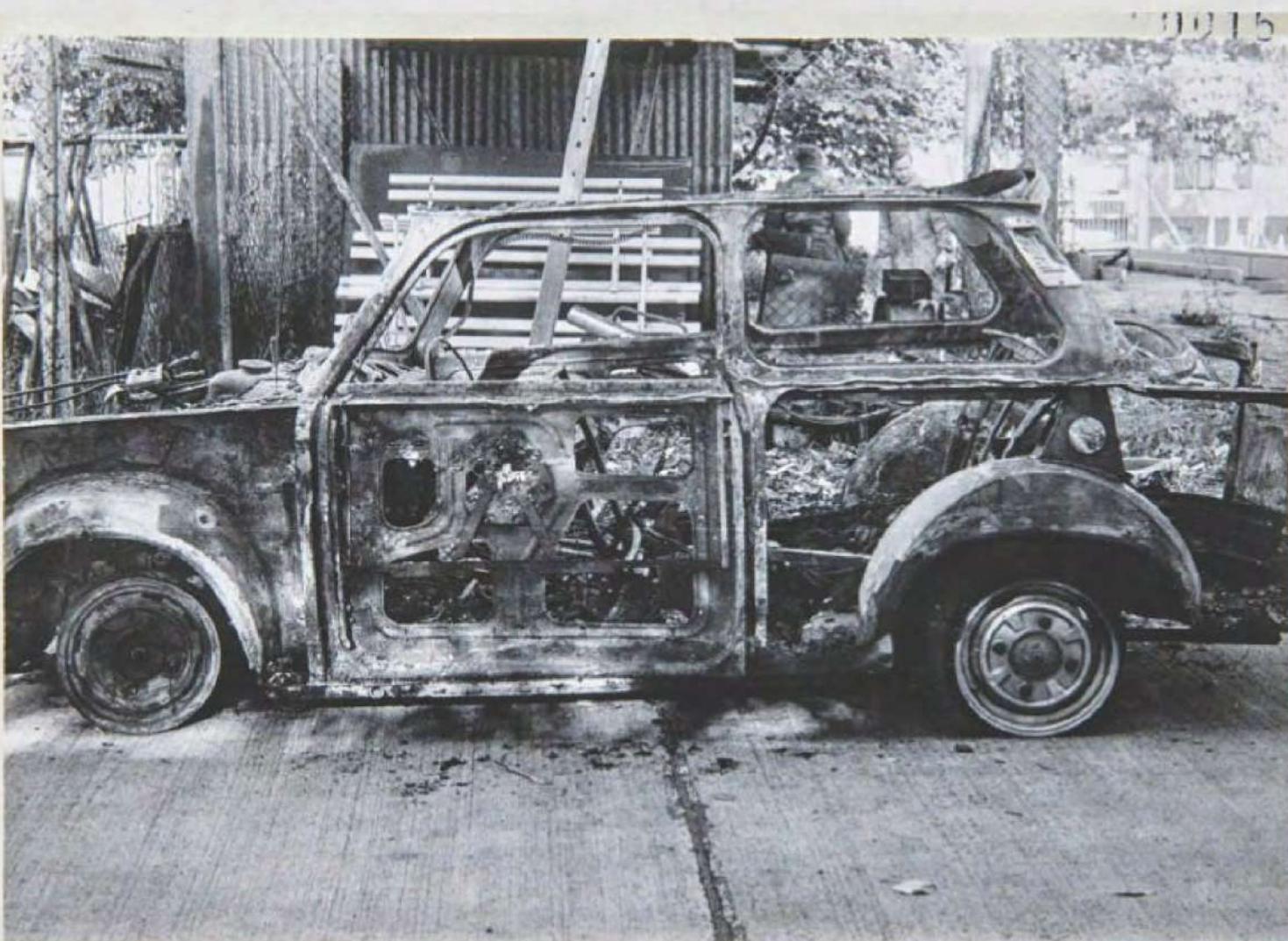


Bild 1 Seitenansicht des ausgebrannten Fahrzeuges (Fahrerseite)

Wenn man mit dem pensionierten Staatsanwalt Horst Helbig über den Fall spricht, betont er gleich, dass er nicht als Held dargestellt werden wolle. Er habe damals, vor gut 32 Jahren, nur seine Pflicht getan. Und zur Pflicht eines Staatsanwalts gehören Hartnäckigkeit, die Bereitschaft zum Zweifeln und manchmal auch das Unvorstellbare in Betracht zu ziehen. „Damals hat bei vielen der Verstand nicht mitgemacht“, sagt Helbig.

Er erinnert sich noch genau daran, wie er zum ersten Mal vor dem ausgebrannten Autowrack stand. Helbig war damals 53, Bezirksstaatsanwalt in Cottbus und außer sich. Vor ihm: das schwarze Gerippe des Trabants, der geöffnete Kofferraum voller verkohlter Einkäufe. Neben ihm: ein leicht genervter Kriminalbeamter der Morduntersuchungskommission MUK. Am Vorabend, es war bereits nach 23 Uhr gewesen, hatte Helbig von dem Unfall erfahren. Eine Staatsanwältin hatte ihren Vorgesetzten Helbig sicherheitshalber angerufen und ihm die Anschuldigungen von Heidi S. mitgeteilt: Deren Ehemann soll absichtlich gegen den Baum gefahren sein und sie angezündet haben. Alles habe gebrannt, die Kinder seien schreiend in den Flammen umgekommen. Die Frau habe etliche Details geschildert, sei allerdings psychisch völlig fertig gewesen, mit ziemlicher Sicherheit handele es sich um einen Unfall, aber den Mordvorwurf wolle man dem Chef nicht vorenthalten.

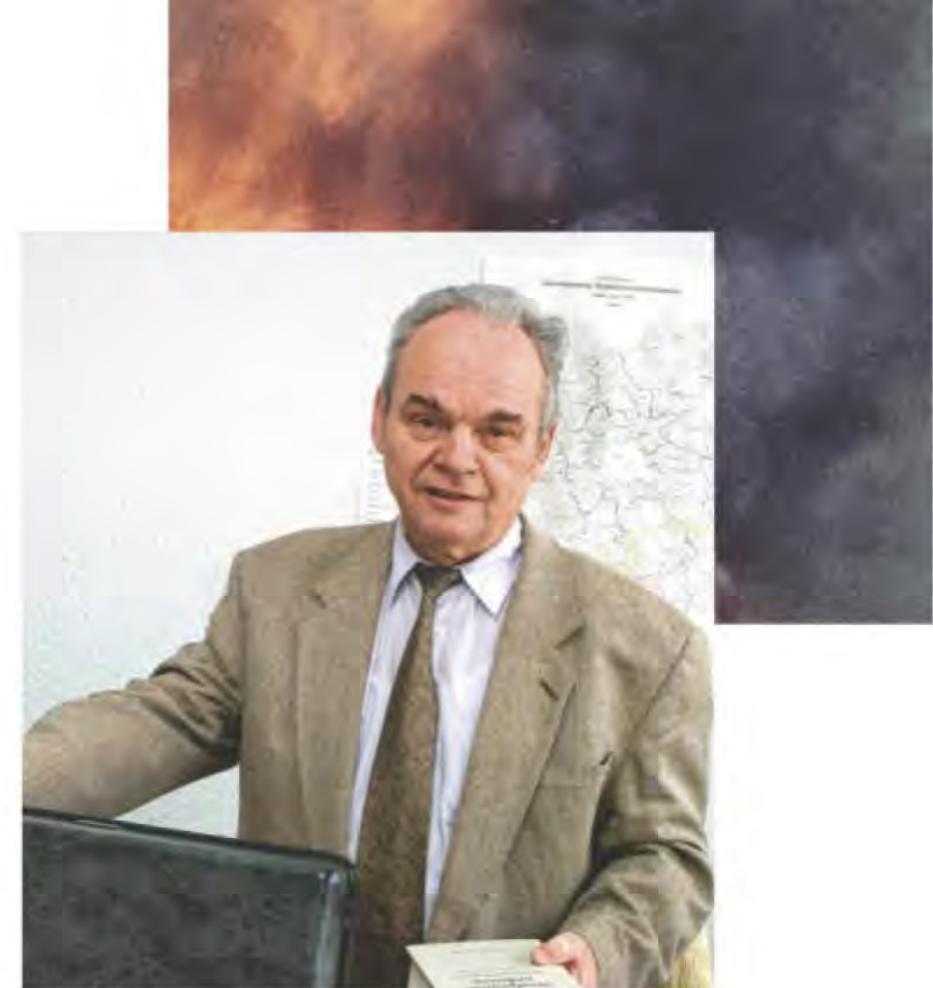
Nun, am nächsten Morgen, stand Helbig vor dem Wrack auf dem Hof der Kreispolizei. Der Beamte der MUK zerknirscht neben ihm. Machte der Staatsanwalt nicht etwas viel Wind um einen Verkehrsunfall? Im Kofferraum herrschte Chaos. Verkohlte Äpfel, Taschen, Schuhe, Dosen, Flaschen und Farbbehälter. Umhüllt von triefendem Löschschaum. Was soll man in diesem Chaos noch sichern?, fragte der Kommissar und griff hinein. Entsetzt packte Helbig ihn am Arm: Nichts dürfe angefasst werden, ein Kriminaltechniker müsse her.

Seit dem Mauerfall war nichts mehr wie zuvor: Beamte mit Stasi-Nähe wurden entlassen, die Behörden umstrukturiert, gut ausgebildete Kriminalisten zogen in den Westen. Helbig wusste, dass an frei gewordene Stellen nun häufiger Kollegen rückten, die dafür noch zu unerfahren waren. Und er wusste, dass man sich bei der Spurensicherung keine Fehler erlauben darf. Niemand weiß, welches Detail in einem Prozess entscheidend werden könnte.

Kurz darauf standen sie zu dritt vor dem Wrack, ein Kriminaltechniker sicherte Spuren. Im Durcheinander lag der Benzinkanister flach auf dem Kofferraumboden. Helbig stutzte: Alfred S. hatte erzählt, der Kanister sei gefüllt gewesen. Warum war der Kanister in der Hitze nicht explodiert? War er vorher ausgelaufen? Als der Kriminaltechniker den Kanister hochhob, offenbarte sich darunter eine handtellergroße Stelle. Der ganze mit Linoleum verkleidete Kofferraum war völlig verkohlt. Nur an dieser Stelle nicht.

Es gab nur eine Erklärung dafür: Der Kanister musste beim Brand vollkommen flach auf dem Kofferraumboden gelegen haben. So flach, dass an diese Sengstelle kein Sauerstoff gelangt war. Helbig war wie elektrisiert. Die Sengstelle passte nicht zu den Aussagen von Alfred S.

S. hatte betont, dass er den Kanister aufrecht in den Kofferraum gestellt habe. Womöglich war er beim Aufprall umgewor-



Staatsanwalt
Horst Helbig
galt als einer,
der extrem hart-
näckig nach
der Wahrheit
sucht

EIN MENSCH KANN LÜGEN. FEUER LÜGT NICHT

fen worden, auch weil Heidi S. die Tüten an ihn gehängt hatte? Doch dann wäre er im vollgestopften Kofferraum auf Äpfeln, Flaschen oder Tüten gelandet, er hätte schräg gelegen, und das Feuer hätte das Linoleum auch unter ihm zerfressen müssen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Immer wieder grübelte Helbig über die beiden Stichworte: Sengstelle und Kanister.

Horst Helbig war nie die Art Staatsanwalt, die sich hinter dem Schreibtisch versteckt, bis ihm jemand eine Akte mit Ermittlungsergebnissen hinwirft. Manche empfanden ihn als unscheinbare Gestalt, als jemanden, den man leicht übersieht. Doch bei genauerer Betrachtung zeigte sich: Helbig war einer, der seine Rolle als Leiter der Ermittlungen wörtlich nahm. In einem alten Zeitungsartikel über ihn heißt es, er stünde im „Ruf, besonders ausdauernd und hartnäckig zu ermitteln“. Nie habe er vor Gericht bei Tötungsdelikten einen Freispruch hinnehmen müssen. „Ich habe immer nur Anklage erhoben, wenn ich absolut sicher war und gerichtsfeste Beweise hatte“, sagt Helbig.

Im Herbst 1990 wühlte er sich durch die Akten. Sengstelle und Kanister, Sengstelle und Kanister. Er las, was Alfred S. den Spremberger Beamten erzählt hatte: wie die Köpfe von Alfred und Heidi S. beim Aufprall gegen die Frontscheibe geschlagen seien. Wie es innerhalb von Sekunden zur Verbrennung gekommen sei, ein Aufblitzen, alles habe sofort in

Flammen gestanden. Wie die Fahrertür geklemmt habe und er das Fenster heruntergekurbelt habe, um sich bäuchlings und Kopf voraus hindurchzuhieven. Helbig stutzte: Der Mann hatte kurz zuvor seine Familie verloren, die Schreie der Kinder gehört, seine schwer verbrannte Frau gesehen, doch seine Schilderungen waren nüchtern, präzise und detailreich. Kein Bedauern. Keine emotionale Regung. Nichts. Alfred S. berichtete auch von Dingen, nach denen ihn niemand gefragt hatte. Auch für den Grund des schnellen Brandes lieferte er unaufgefordert eine Erklärung: der Benzinkanister und die leichtsinnig daran befestigten Tüten.

Sengstelle, Kanister, Zeugenaussage. Ein Mensch kann lügen. Feuer lügt nicht. Wie ein Brand entsteht und abläuft, ist ein physikalisch-chemischer Vorgang, den man prüfen kann.

Bald darauf stand Helbig auf der Empore einer Halle im sächsischen Freiberg. Er blickte herab durch Sicherheitsglas: Ein Trabant stand schräg nach vorn gekippt in demselben Winkel, in dem das Unfallwrack im Graben gelegen hatte. Im Kofferraum des Trabants lag ein präparierter Benzinkanister, dessen Inhalt langsam in Richtung Fahrgastraum sickerte. Messgeräte im Trabi maßen das Luft-Gas-Gemisch, das sich dabei bildete. Der Motorraum vorn war mit Zündquellen präpariert, um kaputte Kabel zu simulieren. Techniker überprüften, wie lange es dauerte, bis sich beim Auslaufen von Benzin ein zündfähiges Gemisch bildete, und wie lange es dauerte, bis die Funken im Motorraum dieses Gemisch entflammten. Etliche Versuche hatten sie schon hinter sich. Die Gutachter hatten baugleiche Trabants besorgt. Ein leichtes Unterfangen: Viele Ostdeutsche ließen in Zeiten der Wiedervereinigung ihren Trabi einfach stehen, als sie in den Westen zogen. Die Ermittler hatten sich von Alfred S. wieder und wieder den Unfallhergang erklären lassen. S. erzählte gern und viel. Helbig hatte nun genügend Details, um sie Stück für Stück wissenschaftlich zu überprüfen.

Voller Spannung wartete der Staatsanwalt auf der Empore. Würde der Trabi in Sekundenschnelle in Flammen aufgehen? Würde eine Feuerwand aus dem Motorraum in den Innenraum rollen, so wie in den Schilderungen von Alfred S.? Nichts dergleichen geschah. Es gibt eine Videoaufnahme aus Freiberg vom 5. Dezember 1990: Sie zeigt einen hellblauen Trabant, verkabelt, Steinklötzte unter den Reifen halten das Auto in einer schrägen Position. Erst nach drei Minuten und fünf Sekunden entflammmt das Gasgemisch. Ausreichend Zeit für zwei Erwachsene, sich trotz klemmender Türen ins Freie zu retten und auch noch zwei Kinder aus dem Wagen zu ziehen.

Helbig hatte gelesen, was genau die schwer verletzte Heidi S. ihren Kollegen in der Klinik gesagt hatte. Sie habe ihren Gurt nicht gleich öffnen können, weil Alfred ihn in das falsche Schloss gesteckt habe. Das hatte Alfred S. in seiner Aussage bestätigt, aber er hatte behauptet, dieses Versehen seien den beiden immer mal wieder unterlaufen. Schwerwiegender war ein anderer Vorwurf von Heidi S.: Ihr Mann habe sie und die Kinder mit einer Flüssigkeit übergossen und mit einem Feuerzeug entzündet. Erst daraufhin sei das ganze Auto in

Flammen aufgegangen. Sie habe die Tür zwar öffnen können, aber Alfred habe sie mit Schlägen und Fußtritten am Aussteigen gehindert. Die Ermittler hatten diesen Hergang für unvorstellbar gehalten. Helbig hielt ihn mittlerweile für plausibler als die Version von Alfred S.

Knapp vier Wochen später, im Januar 1991, stand Helbig zum ersten Mal Alfred S. gegenüber. Helbig wollte sich persönlich von ihm seine Version erklären und vorführen lassen. Man hatte einen baugleichen Trabant vorbereitet. Alfred S. demonstrierte bereitwillig seine Flucht aus dem Fenster. Mit Mühen schob sich der stämmige Mann durch die Öffnung. Helbig kannte die Krankenakte: Etwa 18 Prozent der Körperoberfläche von Alfred S. waren beim Unfall verbrannt worden, vor allem an Beinen und Händen. Wenn er sich tatsächlich derart umständlich durch das Fenster gezwängt hätte: Wäre dann nicht der ganze Körper dem Feuer sehr lange ausgesetzt gewesen? Hätten die Verletzungen nicht viel schlimmer sein müssen?

Helbig gab sich gutgläubig. Punkt für Punkt ließ er Alfred S. den Hergang schildern. Alfred S. legte Wert auf Details. Er erschien Helbig als jemand, der einer klaren, kausalen Konzeption folgte. 17 Seiten Protokoll kamen an diesem Tag zusammen. Der Inhalt widersprach in großen Teilen den bisherigen Ergebnissen aus Freiberg. Am 9. Januar 1991 wurde Alfred S. verhaftet. Er nahm es widerstandslos hin.

Monatelang verharrte Alfred S. in Untersuchungshaft. Monatelang schleppten sich die Versuche voran. Manche flüsterten bereits hinter vorgehaltener Hand: Der Staatsanwalt verrennt sich. Es war zwar bekannt geworden, dass die Ehe von Alfred und Heidi S. nicht mehr glücklich gewesen war. Heidi S. hatte sich bei Freundinnen über ihren Mann beklagt. In der Notaufnahme hatte sie kurz vor ihrem Tod gesagt: „Hätte ich mich nur scheiden lassen. Nur Streit, nur Streit.“ Das könnte zwar ein Mordmotiv gewesen sein, aber warum sollte Alfred S. gleich die gesamte Familie auf diese brutale Weise auslöschen, wo er doch nur seine Frau loswerden wollte? Und selbst wenn: Wie sollte man es ihm bei dieser chaotischen Spurenlage nachweisen?

Im August 1991, Alfred S. war seit acht Monaten im Untersuchungsgefängnis, hatte Helbig immer noch keine Anklage erhoben. Es kam zur Haftprüfung. Der Gutachter aus Freiberg erklärte seine Befunde. Auch Helbig war zum Überraschen der Richter persönlich erschienen. Er hörte, wie sich der Gutachter abmühte, um die technischen Details verständlich zu machen. Die Richter stellten Fragen. Die Art von Fragen, bei denen Helbig dachte: Die Richter verstanden die technischen Feinheiten nicht. Sie schienen zu begreifen, dass viele Indizien gegen die Schilderungen von Alfred S. sprachen. Aber kann man seine Version mit Sicherheit ausschließen? Und kann man beweisen, dass stattdessen ein Verbrechen geschehen war? Mit jedem Satz des Gutachters schien die Skepsis der Richter zu wachsen. Je mehr er ins Detail ging, desto weniger schienen sie seine Erklärungen nachvollziehen zu können. Helbig hatte Punkt für Punkt die Aussagen von Alfred S. mit den Erkenntnissen der Wissenschaftler abgeglichen. Doch nun brach alles vor seinen Augen zusammen. Die Rich-

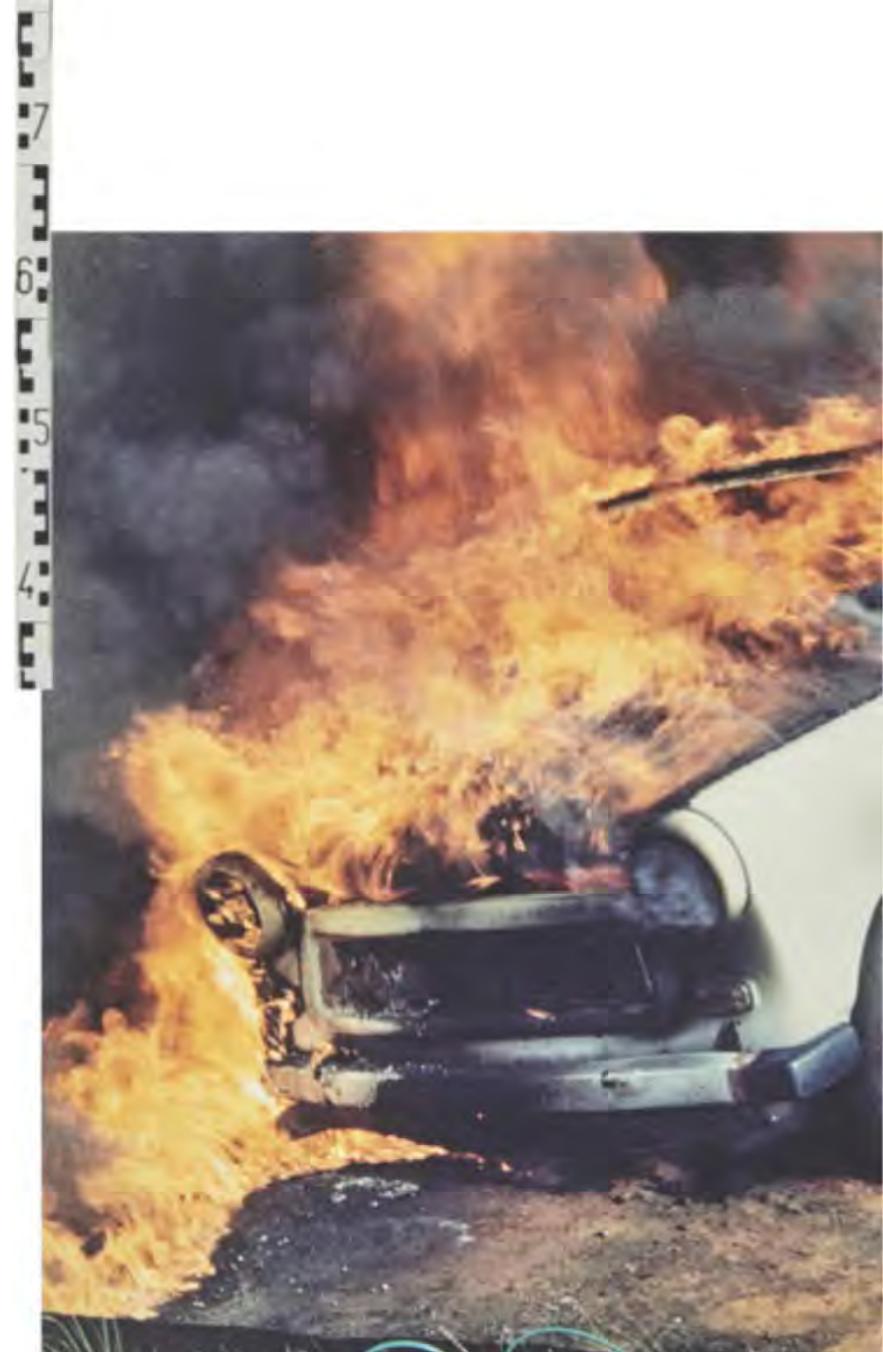
ter verlängerten die Untersuchungshaft nicht. Helbig, der Staatsanwalt, der bei einem Tötungsdelikt noch nie einen Freispruch hatte hinnehmen müssen, hatte verloren. Alfred S. war ein freier Mann.

Du hast alles versucht, was möglich war, trösteten Kollegen Helbig. Doch er hatte noch nicht alles versucht. Der Benzinkanister war noch nicht gründlich inspiziert worden, ebenso wenig die Kleidung von Alfred S. Dafür hatten die Ermittler noch mehr über dessen Eheprobleme herausgefunden. Es hatte schwere Konflikte gegeben. Alfred S. war nie damit klargekommen, dass seine Frau ihm intellektuell überlegen gewesen war. Einmal schenkte sie ihm ein Buch, damit er seine katastrophale Rechtschreibung verbesserte. Er legte es beiseite. Heidi S. sagte einer Freundin, dass ihr Mann ein großer Blender sei und das, was ihm an Intelligenz fehle, auf andere Weise auszugleichen versuche. Im Frühjahr 1990 bestellte er für mehr als 34 000 D-Mark den neuen BMW. Ein Haus konnte er sich nicht leisten, aber das Auto war sein ganzer Stolz. Seine Mutter musste der Familie 10 000 D-Mark leihen. Heidi S. war unglücklich: Nun hatten sie zwei Autos und reichlich Schulden.

Alfred S. war auch immer eifersüchtiger geworden. Wenn das Paar ausging, durfte sie mit keinem anderen tanzen. Er mochte es nicht, wenn sie etwas allein unternahm. Allmählich schrumpfte ihr Freundeskreis, Heidis Unzufriedenheit wuchs und wuchs. Manchmal wurde Alfred S. handgreiflich. Einmal erzählte Heidi S. einer Freundin, er gehe über Leichen, wenn er sich in die Ecke gedrängt fühle. Im Sommer 1990 lernte sie auf ihrer Arbeitsstelle einen Mann kennen, der sie akzeptierte, der gut mit ihr umging. Sie wollte sich scheiden lassen. Ihre Tochter Antje bestärkte sie darin. Alfred S., der bei seiner ersten Scheidung ein Grundstück eingebüßt hatte, sagte zu seiner Frau: „Nie im Leben lass ich mich noch einmal scheiden.“ So hatte sie es später ihrer Mutter erzählt.

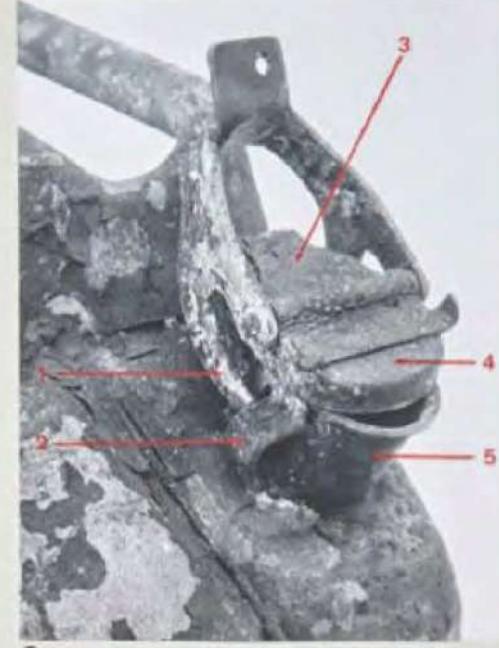
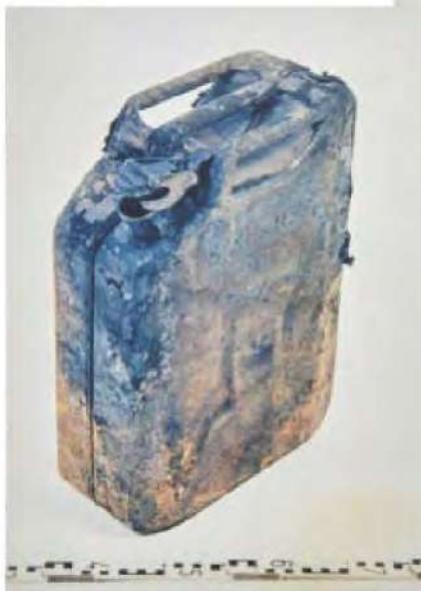
Es war nicht zur Scheidung gekommen. Stattdessen war Alfred S. nun ein bedauernswerter Mann, der seine Familie auf tragische Weise verloren hatte. Während sich Deutschland nach der Wende neu ordnete, verbarg er sich in seinem Alltag. Staatsanwalt Helbig änderte seine Vorgehensweise: Bislang hatte er nur Experten aus dem Osten beauftragt, nun kontaktierte er Spezialisten aus dem ganzen wiedervereinigten Land, vom sächsischen Freiberg über die Lüneburger Heide bis nach Nordrhein-Westfalen. Neue Gutachter, Ingenieure und Professoren sollten die bisherigen Ergebnisse erneut prüfen. Es galt, weitere Spuren zu untersuchen und zusätzliche Fragen zu beantworten: Wie hatte sich das Feuer so schnell ausbreiten können? Was ließ sich aus der Sengstelle und dem flach aufliegenden Kanister schließen? Warum hatte lediglich Alfred S. überlebt? Der tatsächliche Hergang des Unglücks musste genau rekonstruiert und bewiesen werden, es würde nicht ausreichen, die Version von Alfred S. zu widerlegen.

Der tatsächliche Hergang, von dem Helbig und seine Ermittler ausgingen: kein zufällig umgefallener Benzinkanister, keine klemmenden Türen, kein Brand im Motorraum, kein Unfall, sondern ein geplanter Dreifachmord. Alfred S. hatte



den Kanister schon vor dem angeblichen Unfall flach hingelegt, damit das Benzin ausließ. Er lenkte den Wagen gegen den Baum, übergoss seine Frau mit dem Lösungsmittel, das er zuvor griffbereit im Eimer hinter seinem Sitz deponiert hatte. Er zündete sie mit einem Feuerzeug an. Seine Frau konnte sich nicht rechtzeitig befreien, weil Alfred S. ihren Gurt falsch fixiert hatte und selbst schnell genug aus dem Wagen entkam, um dann Heidi und die Kinder von außen an der Flucht aus dem Feuer zu hindern. Sie alle sollten lebend verbrennen.

Alfred S. war schon eine Weile aus der Untersuchungshaft entlassen, als Helbig auf dem Gelände einer Außenstelle des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt in der Lüneburger Heide stand, mehr als 400 Kilometer von Cottbus entfernt. Die Experten suchten nach Erklärungen für die Spuren an der Kleidung von Alfred S. An dessen olivgrüner Jacke hatte sich eine auffällige Stelle befunden. Ein Abdruck aus Plexiglas, das durch die Hitze geschmolzen war. Am Trabi hatte sich außen oberhalb des Fahrerfensters eine schlanke Abdeckung aus Plexiglas befunden, ein Windabweiser. Der Abdruck auf der Jacke passte exakt dazu. Auf welche Weise hatte Alfred S. mit dem Windabweiser in Berührung kommen können? Eine Variante konnten die Wissenschaftler ausschließen: Wenn S. wie behauptet mit dem Kopf voran durch das Fenster hinausgeklettert wäre, hätte er den Windabweiser mit seiner linken Schulter gestreift, da dieser in der linken



2



3

Die Gutachter ließen Trabants in Flammen aufgehen. Sie wollten wissen, wie sich der Brand so schnell hatte ausbreiten können. Und sie wollten wissen, wieso das Benzin aus dem Kanister gelaufen war

oberen Ecke angebracht war. Doch der Abdruck war auf der rechten Seite der Jacke. Die Sachverständigen fanden eine andere Erklärung: Alfred S. hatte den Trabi nicht durch das enge Fenster verlassen, sondern einfach durch die geöffnete Fahrertür. Als er ausstieg, war sein Gesicht zum Innenraum gewandt. Da der Trabi schräg im Graben stand, fiel die Tür wieder zu und stieß gegen seinen Rücken, dabei hinterließ der angeschmolzene Windabweiser den Abdruck auf der Jacke. Das bedeutete, Alfred S. musste beim Aussteigen seine brennende Frau und die Kinder im Blick gehabt haben. Warum half er ihnen nicht durch die offene Tür aus dem Wagen?

Auch an seinen Schuhen fanden sich auffällige Spuren. Die Sohlen waren durch die Hitze angeschmolzen gewesen. An einer ließen sich Haarbüschel von Heidi S. identifizieren. Ihr Mann hatte offenbar tatsächlich mit den Füßen auf sie eingetreten, um sie am Aussteigen zu hindern.

In der Zwischenzeit wurde in Nordrhein-Westfalen mit Kanistern experimentiert. Hatte der Kanister im voll bepackten Kofferraum beim Aufprall tatsächlich umfallen und danach flach aufliegen können? Im Lager stapelten sich mehr als 500 baugleiche Exemplare. Trabants krachten gegen Wände. Kein einziges Mal landete ein Kanister flach auf dem Kofferraumboden, immer kam er auf Gegenständen schräg zum Liegen oder sprang durch den Aufprall zurück in eine aufrechte Position. Es gab nur eine Erklärung für die mysteriöse Sengstelle

unter dem Kanister: Er war von Menschenhand flach hingelegt worden, noch bevor der Brand entstanden war.

Aber wieso war er nicht in der Hitze explodiert? Die Untersuchungen des Originalkanisters bestätigten Helbigs Vermutung: Der Kanister war bereits vor Ausbruch des Feuers ausgelaufen. Sein Deckel war nicht komplett eingerastet gewesen. Das erklärte auch, warum das ganze Auto schnell in Flammen aufgegangen war: Das Benzin war durch den leicht geöffneten Verschluss herausgesickert, die dadurch entstehenden Dämpfe hatten dafür gesorgt, dass sich ein Feuerball im ganzen Innenraum ausbreitete.

Und wieso war der Deckel geöffnet gewesen? War er vielleicht durch die Wucht des Unfalls aufgeploppt? Die Gutachter ließen Kanister aus drei Meter Höhe auf Beton krachen, um einen Aufprall bei einer Geschwindigkeit von 30 Stundenkilometern zu simulieren. Tatsächlich öffnete sich der Verschluss. Allerdings wurde dabei jedes Mal der Auslaufstutzen demoliert, selbst bei Versuchen aus geringeren Höhen. Der Originalkanister hingegen wies keine derartige Verformung auf. Er war also nicht durch eine Erschütterung aufgegangen, es musste eine andere Ursache gegeben haben.

Die Experten entdeckten an ihm einen anderen Defekt. Ein Blech des Verschlusses war deformiert. Deshalb war der Deckel nicht vollständig eingerastet. Dieses Blech ließ sich nur verformen, wenn man vorher den Kanister öffnete. —



ER SEI SCHNELL
DURCH DAS
FENSTER
GEKLETTERT,
SAGTE S.





Ich zeige hier, wie ich mit dem linken Fuß an die Beifahrertür trete, um diese weiter aufzubekommen.

Foto: Klaus Heilmich, Staatsanwaltschaft Cottbus

Was Alfred S.
geschildert hatte,
erschien auf den
ersten Blick plausi-
bel. Der Staats-
anwalt vertraute
lieber dem zweiten
Blick. Er ließ den
angeblichen Ablauf
nachstellen

Jemand musste es gezielt mit Gewalt verbogen haben. Jemand hatte den Verschluss vor dem Unfall manipuliert und dafür gesorgt, dass das Benzin in den Innenraum laufen konnte.

Und wie war das dadurch entstandene Gasgemisch entzündet worden? Das neue Wissenschaftlerteam bestätigte nach Untersuchungen des Wracks die Freiberger Ergebnisse: Der Brand war nicht durch Funken im Motorraum entstanden, sondern im Innenraum, durch eine offene Flamme.

Die Versuche hatten bereits mehr als zwei Jahre gedauert, die Kosten summierten sich zu einer sechsstelligen Zahl. Selten hatte Staatsanwalt Helbig so aufwendig ermittelt wie in diesem Fall. Jetzt wusste er nicht nur, wie Alfred S. den Mord an seiner Familie begangen hatte. Er konnte es anhand von wissenschaftlichen Befunden belegen. S. hatte die Tat akribisch geplant. Er hatte schon frühzeitig an der Legende vom Motorbrand gefeilt. Arbeitskollegen hatten ausgesagt, er habe ihnen kurz vor dem Unfall von einem Artikel in einem Automagazin erzählt. Darin habe gestanden, dass ein Trabi bei einem frontal Aufprall in einem bestimmten Winkel sofort in Flammen aufgehe. Die Insassen hätten nur eine geringe Überlebenschance, da die Kunststoffkarosserie brenne wie Zunder.

Als der Tag gekommen war, holte er beim dritten Zwischenstopp nicht nur einen Apfel aus dem Kofferraum, er legte auch den Kanister heimlich hin. Das Benzin lief aufgrund des manipulierten Verschlusses so langsam aus, dass Heidi S. und die Kinder den Gestank erst bemerkten, als das Auto bereits wieder in voller Fahrt war. Alfred S. lenkte den Wagen in den Graben. Das Lösungsmittel hatte er in Griffnähe hinter seinem Sitz bereitgestellt, obwohl der Eimer auch in den Anhänger gepasst hätte. Er schüttete es über seine Frau. Mit einem Feuerzeug zündete er sie an. Es kam zur Verpuffung. Auch er selbst zog sich Verbrennungen zu, konnte aber durch seine Tür schnell entkommen. Den Gurt seiner Frau hatte er ins falsche Schloss gesteckt. Deshalb konnte sie ihn nicht öffnen. Zudem hinderte er sie mit Tritten am Aussteigen. Erst als die Helfer am Unfallort hielten, hörte er auf, und die schwer verletzte Heidi S. konnte aus dem Wagen stürzen. Die Kinder verbrannten lebend, seine Frau starb bald darauf.

Im Februar 1994 begann der Prozess. Am ersten Tag riss Alfred S. die Arme hoch und beschimpfte Helbig als „Fanatiker“. Es sei ein Verkehrsunfall gewesen, der Prozess: eine Ungerechtigkeit. Alfred S. sollte vorführen, wie er sich angeblich an der Frontscheibe den Kopf angeschlagen hatte, wenn er doch angeschnallt gewesen war. In Roben bekleidet versammelten sich die Prozessbeteiligten um ihn, ein Trabi stand bereit. Alfred S. gelang keine Demonstration.

Vor Gericht zeichnete sich das Bild eines Mannes, der nach seiner ersten gescheiterten Ehe nicht erneut als Versager hatte dastehen wollen: Als Heidi S. ihn acht Wochen vor ihrem Tod mit ihrer Trennungsabsicht konfrontierte, lehnte er eine Scheidung ab. Danach verhielt er sich wie verwandelt, zuvorkommend und freundlich. Heidi S. bemühte sich um ein klarendes Gespräch, aber Alfred S. wich aus. Sie blieb hartnäckig.

Antje und Jana wollten nicht mehr mit dem Stiefvater allein zu Hause sein. Ihm wurde klar, dass Heidi S. ihre Entscheidung getroffen hatte. Also fasste auch er einen Entschluss.

Der Tod der Kinder war Teil seines Plans. „Sie spielten eine Alibirolle, es sollte glaubhaft erscheinen, dass es sich nicht um ein Verbrechen handeln konnte“, sagt Helbig. „Niemand würde denken, dass ein Mensch zu so etwas fähig ist.“ Indem er auch die Kinder tötete, eliminierte Alfred S. nicht nur all seine Probleme auf einen Schlag. Er machte seine Tat unvorstellbar.

Als Heidi S. ins Krankenhaus eingeliefert wurde, sagte sie zu ihrem Chef in der Notaufnahme: „Bitte helfen Sie! Das ist ein bewusst herbeigeführter Unfall.“ Sie müsse für die Bestrafung sorgen. Sie bat darum, dass „die Dinge richtig dargestellt werden und zur Sprache kommen“, falls sie nicht überlebe. Dann starb sie.

Im Haus der Familie S. gab es ein Foto, das später Zeitungen tausendfach druckten. Es zeigt Heidi S. und ihre Töchter. Antje und Jana sind noch klein, vielleicht vier und acht Jahre alt. Jana grinst breit, Antje lächelt schüchtern, die kleine Weste über dem karierten Hemd säuberlich zugeknöpft. Neben den beiden: Heidi S., freundliche Augen, direkter Blick, weiße Bluse. Spricht man mehr als 30 Jahre nach dem dreifachen Mord mit dem mittlerweile pensionierten Staatsanwalt Helbig, kommt er immer wieder zurück auf Heidi S. „Bis heute ist der Fall für mich ein eindeutiges Vermächtnis, das diese Frau hinterlassen hat“, sagt er. „Es darf niemals in Vergessenheit geraten, was ihr und ihren Kindern widerfahren ist.“ Als man sie ins Krankenhaus einlieferte, sagte Heidi S., sie wolle nicht sterben. Aber sie wisse, wie schlecht die Chancen stünden. In den wenigen Stunden vor ihrem Tod hinterließ sie mit letzter Kraft dieses Vermächtnis. Nur deshalb konnte Helbig den Fall lösen, und Alfred S. wurde im Juli 1994 zu lebenslanger Haft verurteilt. Wenn Heidi S. nicht gekämpft hätte, wäre der Mord an ihr und ihren Töchtern als Verkehrsunfall zu den Akten gelegt

worden. Alfred S. wäre ein Mann gewesen, der seine Liebsten verloren hatte. Er wäre kein Dreifachmörder gewesen, sondern ein Witwer, den die Menschen bedauert hätten. Doch solange Heidi S. konnte, schrie sie die Wahrheit hinaus in der zweifelten Hoffnung, dass ihr jemand glauben möge. ●



Heidi S. und ihre Töchter. Antje war immer etwas schüchtern gewesen als ihre kleine Schwester Jana

ALLE 2 MONATE WAHRE SPANNUNG ERLEBEN.

6x STERN CRIME frei Haus + Sonderausgabe GRATIS



STERN CRIME LESEN ODER VERSCHENKEN.

6 Ausgaben STERN CRIME bereits einen Tag vor Erscheinen und versandkostenfrei erhalten.

Jetzt bestellen und online weitere Prämien entdecken:

www.stern-crime.de/abo

Tel. 040/5555 78 00

(Bitte immer die Bestell-Nr. angeben: selbst lesen 202 0246, verschenken 202 0266.)





// stern-classic

Diese Geschichte erschien im
stern Nr. 26/2018

Karin M. schaut auf ihren Monitor.
Immer wieder klickt sie
auf die Play-Taste.
Was sie sieht, ist kein Spiel

Der Täter hat kein Gesicht.
Er hat einen Penis. Er redet auf
das Kind ein. Er erniedrigt
das Kind. Er macht immer weiter

Das Mädchen spricht: „Papa, hör auf“



DIE JÄGERIN

von SILKE MÜLLER FOTOS LEMRICH

>>> E

ine Minute Bewegtbild mit Ton. Ein halbes Jahr lang hat Karin M. immer wieder auf diesen Ausschnitt gestarrt. Nach etwas Aufälligem gesucht, einem Muttermal, einem Tattoo, einer Narbe, die sie vielleicht übersehen hatte. Einem Gegenstand, einem Kuscheltier etwa. Einfach nur irgendetwas, das sie dem gequälten Kind einen Schritt näherbringen würde. Nichts.

Der enge Bildausschnitt, die schlechte Qualität des Materials: Was hier zu sehen war, hätte gestern oder vor vielen Jahren, um die Ecke oder am anderen Ende der Welt passiert sein können. Nur eines war klar: Täter und Opfer sprachen Deutsch.

„Der Täter hat in einem gewissen Dialekt mit dem Kind geredet“, erzählt die Kriminalkommissarin. Sie ist Ermittlerin beim Bundeskriminalamt in Wiesbaden, Abteilung Schwere und Organisierte Kriminalität, Sexualdelikte zum Nachteil von Kindern und Jugendlichen, Sachgebiet Operative Auswertung.

An diesen Dialekt erinnert sie sich, und auch an den Tag, an dem er ihr wieder begegnete.

Es ist der 2. Januar 2018. Auf dem Gelände der ehemaligen Lindsay Air Station in Wiesbaden, einer bis 1993 von den Amerikanern genutzten Kaserne aus wilhelminischer Zeit, strömen die Mitarbeiter des Bundeskriminalamts durch die gesicherte Pforte in ihre Büros. In einem kleinen, allein stehenden Haus am Rande des Komplexes sichtet Frank D. die Eingänge, die über die Feiertage in der Datenbank ICSE gespeichert wurden. Eine Datei aus Australien lässt den Ersten Kriminalhauptkommissar und Sachgebietsleiter „Operative Auswertung“ aufmerken. „Es ist ein besonderer Fall reingekommen, scheint neues Material zu sein“, begrüßt er seine Kollegin Karin M. „Ach, und frohes neues Jahr!“

Es herrscht eine hoch konzentrierte Atmosphäre auf den vier Etagen der Cybercrime-Experten. Der Ton ist sachlich, die Wortwahl zurückhaltend und präzise. Niemand kann unangemeldet eines der Zweier- oder Viererbüros betreten, nicht einmal die Kollegen aus anderen Abteilungen, die auch auf dem Kasernengelände untergebracht sind. „Wir beschäftigen uns mit sensiblen Themen, das muss nicht jeder quasi im Vorbeigehen mitbekommen.“

Endlos fließen neue Bilder und Videos in die Datenbank, eingestellt von den 60 angeschlossenen Staaten und dem „National Center for Missing and Exploited Children“ aus den USA, das mit Internetprovidern zusammenarbeitet und hilft, neues Material zu identifizieren. Bis zu 500 Hinweise erhält das BKA jeden Tag, Bilder und Videos, die bei Google, Facebook, Instagram, Dropbox oder anderen Diensten aufgefallen sind. Hinter jeder Datei könnte ein akuter Fall lauern, ein Kind, das jetzt und fortwährend misshandelt und missbraucht wird. Deshalb muss es schnell gehen.

Karin M. prahlt nicht mit ihren Erfolgen, und unterhaltsame Anekdoten wird man von ihr nicht hören. Beim Fußball spielt sie im Sturm. Über ihren Job sagt sie: „Wir machen das Richtige.“ Die Ermittlerin setzt sich an ihren Platz mit den drei Bildschirmen, fährt den Rechner hoch, loggt sich in die Datenbank ein und setzt ihre Kopfhörer auf.

Da ist sie wieder, diese Stimme.

„Derselbe Ton, derselbe Dialekt. Dieselbe erniedrigende Sprache.“ Karin M. erinnert sich genau. An die herangezoomte Szene, den kurzen, pixeligen Ausschnitt, den sie Mitte 2017 erhalten hatte. Und der zu nichts führte. „Es gab keinen Ermittlungsansatz“, sagt Karin M. Der Täter konnte unbehelligt weiter quälen, erniedrigen, missbrauchen, seine Taten filmen und übers Darknet hochladen. „Das war bitter. Und traurig.“

Diesmal fischten die Australier umfangreicheres Material aus dem Datenmeer. Sie verknüpften es direkt mit dem alten Schnipsel und schickten es an die Deutschen. In Wiesbaden öffnet sich auf dem Bildschirm von Karin M. ein neues Fenster und ein alter, aber unvergessener Fall.

DAS VIDEO

Ein Wohnzimmer. Einzelne Möbelstücke sind zu erkennen. Der Täter benutzt ein Pflegeprodukt. Er spricht: „Du bist doch Papas kleine Schlampe.“ /

DIE ERMITTLERIN

„Man ist vorbereitet und rechnet damit. Man will schnell zum Erfolg kommen. Man hat Mitleid. Aber man leidet nicht mit.“ / Karin M. ist jetzt „man“. Das hilft.

DAS VIDEO

Sieben Minuten. Eine anale Penetration. Auf der Tonspur: Demütigungen und Beleidigungen, Angst und Schmerz. /

Vor Karin M. entfaltet sich ein schauriges Panorama. „Das Gesicht des Täters war nicht zu sehen. Aber das Kind, das Mädchen, war gut zu erkennen. Ich schätzte sie auf sechs bis acht Jahre.“ Es ist eines dieser Videos, die auch der Ermittlerin lange im Kopf bleiben. „Mit Ton und viel Gewalt, das ist am schwersten anzuschauen.“

Doch der Film liefert endlich Hinweise. Karin M. lässt die erkennbaren Möbelstücke identifizieren und die Hersteller ermitteln. Vielleicht ergibt sich daraus ein Hinweis auf die Gegend oder den Zeitraum, in dem die Taten gefilmt wurden. Die Recherche über das Pflegeprodukt, das im Video zu erkennen ist, liefert eine erste Eingrenzung: Es war zwischen Mitte 2012 und 2016 auf dem Markt. Das Video kann also maximal ein paar Jahre alt sein.

Nun ist klar: Wenn das Mädchen aus dem Video sechs bis acht Jahre alt ist, könnte es Anfang 2018 höchstens 14 sein und sich immer noch in der Gewalt des Mannes befinden, der womöglich ihr Vater ist. „Wir sehen immer nur Ausschnitte vom tatsächlichen Fall“, sagt Frank D. Ein Zeitraum tut sich auf, ein Abgrund: zwei bis sechs Jahre seit der gefilmten Tat – und wie viele Taten davor? Und danach?

Karin M. scrollt zurück und beginnt von vorn. Gibt es auffällige Körpermerkmale? Tattoos? Narben? Weitere Gegenstände? Was ist im Hintergrund zu erkennen? Hört man Geräusche, vielleicht Fluglärm oder eine quietschende S-Bahn? Sie schreibt mit, was der Täter sagt. Holt Kollegen zu sich an den Tisch. „Viele von uns haben sich das ermittlungsbedingt angesehen. Es war schon herausstechend, aufgrund der Erniedrigung des Opfers und der vom Täter angewandten Gewalt.“



Karin M. ist Kommissarin
beim BKA in Wiesbaden.
Ihre Waffen sind ihre Augen

Herausstechend. Sie sagt das so. Dann nimmt sie einen Schluck Wasser aus der mitgebrachten Trinkflasche. Kollege Frank D. hat sich eine Kanne Kräutertee gebrüht. In der winzigen Teeküche verstauben drei Sektflaschen auf dem Tassenregal. Vielleicht bedingt sich das gegenseitig: diese brutale, bildmächtige und an perverser Fantasie überbordende Erregung auf den Monitoren und die zurückgenommene, bildfreie Sprache, die staubtrockene Analyse der Ermittler.

„Wir erleben das hier gemeinsam“, sagt Hans-Joachim Leon, Leiter des Referats. „Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben hier Pornografie in erheblichem Maße bei ihrer Arbeit gesehen. Und wir sprechen häufig über normalerweise intime Details.“ Schon rasiert oder noch unbehaart? Wie alt könnte das Mädchen sein? Solche Fragen stellen sich hier. „Das ist weder lustig, noch sind wir die ganze Zeit über betrübt.“

Frank D. ergänzt: „Wir sehen hier auch viele abweichende Sexualpraktiken von Erwachsenen, oft völlig absurde Sachen. Die sind nicht immer strafbar, aber oft sehr seltsam und befremdlich.“ Und ja, dann werde hier auch mal gelacht.

Karin M. schaltet die Kriminaltechnik ein. Ein Sprachgutachten muss her. Das Gerede des Täters, allein schon das

übergriffig, verletzend, ist sein hervorstechendes Merkmal. Die Sprachfärbung könnte doch verdammt noch mal einen Hinweis bergen.

Und das Ergebnis: Der Dialekt ist eindeutig einem Bundesland zuzuordnen. Die Ermittlerin kommt nun dem Punkt sehr nahe, den sie hier in Wiesbaden in jedem Fall erreichen wollen: Opfer oder Täter zu orten.

Ist erst einmal klar, wo sich der Schauplatz des Verbrechens befindet, geben sie den Fall an das zuständige Landeskriminalamt ab.

Nur bei besonders komplizierten oder international verzweigten Fällen behalten sie die Fäden in der Hand. Die Abteilung habe die „Manpower, lange, technisch hoch komplexe Ermittlungen zu führen“, sagt Leon.

Im Juni 2017 ließen sie von hier aus die Plattform „Elysium“ hochgehen: einen von Deutschland aus betriebenen Kinderpornografie-Ring im Darknet, bei dem sich mindestens 87 000 User unter Tarnnamen registriert hatten. Väter, die ihre eigenen Kinder missbrauchten. Die Filme und Bilder davon hochluden. Die ihre Kinder auch anderen Männern für Vergewaltigungen anboten. Und jede Menge Pornokonsumenten, die sich an den Taten der anderen, am Leiden der Jungen und Mädchen ergötzen.

Mindestens 29 Opfer wurden identifiziert und aus ihren Martyrien befreit, 14 Verdächtige, ein Großteil von ihnen Väter, festgenommen. „Das ist die Königsdisziplin“, sagt Leon, „Kinder zu retten, weitere und auch andauernde Missbräuche zu verhindern, die Täter festzusetzen und sie mit ihren Taten zu konfrontieren.“

In den Bildern und Filmen geht es oft auch darum, dass die Konsumenten dem Opfer in die

Augen schauen können. Den Eindruck zu erwecken, das Kind mache freiwillig und gern mit. „Bis ein Kind dahin kommt, sich dem zu fügen, hat es viel durchgemacht“, erzählt Leon. „Wenn ich mir die Umstände, wie das Kind dahin gebracht wurde, dann näher ausmale, komme ich trotz aller Professionalität durchaus auch immer wieder an den Punkt, an dem mich die Wut packt und ich an mich halten muss, um nicht aus der Haut zu fahren. Das ist dann der Augenblick, an dem ich mal vor die Tür muss und an dem es gut ist, die Kolleginnen und Kollegen als Freunde um mich herum zu haben.“

Die wichtigste Kollegin von Leon, Karin M. und Frank D. ist die „International Child Sexual Exploitation Database ICSE“, hausinterner Name: „Ikse“. Das Projekt wurde 2003 von den G8-Staaten beschlossen und ging 2009 online. Mittlerweile sind 60 Staaten angeschlossen, Interpol betreibt die Datenbank, Version 4.0 ist demnächst betriebsbereit.

„Die Datenbank ist von unschätzbarem Wert für uns“, sagt Frank D. Das Programm findet dank einer „Ähnlichkeitskomponente“ auch Bilder, die digital verändert wurden. „Wir können jetzt mit einem Blick sagen: Das ist derselbe Täter —



Sie trägt einen
Kopfhörer,
damit niemand
das Weinen hört.
Die Schreie

oder dieses ist dasselbe Kind wie auf einer bereits identifizierten Datei oder einer, an deren Zuordnung wir gerade arbeiten.“

99 Prozent des Materials kursierten immer wieder durch alle Foren und Plattformen. „Akute, neue Dateien, hinter denen vielleicht ein noch laufender Missbrauch steht, sind das eine Prozent, die Nadel im Heuhaufen, die wir finden und identifizieren wollen“, sagt Frank D. Er trainiert seine Kollegen für die Recherche in der ICSE. Wie viele Bilder in diesem digitalen Hochsicherheitstrakt gespeichert sind, will er nicht verraten. Doch eines ist klar: Sie sitzen hier auf einem vergifteten Schatz, nur ein Passwort entfernt von der Hölle.

36 000 Hinweise auf Besitz oder Verbreitung von kinderpornografischen Bildern oder Videos gingen 2017 bei Karin M. und ihren Kollegen ein. In über 4000 Fällen identifizierte das BKA mutmaßliche Täter oder Opfer und gab die Ermittlungsverfahren an die zuständigen Länderdienststellen weiter.

Was Referatsleiter Leon in letzter Zeit zusehends besorgt, sind all die Formen freiwilliger Bildproduktion, die Minderjährige unbekümmert ins Netz stellen: „Die schreiben sich heute keine Liebesbriefe mehr, sondern schicken sich Nacktbilder zu oder posieren als Miss Wet T-Shirt vor der Kamera. Sie glauben, sie führen einen Dialog mit einer bestimmten Person. Weit gefehlt!“

Nicht nur, dass solche Bilder mit ein paar Klicks in der ganzen Schule die Runde machen. „Eine Zwölfjährige streamt, wie sie sexuelle Handlungen an sich vornimmt. Ein Pädosexueller schneidet es mit und stellt es auf ein Board im Darknet, bekommt im Gegenzug neue Dateien. Schließlich landet

es beim BKA. Wir kennen die Umstände nicht, unter denen dieses Material entstanden ist, und gehen der Sache nach.“

Phänomene wie „Sexting“, also Sexbilder zu verschicken statt Textmitteilungen, oder „Sextortion“, den gezielten Missbrauch all der Eskapaden, mit denen Kinder und Teenager online auf sich aufmerksam machen wollen, sieht Leon in beunruhigendem Maße wachsen. „Der Übergang von einer naiven Handlung zur Gefährdung des Kindes ist oft fließend“, sagt Leon und verweist auf das sogenannte Cybergrooming: Erwachsene erschleichen sich das Vertrauen von Kindern, schmeicheln ihnen, beschenken sie und überreden sie zu sexuellen Handlungen vor der Kamera.

Einmal ins Netz gestellt, ist die Verbreitung der Bilder nicht mehr aufzuhalten. „Es muss klar sein: Wer diese Bilder verbreitet, macht sich strafbar“, sagt Leon. „Und ein nicht unerheblicher Teil der männlichen Konsumenten von Missbrauchsabbildungen ist prädestiniert, später selbst einen Missbrauch zu begehen – das belegen verschiedene Studien.“

Das Dunkelfeld, also Straftaten, die nirgends gemeldet oder erfasst wurden, ist immens. Das „Mikado“-Forschungsprojekt der Universität Regensburg kommt zu dem Ergebnis, dass nur ein Prozent aller sexuellen Übergriffe an Kindern und Jugendlichen den Ermittlungsbehörden bekannt sein dürfte.

Es ist Freitagnachmittag, Ende Januar. Karin M. erhält einen Anruf vom LKA des Bundeslandes, in das die Sprachanalyse die Ermittler geführt hat. Und plötzlich schließt sich auf unerwartete Weise der Kreis: Der Mann aus dem Video sitzt in Untersuchungshaft. Ein anderer Täter hatte ihn vor zwei Monaten des Kindesmissbrauchs beschuldigt.

Die Verbindung zwischen dem Täter und dem Video lieferte ein Beamter, der das Gesicht des Mädchens auf den Screenshots erkannt hatte, die Karin M. in Extrapol, der polizeiinternen Datenbank, gepostet hatte.

„Die Kollegen vor Ort kannten nur das erste, kurze Video“, erzählt Karin M. Was sie nun liefert, ist das entscheidende Puzzlestück, um den Mann für seine Taten zur Rechenschaft zu ziehen. „Das sind die Momente, für die wir unsere Arbeit machen“, sagt sie.

„Kurz danach fanden wir weitere Videos auf einem Board im Internet, auf denen der Missbrauch des Opfers zu sehen war. Das Kind war neun Jahre alt, als der Täter gefasst wurde, der Missbrauch ging durchaus ein paar Jahre.“

Der Täter hatte zudem Zugang zu einem weiteren kleinen Mädchen, erzählt Karin M. „Sie hatte das Alter, das ihn interessieren könnte.“

Karin M. schreibt eine E-Mail an die Kollegen: „Täter und Opfer sind identifiziert. Er sitzt in Haft.“ Dann packt sie ihre Sachen, fährt raus auf den Flugplatz, lässt sich auf 4000 Meter bringen und springt mit dem Fallschirm in die Tiefe.

„Es geht um den freien Fall“, sagt sie. „Der dauert etwa eine Minute.“

Karin M. ist eine Spezialistin für Abgründe. •

EPILOG Mittlerweile wurde der Täter wegen schweren sexuellen Missbrauchs seiner Tochter verurteilt, er wird seine Haftstrafe voraussichtlich Anfang 2025 verbüßt haben.

emotion

FÜR FRAUEN, DIE IHREN WEG GEHEN!

FÜR FRAUEN, DIE IHREN WEG GEHEN

06 - 2022

emotion

Nix wie raus!
Coole Frauen und ihre Räder

ONLINE-DATING, aber entspannt
Eine Psychologin verrät, wie das tatsächlich klappt

Mehr Fokus
Jetzt endlich wieder konzentriert

HIN ZUM GLÜCK!

Wie wir uns in eine positive Stimmung bringen, gerade dann, wenn vieles schwierig ist

Neue Hoffnung bei Kinderwunsch:
Unser Report

TATORT-STAR JASNA FRITZI BAUER
„Ich will nicht länger frech genannt werden“

2 HEFTE GRATIS

FÜR FRAUEN, DIE IHREN WEG GEHEN

TOLLE BÜCHER zu gewinnen!

LASST DIE LIEBE REIN
Was Paare jetzt brauchen, um sich nah zu bleiben

NETZ-HYP
Die neuen coolen Ladys vom Land : Instagram

Dein zu S...

So erkennst du und mach dein (Arbeits-)Leben reicher: Was du dafür brauchst, steht im Dossier zum EMOTION Women's Day

Jetzt zwei Ausgaben gratis sichern unter:

www.emotion.de/crime

040-55 55 3810 (Bestellnr.: 1920345)



Einfach einscannen & Angebot sichern!

Dies ist ein Angebot der EMOTION Verlag GmbH, Geschäftsführung: Dr. Katarzyna Mol-Wolf, Hoheluftchaussee 95, 20253 Hamburg, AG Hamburg, HRA 110793; Belieferung, Betreuung und Inkasso erfolgen durch die DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, vertreten durch Oliver Radtke (Sprecher der Geschäftsführung), Christina Dohmann, Marco Graffitti, Am Sandtorkai 74, 20457 Hamburg, USt-ID: DE814583779, als leistender Unternehmer.

FOTO MONSTERA/PEXELS

DAS

*Der eine Mann ist zum Tode verurteilt,
der andere sieht es als seine Pflicht, ihn zu retten.
Ihrer beider Schicksal ist verbunden mit
einer Frau, die vor 37 Jahren für Gerechtigkeit
sorgen wollte*

von RAPHAEL GEIGER

VERMÄCHTNIS



Nick Flessa vor
dem Gericht
von Cincinnati,
Ohio, wo
damals das
Urteil fiel

DIE

GESCHICHTE,

WIE HENDERSON SIE ERZÄHLT,

BEGINNT MIT EINER

ANGST,

von der er nicht wusste, dass sie noch in ihm war. Er hatte sie vergraben. Es mag zynisch klingen, aber im Vergraben von Ängsten hat Jerome Henderson Erfahrung.

Henderson sagt zum Beispiel nicht, dass er fast hingerichtet worden wäre. Dass ihn die Wärter schon in die Zelle neben dem Hinrichtungsraum verlegt hatten, sein letzter Abend, einmal noch schlafen, am nächsten Morgen die Giftspritze. Das oberste Gericht von Ohio wollte es so. Erst ein Bundesgericht entschied gegen die Hinrichtung, dort hatten drei Richter abgestimmt: zwei Stimmen für Hendersons Leben, eine für den Tod. Alles das erzählt Henderson nicht, man erfährt es aus dem Pressearchiv.

Henderson sagt es so: „Ich dachte, es wäre ein One-Way-Ticket. Stellt sich heraus, es war doch Roundtrip.“

In Freiheit würde Henderson bald in Rente gehen, er ist jetzt 63 Jahre alt. Er würde seinen Lebensabend planen, da draußen, wo er seit 1985 nicht mehr war. Lebensabend, schon dieses Wort: Was bedeutet es für ein Leben, das darin besteht, ums eigene Leben zu kämpfen?

„Vielleicht zum Laden an der Ecke gehen“, sagt Henderson, „und mir eine Milch kaufen.“ Vielleicht aber auch, endlich der Vergangenheit zu entkommen.

Als Henderson die E-Mail sah, saß er an dem Computer, den sie sich teilen. Sie, die Häftlinge im Todestrakt des Gefängnisses von Chillicothe, Ohio. „Ich hoffe, es geht Ihnen gut“, stand da. Wie amerikanische Mails immer anfangen. Und weiter: „Mein Name ist Nick, ich bin ein Künstler.“ Er habe sich mit Hendersons Fall beschäftigt, schrieb dieser Nick, er habe die Berufungsanträge gelesen, den ganzen Papierkrieg aus vier Jahrzehnten. Er fragte, ob Henderson mit ihm reden wolle.

Es war Nicks Nachname, der Henderson ansprang: Flessa. Er wusste, woher er ihn kannte.

Nick Flessa sagt, er habe es tun müssen.

Ein Wintertag in Los Angeles, mild genug, um vor dem Café draußen zu sitzen. Fast zu schön für ein solches Gespräch, zu lebendig, zu viele Hipster, junge Menschen, denen es darum geht, dem letzten Trend zu folgen. Los Angeles, die Stadt der Leichtigkeit. Mittendrin Flessa mit dem Schnauzbart im Gesicht und immer einem angedeuteten Lächeln.

Wie Henderson stammt er aus Ohio, aus derselben Stadt: Cincinnati. Kam zum Kunststudium nach Kalifornien und blieb. Heute, 34 Jahre alt, singt er in zwei Bands und macht Filme und Installationskunst. Er ist ein Kalifornier geworden, so wirkt es, der Projekte plant, Konzerte, der mitten im Leben steht. Und der jetzt manchmal spürt, wie es ihn überwältigt, worauf er sich da eingelassen hat. Was mit Henderson in sein Leben kam. Die alte Geschichte, die geschah, als er noch nicht mal auf der Welt war. Die Geschichte, über die seine Mutter kaum sprach, die sie in sich vergrub, von der er nur eine Ahnung hatte. Er würde sich dieser Geschichte stellen müssen, das wurde ihm nach dem Tod seiner Mutter klar. Er musste sich stellen, um loslassen zu können.

Keinesfalls, sagt er, wolle er seine Mutter anklagen. Er sagt: „Sie dachte ja, dass sie das Richtige tat.“



Zur Gegenüberstellung waren nur schwarze Männer geladen, unter ihnen Jerome Henderson (links unten)

Je länger das Gespräch, desto länger werden Flessas Pausen, oft sucht er nach den richtigen Worten, ringt mit sich. Es ist ja nicht nur seine Geschichte, auch Hendersons.

Als er in der Familie erwähnte, dass er Henderson geschrieben habe, wurde es schnell persönlich. Henderson sei ein Monster, sagte sein Vater. Warum einem Monster helfen? Als er seinen Vater kürzlich in Cincinnati besucht habe, seien „ein paar hässliche Worte“ gefallen, sagt Flessa. Es lag der Vorwurf von Verrat in der Luft. „Als wollte ich meine Mutter angreifen, sie nachträglich auf die falsche Seite der Geschichte stellen.“ Er schweigt. „Na ja“, sagt er dann. Ein Schulterzucken, sein angedeutetes Lächeln. „Wahrscheinlich gibt es das in vielen Familien. Diese eine Sache, die unter den Teppich gekehrt wird.“

In Flessas Fall kann man die Sache nachlesen. In Gerichtsakten.

Am Abend des 2. März 1985, draußen war es kalt und nass, kam in Cincinnati eine alleinerziehende Mutter zurück in ihre Wohnung. Sie hieß Mary Acoff, 26 Jahre alt, fürs Wochenende hatte, wie die meiste Zeit, ihre Schwester die Tochter in Obhut. Es war Mitternacht, Acoff hatte den Abend bei ihrem Freund verbracht, der im selben Haus lebte, 1944 Highland Avenue, sie im ersten Stock, er im zweiten. Sie hatten Bier getrunken und Sex gehabt, dann ging Acoff nach Hause.

Der Mann, der in jener Nacht in ihre Wohnung eindrang, hinterließ keine Einbruchsspuren. Er stahl nichts, nicht mal Bargeld. Sie muss sich ihm, als sie Geräusche bemerkte, mit einem Stuhlbein in der Hand genähert haben, es lag später neben ihr. Ihr Körper wies vier tödliche Einstichstellen auf, ihr Hals 13 Schnittspuren. Ein Mord voller Wut, so nahm es die Öffentlichkeit wahr, ein Mord, um eine Vergewaltigung zu vertuschen. In Acoffs Vagina fanden die Pathologen Sperma.

Am nächsten Tag stand ihre Tochter vor der Tür, Acoffs Nachbarin bei sich. Sie klopften, die Tür fiel auf, und sie gingen hinein. Da lag sie, nackt auf dem Boden.

Jerome Henderson wohnte in der Highland Avenue 1909. Acoffs Straße war auch seine.

Er war in Alabama auf die Welt gekommen, in den rassistischen Südstaaten des Jahres 1959. Ein Arzt hatte seine Mutter vor einer weiteren Geburt gewarnt, sie hatte schon vier Töchter und einen Sohn. Aber Hendersons Mutter verhütete nicht. Sie wurde mit Henderson schwanger und starb bei seiner Geburt.

Jerome und seine Geschwister kamen zu den Großeltern. Die zogen mit den Kindern nach Norden, in den Industriestaat Ohio, nach Cincinnati. Henderson war noch nicht erwachsen, da verlor er einen weiteren Men-

schen: eine seiner Schwestern. Angeblich hatte ihr eigener Mann sie umgebracht.

College war für jemanden wie Henderson nicht vorgesehen, also begann er zu arbeiten, bei der Eisenbahn, in einem Pfandleihhaus. Bevor seine 26 Jahre in Freiheit zu Ende gingen, wurde er noch Vater eines Sohnes.

Woran lag es, dass es den Menschen in Cincinnati nicht schwerfiel, einen Mörder in ihm zu sehen? War es die Hautfarbe? Die Justiz schickte damals so viele junge schwarze Männer in die Todeszelle, dass es Jahre später offizielle Untersuchungen dazu gab. Klar, Henderson passte ins Muster: ein paar kleinere Vergehen, auch ein Fall von sexueller Nötigung. Nichts, was heute noch juristisch relevant wäre.

Das reichte, um vor Gericht das Bild eines jungen Mannes zu erschaffen, der sich nicht im Griff hat. Der sein Opfer vergewaltigte und sie anschließend für immer zum Schweigen brachte.

„Mary Acoff“, sagte die Staatsanwältin in ihrem Schlussplädoyer, „hätte heute durch die Tür dieses Saals gehen können. Sie hätte uns erzählen können, was passiert ist, bevor er sie ermordet hat. Sie hätte ihre Stimme erheben und mit dem Finger auf ihn zeigen können. Aber er hat sichergestellt, dass sie niemals durch diese Tür geht.“ Fünf Monate waren vergangen seit der Tat. Vor Gericht bestritt Henderson, dass er jemals in Acoffs Wohnung gewesen war.

Ein Zeuge wollte ihn in der Nähe gesehen haben, auf der Straße, Henderson habe, als er ihn bemerkte, seinen Mantelkragen hochgeklappt. Das war um 5.30 Uhr, eine Dreiviertelstunde nach der mutmaßlichen Tatzeit. Als Polizisten ihn vernahmen, gab Henderson als Alibi an: ein Abend mit Freunden in einer Bar, später auf einer Privatparty. Sie ließen ihn gehen. Erst als sie seinen Fingerabdruck an einer Wand in Acoffs Wohnung entdeckten, kamen die Polizisten auf Henderson zurück. Sie durchsuchten seine Wohnung und stellten seinen Mantel sicher, darauf Sperma und Blut.

Mangels Zeugen sammelten die Beamten Indizien, mithilfe derer sie die Tat rekonstruierten. Das Blut, das sie auf einem Stein und einem Blatt unterhalb von Acoffs Küchenfenster fanden. Die Schuhabdrücke, die zu Hendersons Turnschuhen passten. Das Blut auf Hendersons Mantel, das, wie sich herausstellte, Acoffs Blutgruppe entsprach.

Man spürt, liest man ihr Plädoyer, wie ernst es der Staatsanwältin mit dem Fall war. Sie wollte die Höchststrafe, nichts weniger. Sie verband ihren Ehrgeiz damit. Als wären es Fälle wie dieser gewesen, für den sie diesen Beruf ergriffen hatte.

„Die Steine und Blätter“, sagte sie zur Jury, „sie haben keine Ohren. Sie haben keine Augen. Sie haben keinen Mund. Sie können nicht zu Ihnen sprechen.“ Aber das sei wie an einem Wintermorgen, wenn es nachts geschneit habe: „Wenn ich vor dem Schlafengehen aus dem Fenster schaue und keinen Schnee sehe, dann morgens aufwache und es liegt Schnee, dann kann ich Ihnen sagen, dass es geschneit hat.“ Die Sache sei völlig klar, sagte die Staatsanwältin. Die Indizien seien eindeutig. „Sie rufen Ihnen zu, sie schreien Sie an: Dieser Mann ist schuldig.“

Henderson sprach damals schon ein bisschen so offiziell wie heute. „So bitte ich die Mitglieder der Jury“, sagte —

er, „das Leben eines unschuldigen Mannes zu verschonen.“ Sein Anwalt rief den Juroren zu: „Bitte töten Sie Jerome Henderson nicht.“ Es sei doch zweifelhaft, sagte der Anwalt, dass ein Mörder, der so oft zusticht, in der ganzen Wohnung nur einen Fingerabdruck hinterlasse, einen Abdruck ganz ohne Blut. Es sei auch nicht bewiesen, dass es Acoffs Blut sei, das man an Hendersons Mantel gefunden habe, nein, die Beweislage sei doch sehr dünn. Zu dünn.

Die Jury zögerte, es dauerte, bis sie sich einig wurde. Aber dann empfahl sie, was die Staatsanwältin gefordert hatte: Henderson sollte sterben.

Die Lokalzeitung vermerkte, dass er das Urteil ohne Reaktion zur Kenntnis nahm.

AM TAG,

als Nick Flessa auf die Welt kam, am 29. Januar 1988, verbrachte Henderson seinen dritten Geburtstag im Todestrakt. Nicks Mutter hatte sich nach wenigen Jahren schon aus dem Berufsleben zurückgezogen, sie blieb zu Hause bei Nick und seiner Schwester. Nebenher versuchte sie sich als Künstlerin. Sie malte, schrieb Gedichte.

Dies ist für meinen Vater, für die Schritte, die er tun wollte und nicht konnte ... Dies ist für Mary Acoff, ein Gebet für sie und ihre Tochter, auf dass ihr der Horror und der Schmerz genommen werde.

So klang ihre Poesie. Sie schrieb, sie sprach nicht darüber, was damals geschehen war. „Ein Trauma“, sagt ihr Sohn heute. „Sie war am Tatort, das muss verstörend gewesen sein. Danach wollte sie diesen Beruf nicht mehr machen.“

Nicks Mutter, Janna Flessa, war die Staatsanwältin.

Nicht die einzige, eigentlich nur die Nummer zwei im Team. Aber sie war es, die das Plädoyer gegen Henderson hielt. Ihr erster großer Fall. Eine junge Frau in einem männlichen Umfeld. Wo Härte zählt, damals noch mehr als heute, Härte gegen das Verbrechen. Eine Frau auch, die früher in ihrem Leben selbst schon mal in Berührung gekommen war mit sexuell übergriffigen Männern.

So formuliert ihr Sohn es heute in der Sonne von Los Angeles, er deutet es nur an, mehr will er dazu nicht sagen. Außer: Seine Mutter habe vielleicht auch deswegen für Mary Acoff eine besondere Empathie empfunden.

Mit ihrem Mann, Nicks Vater, auch er Jurist, übte sie zu Hause das Plädoyer. Es sollte jeden Zweifel an Jerome Hendersons Schuld ausräumen. Und sie war gut. Überzeugend. Sie erreichte ihr Ziel, das Todesurteil. Gerechtigkeit, aus ihrer Sicht. Aus der Sicht sehr vieler Menschen in Cincinnati im Jahr 1985.

Und heute?

Da ist kaum noch jemand, der sich an die Tat erinnert. Als Henderson 2006 hingerichtet werden sollte, bat die Tochter von Mary Acoff noch persönlich darum. „Sein Leben für das meiner Mutter“, sagte sie. Inzwischen ist sie verstorben. Ebenso wie der Richter, der Henderson verurteilte. Janna Flessa, die Staatsanwältin, starb 2010. Nur Henderson, der schon lange tot sein sollte, er ist noch am Leben.

JPay heißt der Online-Messenger, den es in Amerika für Gefängnisse gibt. 15 Nachrichten für 4,50 Dollar. Wenn auf JPay eine Nachricht von ihm kommt, steht darüber: Jerome Henderson, Häftling Nummer A186271, Ohio Department of Rehabilitation and Correction.

Fängt man an, mit ihm zu schreiben, stellt er Fragen, als wäre er oft enttäuscht worden. „Was für einen Artikel planen Sie? Einen banalen über die Todesstrafe, oder wollen Sie die Mächtigen wirklich zur Rechenschaft ziehen?“

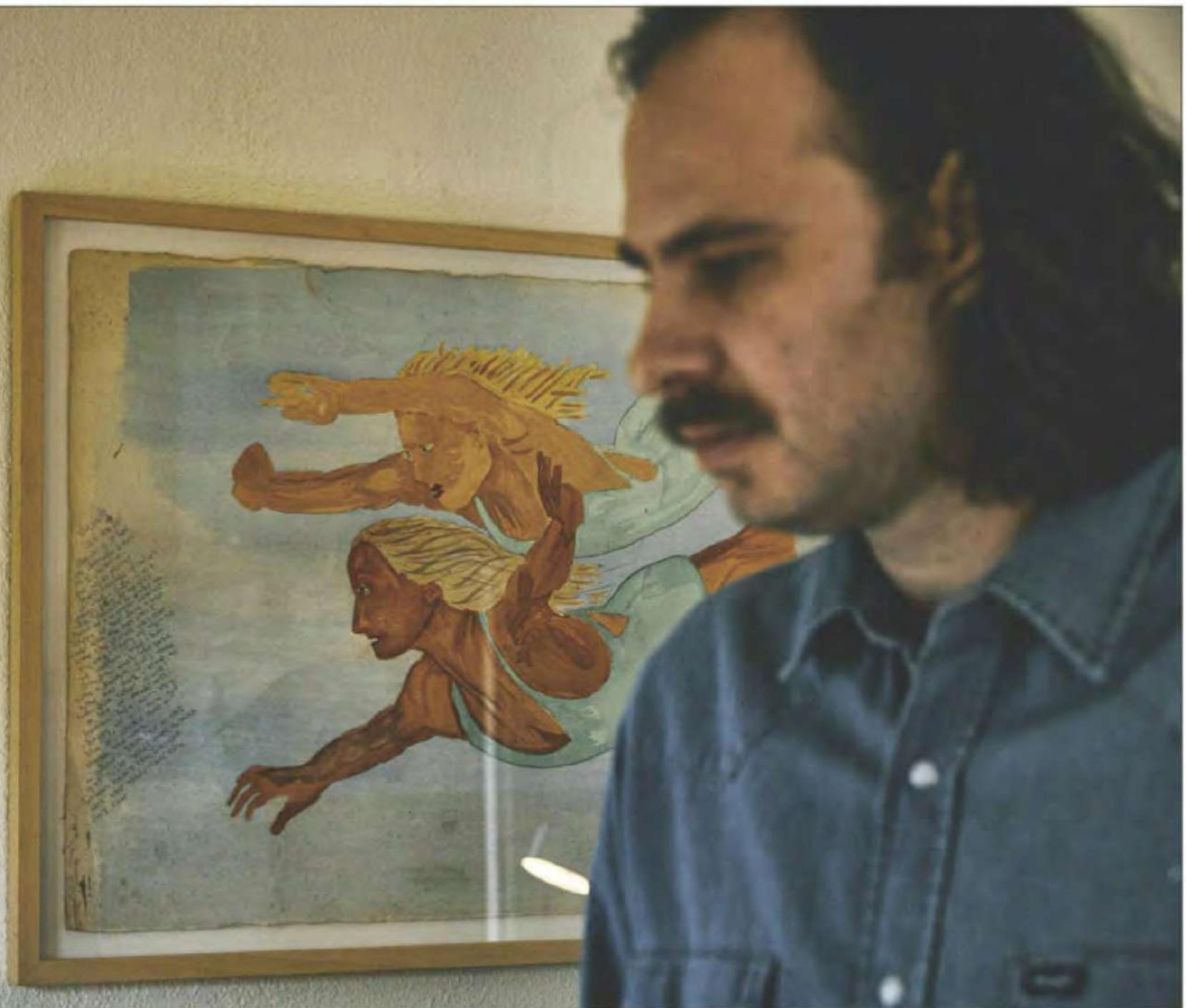
Hendersons Englisch klingt ein bisschen aus der Zeit gefallen. Er schreibt: „Schön, Sie sozusagen kennenzulernen.“ Will er noch etwas hinzufügen, schreibt er: „Post Scriptum.“ Einmal ist das, was er hinzufügen möchte, nur ein Satz: „Ich befindet mich im Kampf meines Lebens für mein Leben.“

Er, der nie aufs College ging, verteidigt sich seit Jahren selbst. Schreibt monatelang Berufungsanträge, meistens mit der Hand. Er hat sich die Sprache der Juristen angeeignet, liest juristische Literatur, weiß, welche seiner Rechte vor Gericht Verfassungsrang haben und welche nicht und was daraus folgt. Er weiß auch, dass es schon lange nicht mehr um seine Unschuld geht, sondern um Verfahrensfehler, die Berufungen rechtfertigen, um juristische Kleinigkeiten, die ihn retten könnten.

Henderson hat nichts, was andere Leben ausmachen. Es besucht ihn niemand. Seine Familie will nichts mit ihm zu tun haben, auch sein Sohn nicht. Seit 1985 bleibt Henderson in seiner Zelle, für sich, geht den anderen Gefangenen aus dem Weg. Er sei nicht unsozial, sagt er. „Aber deren Lift fährt nicht bis ganz nach oben“ – sie seien nicht die Hellsten. „Und ich fühle mich nicht wohl dabei, Karten zu spielen, während da draußen meine Geschichte nicht richtig erzählt wird.“



Erinnerungen
an eine behü-
tete Kindheit:
Janna Flessa
mit ihrem
Sohn Nick. Die
verstörenden
Dinge hielt sie
von ihm fern



Nick Flessa ist nach dem Tod seiner Mutter in etwas hineingeraten, das ihm keinen Frieden mehr lässt

Jeden Morgen geht er duschen, dann setzt er sich hin und geht seiner „juristischen Arbeit“ nach. So sagt er das. Sonntags schaut er im Fernsehen die Messe einer Freikirche. Ohne die, sagt er, finde er keinen Frieden. Gerade dann nicht, wenn mal wieder, wie vor ein paar Monaten, einer seiner Berufungsanträge abgelehnt wird.

Würde Henderson sterben, egal, ob durch die Giftspritze oder eine Krankheit, er würde verschwinden, als hätte es ihn nie gegeben.

„Wie alt sind Sie?“, fragt er in einem der Telefonate. Das fragte er auch Nick Flessa, als der sich zum ersten Mal bei ihm meldete. Als würde es ihn beschäftigen, dass da draußen Menschen älter werden, während er eingesperrt ist. Als wäre er nicht nur ein Gefangener der Haftanstalt, sondern auch der Zeit.

„32“, antwortete Flessa.

„Okay“, sagte Henderson.

Hatte Flessa Angst vor dem ersten Kontakt? „Keine Angst“, sagt er. Er habe sich darauf eingestellt, dass Henderson kein Interesse haben würde. „Ich dachte, er sagt: Fuck off.“ Immerhin wäre Henderson heute vielleicht schon lange ein

freier Mann, wenn Flessas Mutter damals nicht ein so überzeugendes Plädoyer gehalten hätte.

Warum er ihn überhaupt kontaktiert habe? Flessa sagt, etwas habe ihn zu Henderson getrieben. Keine Schuldgefühle, das nicht. Aber eine Pflicht habe er gespürt: Wer würde sich sonst um seinen Fall kümmern? Und vielleicht, das sagt er nicht, wird er erst Frieden mit seiner Mutter schließen können, wenn Henderson freikommt.

Mit der Trauer um sie fing es an. Viel zu früh war sie verstorben. Flessa, der Künstler, verarbeitete den Schock in einer Ausstellung. Dazu ging er die Sachen durch, die sie hinterlassen hatte. Fragte sich: Was bleibt von einem Leben? Ihre Gedichte. Bilder. Protokolle ihrer Joggingstrecken. Vollgekrakelte Einkaufslisten.

Das Plädoyer in einem Mordprozess.

Ihrem ersten – und letzten. Einem Prozess, mit dem er sich nie beschäftigt hatte, von dem er nur vage gewusst und nie genauer nachgefragt hatte. Wie das so ist. Nie fragte er: Mama, wurde der Mann eigentlich hingerichtet? Wurde er freigelassen? Die Frage kam ihm nicht in den Sinn. Nicht, dass seine Eltern den Prozess verheimlicht hätten, sie sprachen nur kaum darüber. „Sie waren sehr behütend“, —

This is for
Mary Acoff
in a prayer
for her and her daughter
in a wish
to take away
the horror
and the pain.

I promise
I won't stop trying
I won't stop looking up

Dies ist für Mary Acoff / Ein Gebet für sie und ihre Tochter /
Auf dass ihr der Horror und der Schmerz
genommen werde / Ich verspreche / nicht aufzugeben /
den Blick nicht abzuwenden

Gedicht von Janna Flessa



Seit 37 Jahren
sitzt Jerome
Henderson in
der Todeszelle.
Die Welt
außerhalb
sieht er nur per
Videochat

sagt Flessa. „So verstörende Dinge hielten sie von mir fern.“ Aber dann las er das Plädoyer, er erkannte ihre Sprache, ja, das war seine Mutter, der Mensch, um den er trauerte. Und der Mensch, der für Jerome Henderson den Tod wollte.

„Dein Verlust tut mir leid“, schrieb Henderson. „Und ich will nicht sagen, dass ich weiß, wie Du Dich fühlst. Aber ich war auch schon mal da, wo Du jetzt bist.“

„Danke für die lieben Worte“, schrieb Flessa.

Beide hatten ihre Mutter verloren. Sie teilten sich denselben Geburtstag, das berührte Flessa auf eine seltsame Art. „Irgendwie eine Verbindung“, sagt er. „So entstehen menschliche Beziehungen – indem man Gemeinsamkeiten feststellt.“ Und wenn es nur ein Datum ist.

Ein paar Wochen vergingen bis zum ersten Videochat, auch das bietet JPay an. Es ist das Zoom für Amerikas Gefangene, zehn Dollar für eine halbe Stunde. So sahen sie sich, die beiden: der verurteilte Mörder und der hippe Künstler. Zwei aus derselben Stadt, knapp drei Jahrzehnte nacheinander geboren, der eine weiß, der andere schwarz, der eine heute in Kalifornien, der andere in der Todeszelle.

„Darf ich fragen“, sagte Henderson, als sie dann zum ersten Mal sprachen, „was dich zu mir geführt hat?“

„Na ja“, antworte Flessa, „es kam über meine Mutter. Ich wusste, sie war mal Staatsanwältin, aber ich dachte mir nie etwas dabei. Dann fand ich deinen Fall.“

Instinktiv war er davon ausgegangen, dass Henderson lange entlassen war. Dass der noch immer auf seine Hinrichtung wartete, dass er noch immer in der Folge des Mordfalls von 1985 lebte, schuldig oder unschuldig, es lag außerhalb von Flessas Vorstellungskraft.

„Du hattest all deine ersten Male“, sagte Henderson zu Flessa im Videochat, „deine ersten Schritte, all das, und ich war die ganze Zeit in dieser Box.“

Aus den Akten geht hervor, dass der Richter damals, 1985, die Mitglieder der Jury beeinflusste. Er machte sie glauben, dass sie sich erst einstimmig gegen die Todesstrafe entscheiden müssten, bevor sie eine Haftstrafe in Erwägung ziehen dürften. In Wahrheit hätte nur eine Person gegen die Hinrichtung plädieren müssen, eine einzige, schon wäre es nur noch um die Höhe der Haftstrafe gegangen.

Hendersons Anwalt versäumte es, dagegen zu protestieren.

Dann ist da die Sache mit der DNA-Analyse. Die ergab, inzwischen war es das 21. Jahrhundert, dass es nicht Hendersons Sperma war, das man in Mary Acoffs Vagina fand, sondern das ihres Freundes. Damit entfiel jeder Beweis für ein sexuelles Motiv, für eine versuchte Vergewaltigung. Hätten die Geschworenen das 1985 gewusst, hätten sie die Todesstrafe wahrscheinlich nie verhängt,

Die Jury habe anhand von stichhaltigen Beweisen geurteilt, hieß es von der Staatsanwaltschaft. Auch ohne Beweis für eine sexuelle Tat. Allein dass man Acoffs Leiche nackt, mit gespreizten Beinen, gefunden habe, sage doch alles. Selbst Richter, die Hendersons Beschwerden anerkannten, mussten ablehnen, weil frühere Instanzen schon mal abgelehnt hatten und weil nicht genug neues Material vorlag, um den Fall neu aufzurollen.

Die Regeln eines Rechtsstaats, der auch vor allem eine Bürokratie ist.

Henderson scheiterte, muss man dazusagen, auch an dem Fakt, dass dieselbe DNA-Analyse das Blut an seinem Mantel als das von Mary Acoff identifizierte. Er wehrt sich dagegen. Die Polizei habe den konfisierten Mantel mit an den Tatort genommen, sagt er, dort sei das Blut wohl an den Mantel gelangt. „Der Staat Ohio“, sagt Henderson, „weiß, dass ich unschuldig bin.“

Für den Fingerabdruck an der Wand in Acoffs damaliger Wohnung hat er keine Erklärung, für das Blut an seinem Mantel nur seinen Verdacht gegen die Polizei. Und trotzdem würde Jerome Henderson, würde sein Prozess heute stattfinden, niemals zum Tode verurteilt werden. Die Indizien wären zu dünn, der Zweifel zu groß. Ist er schuldig? Ist er unschuldig? Weder Nick Flessa noch unsere Redaktion können das überprüfen.

Im Café in Los Angeles sagt Flessa, dass es ihm darum auch gar nicht gehe. „Jerome beteuert seine Unschuld seit 37 Jahren. Allein das ist bemerkenswert. Aber selbst wenn er schuldig wäre, würde er verdienen, dass man ihn wie einen Menschen behandelt.“ Nicht wie ein Monster.

Flessa ergriff ein paar Sofortmaßnahmen. Was ihm als Millennial so einfiel: Henderson brauchte erst mal bessere PR. Eine Website, einen Spendenaufruf bei „Gofundme“. Beides schnell erledigt. Damit er seine Anträge nicht mehr mit der Hand schreiben musste, schickte Flessa ihm eine Schreibmaschine ins Gefängnis. Schließlich bat Flessa einen Freund, der gerade sein Jurastudium abgeschlossen hatte, um Rechtsbeistand.

Flessa sagt: „Dass ich das machen kann und dass man mir zuhört, nicht ihm, hat natürlich mit dem Rassismus in diesem Land zu tun.“

Ein Spiel mit dem System also. Er, der Weiße, dem die Öffentlichkeit glaubt, mit dem die Medien etwas anfangen können, spricht für den schwarzen Häftling. Für den Mann, in dem das Land einen Mörder sieht.

Er weiß, dass auch dieser Artikel nur deswegen erscheint. Weil Flessa die Website gebaut hat, weil er bereit ist, seine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte seiner Mutter, das Ringen mit seiner Familie. Ohne Flessa würden wir nicht über Hendersons Fall berichten. Der ist, so tragisch es klingt, einer von vielen. „Öffentlichkeit“, sagt Flessa, „das ist es, was ich für Jerome tun kann. So funktioniert dieses Land. Also muss ich es tun.“

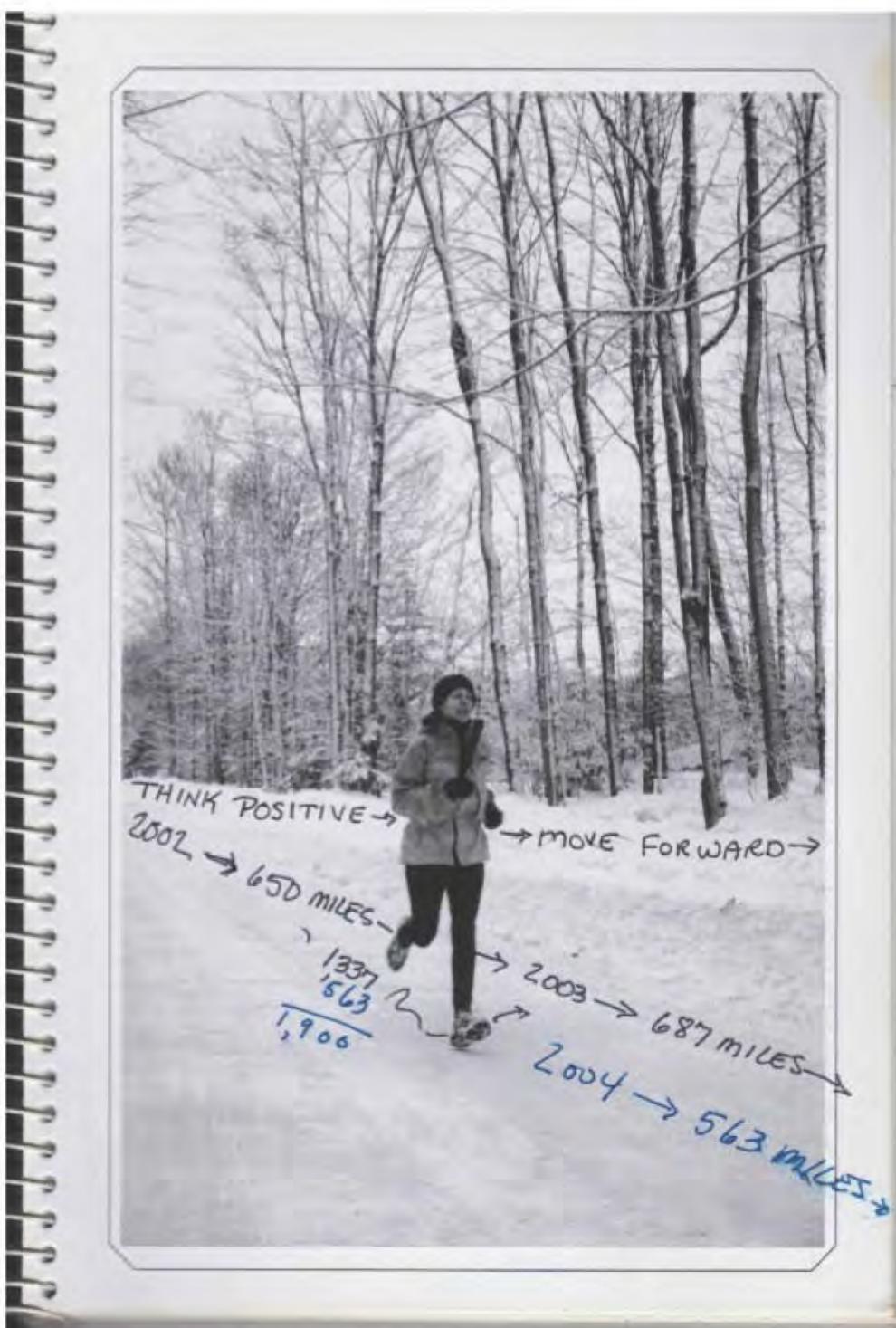
Flessa ist Hendersons Sprecher, sein PR-Beauftragter.

F L E S S A I S T D A

I N E T W A S

H I N E I N G E R A T E N .

Etwas, das größer ist, als er je gedacht hätte. Monatelang las Flessa nichts anderes als Literatur über die Todesstrafe. Studien über Ohio in den 80er-Jahren, über das Pochen auf



Janna Flessa war sehr akribisch, sogar ihr Laufpensum hat sie exakt dokumentiert

Strafe, auf Härte. Er ging die Akten durch, Hunderte Seiten, tauchte in Hendersons Leben ein. Das Leben eines schwarzen Jungen in Cincinnati. Flessas Stadt. Es sei ihm wie ein fremdes Land vorgekommen, sagt er.

Flessa versuchte zu verstehen. Warum war seine Mutter für Hinrichtungen? Für Hendersons Hinrichtung? „Sie war eine gute Staatsdienerin“, sagt er. „In ihrer Welt tat sie das Richtige.“

Sieht er sie jetzt anders, seit er von Henderson weiß? „Nein“, sagt er schnell, wobei... kurzes Zögern: Doch, er habe sie neu kennengelernt. Er habe „sie in ihrer Ganzheit erfasst“, so sagt er das. Als Mensch, nicht nur als Mutter.

30 Jahre alt war Janna Flessa damals, beim Urteil. Henderson war 26. Sie waren Kinder ihrer Zeit. Die Frage ist, wie lange Schuld braucht, damit sie vergeht. Verlangt eine Tat von 1985 heute noch nach Strafe? Und kann ein Sohn, heute älter als seine Mutter damals, wiedergutmachen, was sie falsch gemacht hat?

solangen Henderson die Hinrichtung droht. So lange kann auch Flessa nicht mehr ruhen. Er würde es sich nicht verzeihen. Wegen dem, was seine Mutter getan hat, kommen er und Henderson nicht mehr voneinander los.

Flessa will bald ins Gefängnis fahren, nach Chillicothe, Ohio, und ihn zum ersten Mal persönlich sehen. Ihm in die Augen schauen, durch Glas, nicht durch die Webcam seines Computers. Wiedergutmachung? „Vielleicht Reparatur“, sagt Flessa. Und erst mal gehe es um die Rettung von Hendersons Leben.

Nach 37 Jahren.

„Meine ganze Existenz“, so sagt es Henderson, „ist auf ein Blatt Papier reduziert.“ Sein Leben, meint er, hänge an immer neuen Anträgen und Bescheiden. Dem ewig stummen juristischen Schriftverkehr. „Ich will gehört werden“, sagt er.

„Dieses Jahr“, sagt Flessa, „endet in Ohio die Amtszeit des Gouverneurs. Es sei üblich, dass Gouverneure am Ende einige Häftlinge begnadigen. „Wir arbeiten daran.“

Wir.

Henderson sagt, Flessa habe ihm jetzt schon mehr geholfen als seine eigene Familie. Keine Abscheu, als er den Namen las, als er begriff, wer ihm da geschrieben habe? „Nicholas“, sagt Henderson, er benutzt oft den ganzen Namen, „versucht zu büßen. Aber was geschehen ist, ist ja nicht seine Schuld.“ Kein schlechtes Wort über Flessas Mutter. Sie habe, sagte Henderson zu Flessa, bloß ihren Job gemacht.

Das ist, was Henderson in fast vier Jahrzehnten im Todestrakt gelernt hat: seine Gefühle zu kontrollieren. „Die Wut“, sagt er, „die sonst so leicht kommt.“

Gerechtigkeit, das wollte Flessas Mutter für Mary Acoff. Nick will es jetzt für Henderson. „Wir tun so“, sagt er, „als könnte Strafe Gerechtigkeit herstellen.“

Gerechtigkeit. In Gerichtssälen erscheint das Wort sehr konkret. Jemand wurde getötet, der Schmerz ist noch frisch, der Täter soll nicht davonkommen, er soll büßen. Aber was, wenn Jahrzehnte vergangen sind? Halbe Leben? Welcher Gerechtigkeit sollte es noch dienen, wenn der Staat Ohio den Häftling Jerome Henderson töten würde, nach all den Jahren im Gefängnis? „Anfang letzten Jahres“, sagt Flessa, „nachdem er das Datum bekommen hatte, war Jerome für ein paar Wochen wirklich down.“

Henderson erwähnt es eher beiläufig. „Ich habe jetzt wieder ein Hinrichtungsdatum“, sagt er. Den 14. September 2023.

Henderson und Flessa, der verurteilte Mörder und der Sohn der Staatsanwältin, sie sprechen alle paar Wochen, schreiben sich.

Und da ist noch etwas, was sie vereint: Sie finden keinen Frieden mehr. Nicht,

Zum Schweigen
verdammt,
in die Opferhaltung
gedrängt.
Vergewaltigten
Frauen wird oft
aufgezwungen, wie
sie mit der Tat
umzugehen haben.

BILDER, DIE REDEN

In Haiti ermutigte
die Fotografin
Bénédicte Kurzen
sie, sich
vor der Kamera
zu inszenieren

von JULIA KOPATZKI

A close-up photograph of a woman's shoulder and neck area. She has dark, curly hair and is wearing a light-colored top. A prominent tattoo of a red rose is visible on her upper right shoulder. Her skin tone is dark.

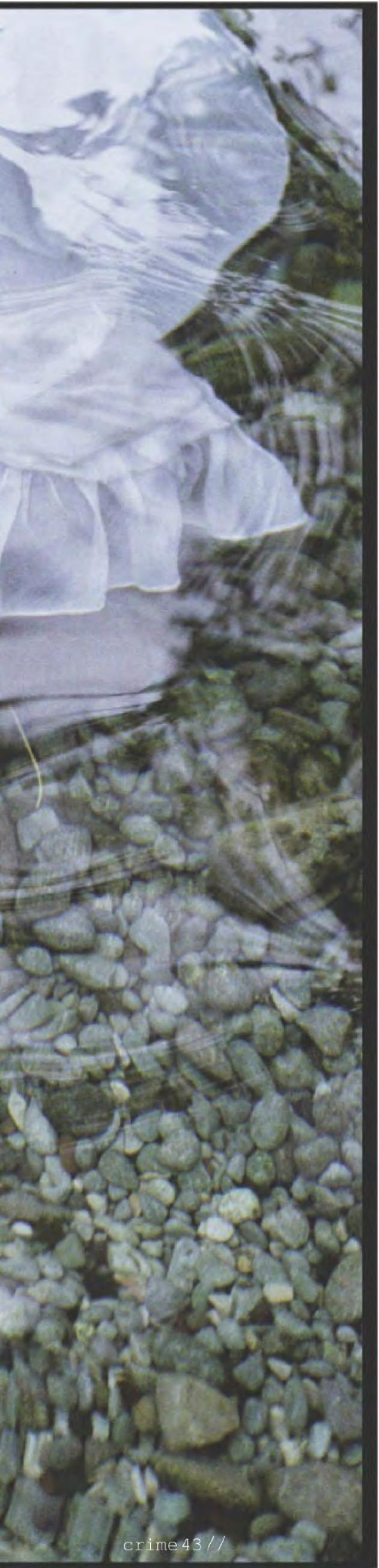
„Ich hatte immer schon viel Pech. Ein Freund meiner Eltern versprach mir eines Tages, er könne bei mir das ‚böse Auge‘ entfernen. Dafür gab ich ihm sogar 1000 Gourdes. Er brachte mich an einen abgelegenen Ort und sagte, ich solle mich ausziehen. Dann vergewaltigte er mich.“

GISELE, 20*

Ich erzählte meiner Familie, was passiert war. Er hat auch noch zwei weitere Mädchen vergewaltigt. Ich will Gerechtigkeit! Aber der Mann versteckt sich, und eine Richterin beschützt ihn.“

* Alle Namen der Opfer geändert, Alter zum Zeitpunkt der Aufnahme

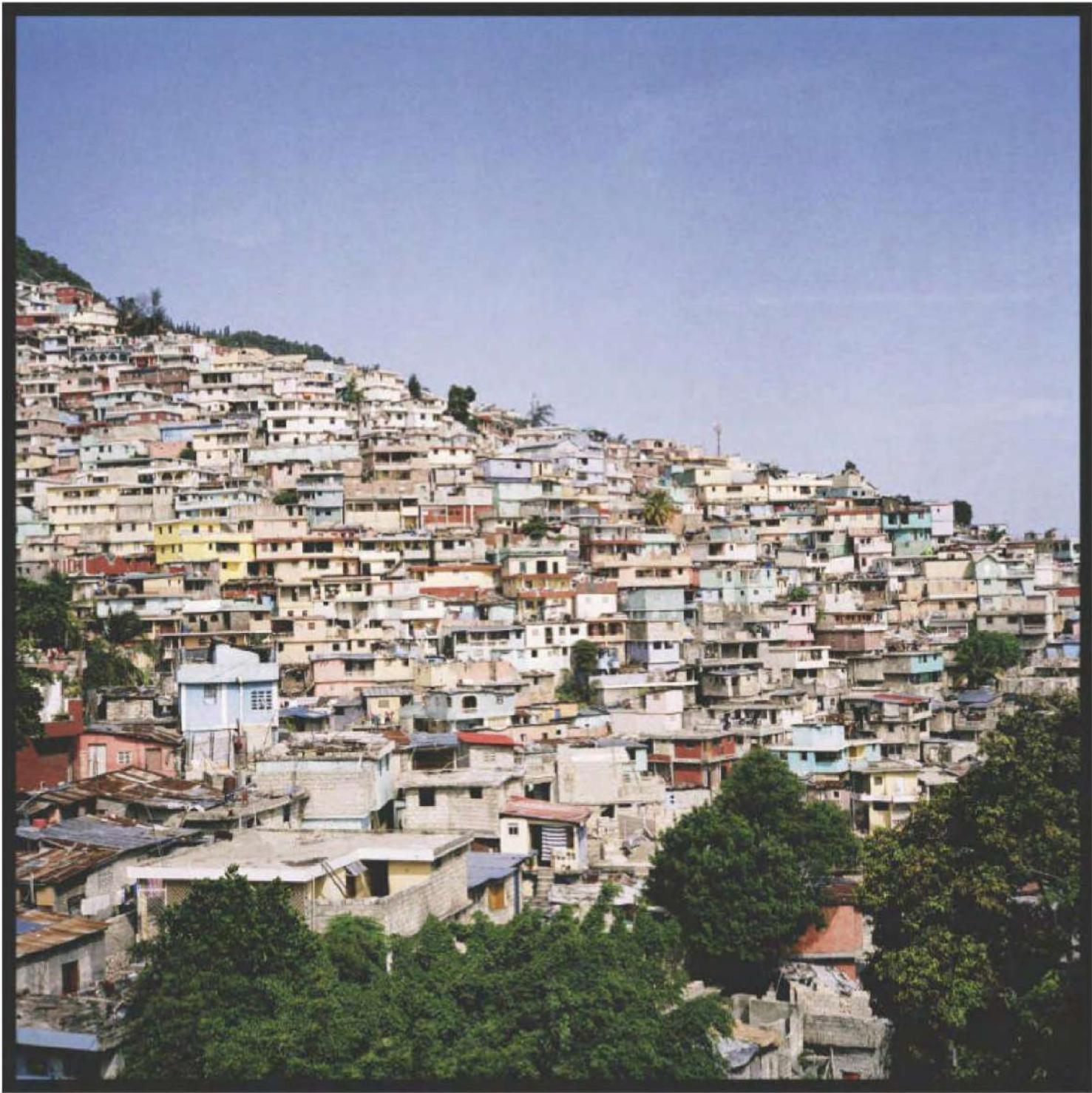




„Ich wollte im Wasser fotografiert werden. Ich wollte in einem traditionellen Kleid im Fluss Wäsche waschen. Außerhalb von Porte-au-Prince. Meine Geschichte ist eine moderne Horror-story. Ich traf den Typen in der Stadt auf der Straße, und wir fingen an, uns zu schreiben. Irgendwann erzählte ich, dass ich einen Job suche. Er sagte, dass ein Freund genau

MARIE, 21

so jemanden wie mich braucht. Er wollte nur noch ein paar Dokumente aus seiner Wohnung holen. Als wir da waren, zog er seine Pistole. So passierte es.“



Wie übereinandergestapelt liegen die Häuser am Hang von Pétionville in Port-au-Prince. Als die Fotografin die Stadt besuchte, lag das Erdbeben von Haiti bereits sechs Jahre zurück, doch noch immer lebten viele abseits der Häuser in Zeltstädten. Es gab noch weniger Schutz für die Frauen



Graffiti-Werbung für einen
Schönheitssalon. Ein Gesicht
ist ausgelöscht



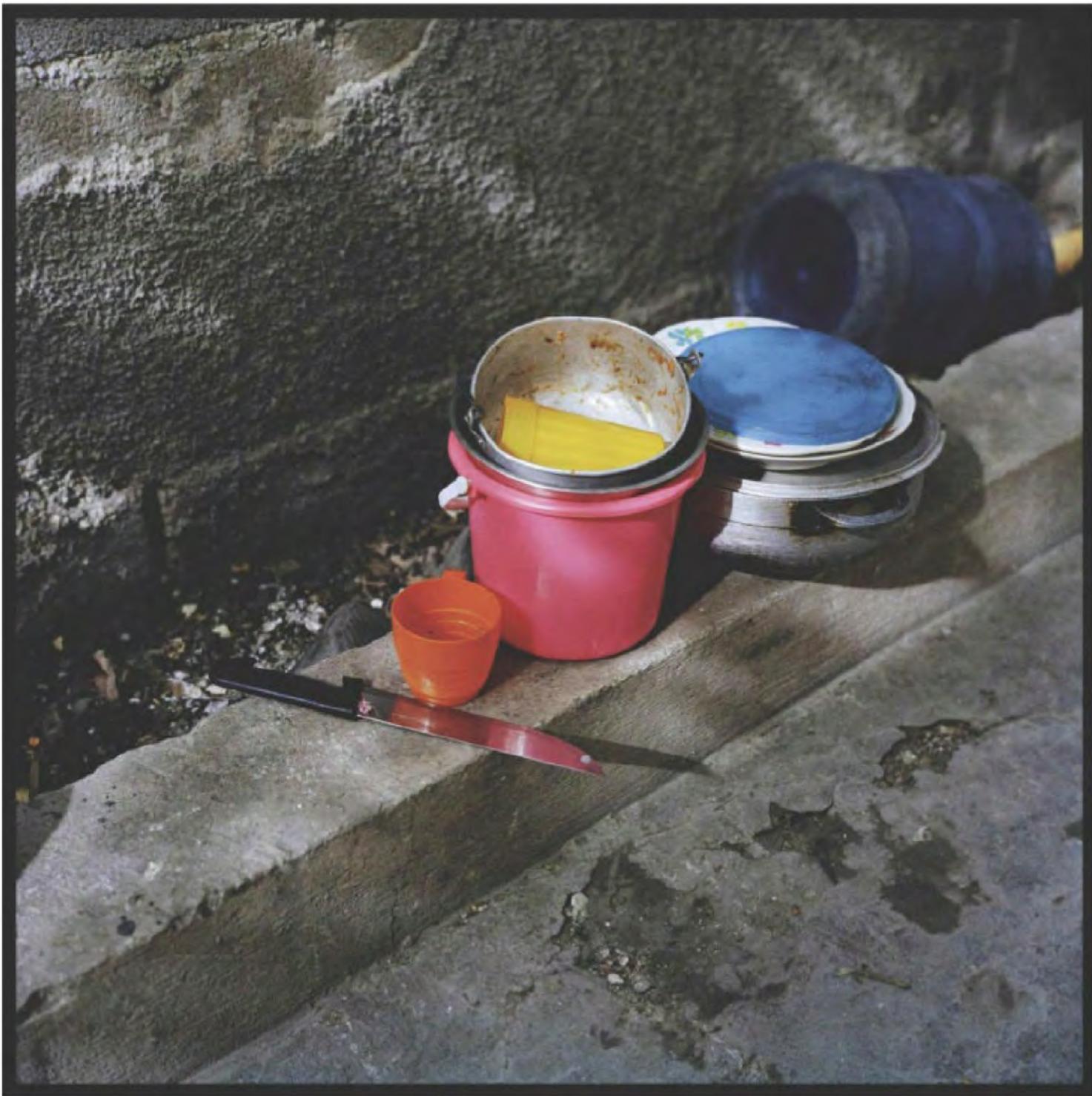


„Wir kennen den Mann.
Er hat im gleichen
Bereich wie wir im Camp
gewohnt, aber jetzt ist
er verschwunden. Unser
Zelt war kaputt und
hatte ein riesiges Loch.
So kam er herein. Sarah
war ganz allein. Sie liebt
es zu tanzen. Aber ich

SARAH, 13

(Ihre Mutter sprach für sie)

will nicht mehr, dass sie
tanzt. Ich habe das
Gefühl, dass sie dann zu
viel Aufmerksamkeit auf
sich zieht. Deswegen
bleibt sie jetzt vor allem
bei meinen Nichten.“



JEANNE. 31

„Mitten in der Nacht kamen zwei Männer zu uns. Sie vergewaltigten meine Tochter und mich. Die Männer schlugen mir immer wieder auf den Kopf, weil ich versuchte, meine Tochter zu beschützen. Ich wollte, dass sie nur mich vergewaltigten.“

Seit den Schlägen habe ich Epilepsie. Mein Kopf tut die ganze Zeit weh. Ich muss zweimal im Monat ins Krankenhaus. Aber der große Schöpfer hat mein Leben verschont.“

W

Weil sie vergewaltigt wurde, brannte jemand das Haus ihrer Mutter nieder.

Weil sie vergewaltigt wurde, hat sie Epilepsie.

Weil sie vergewaltigt wurde, muss sie sich verstecken.

Eine Frau, die vergewaltigt wurde, ist ein doppeltes Opfer. Sie wird Opfer der Tat selbst. Und bleibt ein Opfer der Gesellschaft, die sie nicht aus der Rolle entlässt.

Vor der Tat lebte Jeanne mit ihren drei Kindern in Pétionville, einem riesigen Vorort der haitianischen Hauptstadt Port-au-Prince. Pétionville liegt auf Hügeln, die bunten Häuser sehen aus, als hätte sie jemand gestapelt. Blaue, grüne, rote Häuser übereinander, viel zu viele, um sie zu zählen.

Nachts kamen zwei Männer in das Haus von Jeanne. Sie nahmen ihr das Handy weg, als sie versuchte, die Polizei zu rufen. Sie schlugen ihr auf den Kopf, als sie versuchte, die Männer davon abzuhalten, auch ihre 16-jährige Tochter Solange zu vergewaltigen. Sie schlugen sie so fest und so oft, dass sie seitdem epileptische Anfälle hat. Sie vergewaltigten Mutter und Tochter und verschwanden.

Jeanne ging danach in eine Klinik für vergewaltigte Frauen in Port-au-Prince. Sie musste einen Monat bleiben. Als sie entlassen wurde, zündeten Unbekannte das Haus ihrer Mutter an. Es war ein Versuch, die Familie noch weiter zu demütigen, glaubt Jeanne.

Als die Fotografin Bénédicte Kurzen im Sommer 2016 nach Haiti reiste, lag das schwerste Erdbeben in der Geschichte Haitis schon sechs Jahre zurück. Im

Januar 2010 starben bis zu 220 000 Menschen, mehr als 300 000 wurden verletzt. Das Epizentrum lag in der Nähe der Hauptstadt, Hunderttausende Häuser wurden zerstört. Danach waren rund zwei Millionen Menschen obdachlos.

Kurzen ist Kriegs- und Krisenfotografin. Sie lebt in Nigeria, fotografierte im Gazastreifen und begleitete die nigerianische Armee dabei, wie sie versuchte, das Land von der Terrormiliz Boko Haram zu befreien. In Port-au-Prince wollte sie etwas dokumentieren, das seit dem Erdbeben beinahe endemisch um sich greift: Vergewaltigungen.

Wie fotografiert man eine Frau, die vergewaltigt wurde? Man sieht ihr die Tat ja nicht an. Kurzen sprach lange mit den Frauen, bevor sie sie vor die Kamera bat. Sie sollten ihr die ganze Geschichte erzählen. Ihre Geschichte. Obwohl Vergewaltigungen in Haiti erschreckend häufig geschehen, wollte Kurzen mit ihren Porträts das Einzigartige an jedem dieser Erlebnisse zeigen. Den Menschen, nicht die Masse.

Die Frauen sollten entscheiden, wie sie auf den Fotos zu sehen sind. Sie bestimmten, wie ihre Geschichte erzählt wird. Kurzen wollte Überlebende zeigen, keine Opfer, sagt sie. Sie wollte die Kraft der Frauen zeigen, nicht den Moment, in dem sie gebrochen wurde.

Jeanne war 31 Jahre alt, als sie Kurzen traf. Nach den Gesprächen mit Kurzen entschied sie, dass sie gar nicht

fotografiert werden will. Sie und ihre Kinder versteckten sich in einer Art Frauenhaus, weil die Täter nach wie vor frei waren. Nach dem Brand im Haus ihrer Mutter fürchtete sie sich vor weiteren Angriffen. Auf dem Bild, das sie symbolisieren soll, liegt neben zwei Stäbchen dreckigen Geschirrs ein glänzendes Messer. Es soll dafür stehen, dass sie versucht hat, sich zu wehren.

Das Gesicht von Gisele bleibt, wie das Gesicht aller fotografierten Frauen, unerkennbar. Auf dem Bild schmiegt Gisele sich in einen Vorhang, nur ein kleiner Teil von ihr ist zu sehen. Die Bedeutung sei eine doppelte, sagt Kurzen. „Der Vorhang symbolisiert einerseits das Tabu, über das Erlebte zu reden. Aber andererseits gehört das, was dahinter liegt, nur ihr selbst.“ Das Tabu schützt die Männer. Der Stoff schützt Gisele.

Gisele hat ihren Eltern von der Vergewaltigung erzählt. Der Mann war schließlich ein Freund der Familie gewesen. Er hatte angeboten, ihr zu helfen. Gisele hatte immer geglaubt, sie sei vom Pech verfolgt. Ihre ganze Familie glaubte das. Der Freund gehörte den Freimaurern an und sagte, er könne sie vom Unglück befreien, so erzählte sie es später der Fotografin. Für seine Hilfe gab sie ihm 1000 Gourdes. Das sind umgerechnet 8,50 Euro, das Dreifache des Mindestlohns für einen Tag Arbeit. Er brachte sie an einen abgeschiedenen

Ort, sagte, sie solle sich ausziehen, und vergewaltigte sie.

Er hat nicht nur sie, sondern auch zwei andere Mädchen vergewaltigt. Die eine zwölf, die andere 15 Jahre alt. Aber die Eltern der Mädchen hatten Angst vor der Schande für die Familie, und so passierte nichts.

Die Menschen, die durch das Erdbeben 2010 ihr Zuhause verloren haben, mussten in Zeltstädte ziehen. Riesige Camps ohne Elektrizität oder fließendes Wasser. Plastikplanen als Türen, mit viel Glück ein kleines Vorhängeschloss. Als Kurzen 2016 in Haiti landete, lebten —



Kurzen fotografierte in vielen Krisengebieten und erlebte, dass Opfer oft kein Gehör finden. Sie nannte ihr Projekt „Code of Silence“





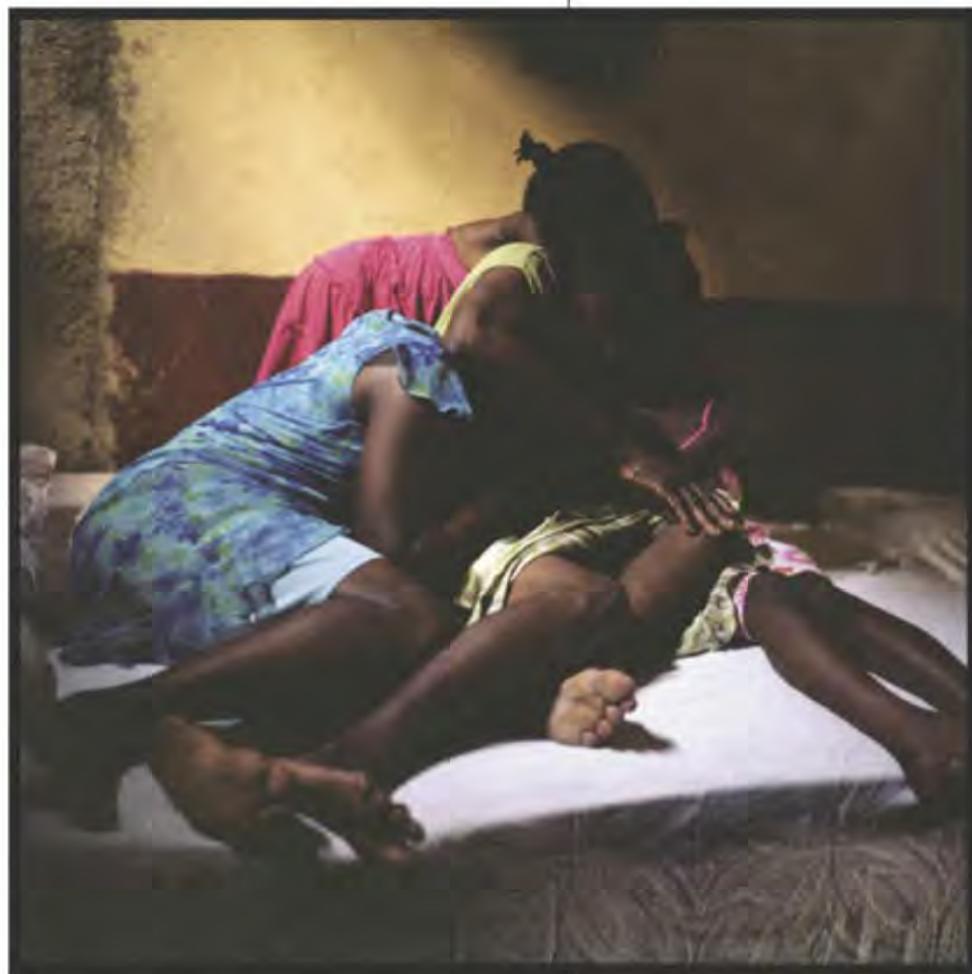
„Der Junge war ein
Freund aus der Schule.
Er wollte mir ein Buch
ausleihen, es heißt:
,Meine Muse ist ein
Mann'. Also gingen wir
zu ihm nach Hause.

VIVIANE. 22

Ich fragte, ob sein
Vater da ist. Er sagte ja.
Aber das Haus war
leer. Wir gingen in sein
Zimmer. Dort zwang
er mich zum Sex.“

STEPHANIE, 52

„Er war mein Ex-Freund. Er hatte viele Kinder. Ich kümmere mich immer noch um einen seiner Söhne und eine seiner Töchter. Sie sind wie meine eigenen Kinder.“



Eines Nachts kam er zu mir. Wir stritten. Er vergewaltigte mich so brutal, dass ich blutete. Vor meinen Kindern tat ich danach so, als wäre das Blut von etwas anderem.“

immer noch Zehntausende in den Zeltstädten. Und immer noch behandelten spezialisierte Kliniken Hunderte Vergewaltigungen im Monat.

Es gab Berichte von maskierten Männergruppen, die durch die Zeltstädte zogen auf der Suche nach Frauen, die sie vergewaltigen konnten. Es gab kaum Konsequenzen. Eine solche Katastrophe, das konnte Kurzen auch in anderen Krisenregionen erleben, macht die Frauen noch schutzloser, als sie ohnehin sind. Sie verlieren ihre

musste. Sarah war ein Mädchen, das es geliebt hatte zu tanzen. Seit der Vergehaltigung verbot die Mutter es ihr. Auf einem der Fotos tanzte Sarah dann doch. Sie drehte sich so schnell, dass ihre Zöpfe durch die Luft flogen.

Kurzen war drei Wochen in Haiti. Obwohl sie schon an vielen gefährlichen Orten gearbeitet hatte, lag in Port-au-Prince eine besondere Gefahr in der Luft, erzählt sie. Frauen sagten ihr, dass sie Angst hätten, draußen herumzulaufen. Aber sie hatten genauso Angst, öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen. In den kleinen Bussen ist man meist die einzige Frau. Die Männer konnten mit ihnen fahren, wohin sie wollen. Die Zeltstädte und die Häuser, die Autos und die Straßen, nichts war sicher für die Frauen.

Häuser. Sie verlieren vielleicht ihren Partner. Eine solche Katastrophe liefert die Frauen aus. Die Männer müssen nur darauf warten.

Sarah wohnte in einer dieser Zeltstädte. Auf dem Foto sieht man nur ihre Umrisse vor einem großen Loch in der Plane. Durch so ein Loch kam der Täter. Auch er lebte in der Zeltstadt. Sie kannten sich. Als Sarah allein war, ging er ins Zelt. Sarah war 13.

Nur Sarahs Mutter sprach mit der Fotografin. Sie erzählte, dass sie arbeiten war und ihre Tochter allein lassen

Marie wusste genau, wie sie fotografiert werden wollte. Dafür mussten sie und Bénédicte Kurzen zu einem Fluss fahren, ein wenig außerhalb von Port-au-Prince. Source Zabeth, die Quelle des Lebens, nennen die Haitianer ihn. Marie hatte ein Karabela dabei, ein traditionelles haitianisches Kleid in Weiß. Es hat Rüschen an den Schultern und einen Rock bis zum Boden. Sie wollte in diesem Kleid im Wasser Wäsche waschen.

In der Source Zabeth taufen Priester ihre Gläubigen. Menschen kommen her, um die Bäume mit Voodoo-Ritualen zu schützen. An den Ästen hängen kleine Puppen. In die Stämme haben sie Symbole geritzt. Als Marie mit ihr in ihrem weißen Kleid ins Wasser stieg, habe es sich angefühlt, als würden die beiden Frauen ein gemeinsames Ritual vollziehen, erzählt Kurzen. „Eines, das erst durch die Kamera möglich wurde.“

Der Mann, der Marie vergewaltigt hatte, war ein Bekannter gewesen. Er hatte ihr einen Job versprochen. Marie hatte in den Gesprächen mit der Fotografin viel von ihren eigenen Pläne erzählt: Sie träume davon, zu studieren und Journalistin zu werden. „Es war, als könnte sie jetzt damit anfangen“, sagt die Fotografin. Als habe sie etwas abgewaschen.

Songs enthalten: 1



Sender enthalten: 100+



Unvergleichlich gut: 100+ Live TV-Sender und
1.000+ Filme und Serien On Demand – für 0€.

pluto.tv

pluto 
Einfach. Kostenlos. Streamen.



BETRÜGER GEBEN UNS EIN GUTES GEFÜHL, SIE KENNEN



DIE KÜNSTLER DER VERFÜHRUNG

UNSERE SEHNSÜCHTE. DIE KRIMINALPSYCHOLOGIN HELGA IHM
HATTE JAHRELANG MIT IHNEN ZU TUN

FRAU IHM, WAS IST EINE LÜGE?

Tatsachen verbiegen, Tatsachen weglassen.

Ab welchem Alter ist ein Mensch zur Lüge fähig?

Ab etwa sieben Jahren. Ich kann zwar schon ein Kindergartenkind fragen: Hast du das wirklich gesehen, oder hast du dir das nur ausgedacht? Allerdings kann es mit der Unwahrheit noch keinen Zweck verfolgen. Lügen können Kinder erst, wenn sie wissen, was richtig und was falsch ist, wenn sie ein moralisches Verständnis haben.

Müssen Lügner intelligent sein?

Es hängt davon ab, wie komplex die Lüge ist. Fakten wegzulassen ist eine einfache intellektuelle Leistung. Eine Lügengeschichte dagegen, die ich spontan variieren muss, erfordert ein höheres Maß an Intelligenz.

Wie unterscheidet sich die Lüge von der Manipulation?

Für eine Lüge reicht es, frech und skrupellos zu sein. Manipulation dagegen erfordert Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe. Wenn ich ein Auto verkaufe und behaupte, es habe keinen Schaden, und es hat doch einen, ist es eine Lüge. Wenn ich dem Interessenten aber sage, fühlen Sie doch mal diese Ledersitze, setzen Sie sich rein, dann lüge ich nicht, sondern mache mein Auto schöner, als es ist. Sobald mein Interessent den Zündschlüssel ins Schloss steckt, ist die Wahrscheinlichkeit signifikant höher, dass er das Auto kaufen wird, er wird verführt. Auch Werbung funktioniert so – als Verführung.

Man kann also betrügen, ohne zu lügen?

Ja, selbstverständlich, man kann auch durch Manipulation täuschen, indem

man sich die Wünsche und Sehnsüchte des Opfers zunutze macht. Was ist sein heimliches Begehr? Luxus? Romantik? Anerkennung? Nehmen wir an, ich möchte Ihnen Geldanlagen verkaufen, weil ich Sie um Ihr Vermögen prellen möchte. Ich lade Sie und andere Gäste zu einer Champagnerparty ein, gehe auf Sie zu, erzähle Ihnen von meiner Expertise in Finanzangelegenheiten, mache Ihnen Komplimente. Ich erschaffe eine Illusion. Es geht darum, dem Opfer das Gefühl zu geben, etwas Besonderes zu sein ...

... und zugleich aus den anderen Gästen mögliche Neider zu machen?

Genau. Ich benutze die anderen, um subtilen Druck zu erzeugen. Ich lasse Sie im Glauben, die wollen nicht, dass Sie die bessere Geldanlage bekommen. Solche Prozesse psychologisch zu entschlüsseln ist die Gabe von Betrügern.

Wo lernt man so etwas?



Anna Sorokin gab sich als reiche Erbin aus – das kann anstrengend sein

Betrüger besitzen nicht unbedingt eine hohe Intelligenz, aber Bauernschläue, sie sind oft „streetwise“. Diese Weisheit erklärt sich meist aus der Biografie, es sind Überlebensstrategien von Kindern beispielsweise aus gewalttätigen Familien, die schnell erkennen müssen, in welcher Stimmung die Eltern gerade sind, wann Gefahr droht und welches Verhalten Prügel verhindern kann.

In der Serie „Inventing Anna“ über die Hochstaplerin Anna Sorokin, die sich in New York als millionenschwere Kunstsammlerin ausgab, sagt die Figur, man müsse hart arbeiten, um etwas zu erreichen. Wie anstrengend ist betrügen?

Wenn ich mir eine neue Identität gebe, beispielsweise als reiche Erbin wie Sorokin, muss ich glaubhaft wirken. Diesen Eindruck über Monate hinweg aufrechtzuerhalten ist schwierig. Dazu brauche ich Chaostoleranz ...

Chaostoleranz?

Ich darf nicht gleich erschüttert sein, wenn etwas schiefläuft.

Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren beruflich mit dem Betrug. Wie kam es dazu?

Eigentlich war ich für die Arbeit mit Gewalt- und Sexualstraftätern ausgebildet, als ich 2002 im Strafvollzug anfing. Es gab in dieser JVA aber überproportional viele Betrugstäter mit einer so hohen Rückfallgeschwindigkeit, dass man die Uhr stellen konnte. Deshalb sollte ich mich um sie kümmern.

Der erste Betrüger, mit dem Sie es zu tun hatten ...

... hatte einen Zwirbelbart. Er hatte seine Lebensgefährtin betrogen, auf ihren Na-



men bei Versandhäusern Dinge bestellt, die sie nicht brauchte, beispielsweise Matratzen oder Kaffeemaschinen. Sie wusste zunächst nicht, wer dahintersteckte. Betrug gilt juristisch als Bereicherung, aber in diesem Fall ging es um Rache. Auch um Körperverletzung, denn er hatte sie geschlagen. Der Mann, der mir damals gegenüberstand, hatte Charme, war höflich, unterhaltsam, mit ihm verging eine Stunde sehr schnell. Wenn wir uns auf dem Flur sahen, rief er quer über die Gänge: „Mein Totem ist wieder da!“ Der ganze Block sollte es mitbekommen.

Was meinte er damit?

Er meinte mich. Das war seine theatrale Inszenierung. Er war mal in einem Indianerreservat gewesen und erklärte mich zu seinem Glücksbringer. Er schrieb mir Briefe, bunt ausgemalt: „Wenn ich Sie treffe, dann schlägt mein Herz so schnell. Wie gut, dass wir Sie hier haben. Es geht mir schon viel bes-

ZUR PERSON

Helga Ihm, 50, ist Kriminopsychologin und hat sich als Therapeutin in den bayerischen Haftanstalten Bernau und Amberg jahrelang mit Betrügern beschäftigt. Auch ihre Doktorarbeit schrieb sie über diese Täter. Heute arbeitet sie in der Einsatz- und Ermittlungsunterstützung bei der Polizei und am Zentrum für Kriminologie und Polizeiforschung

ser. Ich hoffe, dass wir noch lange zusammenarbeiten können.“ Unsere Gespräche würden ihm so viel bringen ... Ich dachte, mein Gott, was mach ich mit dem?

War es der Versuch, Sie zu manipulieren?

Ja. Andere Häftlinge, die ich später kennengelernt habe, wollten bestimmte Vorteile erreichen, Haft erleichterungen. Ihm aber ging es vor allem um eine Bühne. Er brauchte ein Publikum. Dieser Mann war ein Histrioniker, ein Mensch also, der Aufmerksamkeit suchte, indem er sein schauspielerisches, theatralisches Talent nutzte, er beanspruchte viel Raum, das Sprechzimmer war beinahe zu klein für ihn. Er inszenierte sich als Gentleman, immer frisch rasiert, die Fingernägel manikürt, er hatte keinen Fussel auf seiner Gefängniskleidung. Beim Sprechen schlug er die Beine übereinander, er war kokett, er wollte gefallen und beobachtete mich genau.

Haben Sie das Spiel mitgespielt?

Es war eine Gratwanderung. Ich musste ihn einerseits kritisch hinterfragen, aber ihm zugleich einen Freiraum für seine Inszenierung lassen. Wenn ich ihm den Eindruck vermittelte hätte, ihm nichts zu glauben, dann hätten wir keine gemeinsame Grundlage gehabt, dann hätte ich ihn gekränkt oder beschämmt. Für die Aufarbeitung eines Delikts braucht es aber eine vertrauensvolle Beziehung, sonst geht das nicht. In solchen Gesprächen geht es um Themen, über die redet man nicht gern, um Konflikte, Ausgegrenztsein, um Beschämung. Ich musste ihn dazu bringen, neugierig zu werden und wiederzukommen. Ich habe sein Darstellungsbedürfnis genutzt.

Was wollte dieser Mann von Ihnen?

Unterhaltung.

Wie haben Sie ihn therapiert?

Therapiert, das klingt so erfolgreich. Wir haben mit Deliktarbeit begonnen.

Sie wollten also wissen, warum er betrogen hat?

Nein. Die Frage nach dem Warum bringt nicht so viel. Es könnte ja sein, dass er mit elf noch ein Bettläger war, das könnte ich nicht mehr ändern. Die viel interessantere Frage war: Wozu haben Sie das gemacht? Er gab zu: —



Weil ich meiner Freundin eins auswischen wollte, weil ich Schadenfreude dabei empfand, wenn ich ihr Geld für Mist ausgab.

Was war sein eigentliches Problem?

Er fühlte sich in seiner Männlichkeit unterlegen, ihm fehlte die Souveränität, um Konflikte auszudiskutieren. Statt dessen schadete er seiner Freundin auf diese hinterhältige Weise. Er behauptete zunächst, er habe das nur gemacht, weil sie gemein zu ihm gewesen war. Im folgenden Sommer sollte er entlassen werden. Ich sagte: Wenn Sie nur Treibholz im Schicksalsfluss sind, sehen wir uns spätestens im Dezember wieder. Sie haben keine Kontrolle über sich, denn Ihre Freundin bestimmt alles. Er entgegnete: Doch, natürlich habe ich die Kontrolle. Ich fragte ihn: Wie geht das,

„EINE GUTE STORY IST DAS WICHTIGSTE HANDWERKS-ZEUG VON BETRÜGERN“

wenn doch die Freundin bestimmt? Ihm die Verantwortung zurückzugeben – das klingt leicht, war aber harte Arbeit.

Wie lange haben Sie mit ihm gearbeitet?

Drei Jahre lang, einmal die Woche.

Was haben Sie am Ende herausgefunden als Motiv für seine Betrügereien?

Überraschend bei ihm war für mich das Motiv der Rachsucht. Er wollte Bewunderung, ihn empörte die fehlende Beachtung durch seine Freundin.

Wie hält man als Therapeutin Distanz zu solch einem Betrüger?

Wichtig ist, gerade auch als Frau im Männervollzug, dass man sich schon im Vorfeld die eigene Haltung klarmacht und die eigenen Verletzlichkeiten kennt. Wenn ich mir die nicht bewusst mache, dann bin ich der Fisch an seiner Angel, dann führt er das Gespräch, und ich bin die Probandin. Mir half damals die Supervision mit Kollegen in der JVA, ebenso mit dem Pfarrer, der andere Verhaltensweisen an diesem Mann beschreiben konnte. Und ich war nicht ganz unerfahren. Mir halfen beispielsweise meine Erfahrungen als ausgebildete Erzieherin im Bereich der Jugendhilfe, auch dort musste man sich immer wieder bei schwierigen Fällen die eigenen Bedürftigkeiten klarmachen.

Wo war Ihr wunder Punkt?

Der Vorwurf: „Sie sind ja genauso wie alle anderen.“ Ich wollte es besonders gut machen, war ehrgeizig.

Wie schwer ist es, einem Betrüger nicht auf den Leim zu gehen?

Nicht schwer, denn ich bin keine Ermittlerin. Er darf mich anlügen. Ich kann ja in der Akte nachschauen, ob seine Geschichte mit dem Urteil übereinstimmt. Wenn man sich seine Entwicklung auf einem Zeitstrahl anschaut, beginnt für ihn mit der Therapie die Auseinandersetzung mit seinen Taten. Wichtig ist, dass er mitmacht. Bei pathologischen Lügnern ist therapeutische Arbeit allerdings schwierig. Nicht jeder ist erreichbar. Bei manchen Tätern spielt eine Depression eine Rolle. Aufmerksamkeit und Bewunderung wirken auf sie wie ein Antidepressivum.

Sie spüren sich dann so vital, wie sie gern sein wollen, das euphorisiert sie.

Kommt es oft vor, dass Betrüger pathologische Lügner sind?

Es ist nicht zwangsläufig, dass Betrügertäter auch ihr privates Umfeld belügen, nicht jeder hat Schwierigkeiten mit der Akzeptanz der Realität. Hochstapler allerdings sind in der Regel nicht beziehungsabhängig, sie leben allein oder haben zerrüttete Partnerschaften. Hochstapler wollen vor allem ihre vermeintliche „Schokoladenseite“ zeigen, einen guten Eindruck hinterlassen. Der Betrug macht ihre ganze Persönlichkeit aus.

Betrügen Frauen anders als Männer?

Nein. Der Modus ist immer der gleiche: Ich erwecke den Eindruck, dazuzuhören. Dafür braucht es bestimmte Attribute, bei Anna Sorokin war es das schwarze Chanel-Kleid, beim Millionenbetrüger Jürgen Harksen der Armani-Anzug. Ich verpacke mich so, dass ich in die feine Gesellschaft passe, nehme die Farben der Umgebung an wie ein Chamäleon und beginne dann, mein Netzwerk zu spinnen. Das Netzwerk ist das A und O des Betrugs.

Der Millionenbetrüger Jürgen Harksen galt in den 90er-Jahren als ein Meister der Selbstinszenierung. Er köderte hanseatische Geschäftsleute mit abenteuerlichen Versprechen, beispielsweise mit angeblichen Ölfunden in Norwegen, auch Prominente wie Dieter Bohlen und Udo Lindenberg hatten ihm zeitweilig Geld anvertraut – wie gelangte ein Nobody in solche Kreise?

Harksens Frau war Ärztin, sie hatte ein Netzwerk, das er für sich nutzte. So scharte er die richtigen Leute um sich. Als Udo Lindenberg sein Geld bei ihm anlegte, verlieh das Harksen Glaubwürdigkeit, sogar bei unglaublichen Renditeversprechen von 1300 Prozent.

Harksen galt als guter Erzähler. Wie wichtig ist das?

Eine gute Story ist das wichtigste Handwerkszeug von Betrügern. Um ein Netzwerk aufzubauen, brauche ich Menschen, die mir gern zuhören.

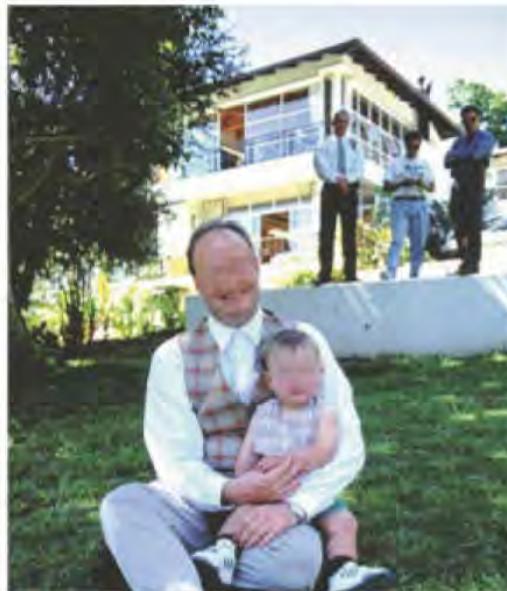
Er spottete später über seine Opfer: Ihre Gier habe sie blind

gemacht. Haben Betrüger kein moralisches Empfinden für ihre Opfer?

Harksen stammt aus ärmlichen Verhältnissen, seine Familie soll zerrüttet gewesen sein. Bei solchen Tätern baut sich Neid auf, das Bedürfnis, das will ich auch haben. Auch Anna Sorokin fand die Welt beschämend, aus der sie stammte. Sie wollte begehrswert, attraktiv erscheinen, Menschen gewinnen und verzaubern und dachte zugleich, dieser Luxus der High Society, in die sie es geschafft hatte, stehe ihr zu. Dieses Anspruchsdenken, dass sie selbst so wichtig ist, dass sie andere täuschen kann – das ist narzistisch.

Wieso landen am Ende doch so viele Betrüger und Hochstapler im Gefängnis?

Sie fliegen auf, wenn sie zu selbstsicher werden, ihre neue Identität zu tief in ihrem Leben verankern. Dann kann es sein, dass sie auch mal patzig werden, als falscher Oberarzt die Assistenzärztin anschnauzen, die sich dann beschwert.



Der Hochstapler Jürgen Harksen und die falsche Ärztin Alexandra Beek flogen am Ende auf, weil sie zu selbstsicher wurden

Macht eine starke Identifikation den Betrüger nicht authentischer?

Wenn ich meine Rolle zu gut spiele und von oben herab handele, kann es sein, dass ich auffalle. Nehmen wir Alexandra Beek ...

... eine Studienabbrecherin, die unter anderem als falsche Fachärztin für Psychiatrie in einer Klinik in Berlin arbeitete.

Sie war sich in ihrer Identität als Ärztin so sicher, dass sie meinte, sie müsse nicht auf eine gerichtliche Ladung reagieren, es ging um den länger zurückliegenden Vorwurf einer Unterschlagung. Sie hätte sich eigentlich sagen müssen, ich muss hin, um den guten Eindruck aufrechtzuerhalten, sonst forschen die nach. Doch ihr Realitätssinn funktionierte nicht mehr.

Alexandra Beek täuschte nicht nur Kollegen und Patienten, sondern auch den eigenen Ehemann ...

Sie hätte ihre Rolle ein Leben lang weiterspielen können, wenn sie sich bewusst gewesen wäre, dass sie eben nur eine Rolle spielt, der eine gefälschte Approbation zugrunde liegt. Aber sie wurde zu selbstsicher. So ähnlich war es im Fall des falschen Diplompsychologen aus Bad Kreuznach, der mehr als hundert Gutachten für Familiengerichte erstellte ...

... mit katastrophalen Folgen für einige Familien. Eltern wurde das Sorgerecht entzogen.

Eine Mutter, die das Kind entzogen wurde, hat hartnäckig gefordert, dieser Gutachter müsse überprüft werden. Darauf stürzte sein Kartenhaus ein.

Er scheiterte also an der eigenen Überheblichkeit?

Wenn wir an etwas Gefallen finden, halten wir selten Maß. Dahinter steckt die Euphorie darüber, dass es gelungen ist, andere zu täuschen. Irgendwann verschwindet das Realitätsbewusstsein, die Illusion wird zur eigenen subjektiven Gewissheit, die Täuschung zur Selbstdäuschung.

Von falschen Ärzten hört man immer wieder – ist die Medizin besonders attraktiv für Betrüger?

Das Schmücken mit falschen Doktor-titeln kommt oft vor. Sich als praktizie-renden Arzt auszugeben ist seltener, denn es heißt ja, auch zu behandeln. Wenn Alexandra Beek als falsche Ober-ärztin in der Psychiatrie beispielsweise Spritzen setzte, erhöhte dies das Risiko, aufzufliegen.

Welche Rolle spielen Betrüger im Gefängnis?

Sie sind auch dort begabt im Anpassen. Sie haben meist eine besondere Posi-tion, beispielsweise Gefangenensprecher, schreiben Anträge für andere. Gern arbeiten sie beim Gefängnispfarrer mit und lassen sich zum Messdiener ausbilden. Einer zog nach seiner Ent-lassung durch die Lande, klingelte an Klöstern, gab sich als Priester aus und verschwand mit der Kollekte.

Sie erforschten Betrüger nicht nur, Sie behandelten sie auch jahrelang, wie gingen Sie vor?

Für Betrug bekommt man in der Regel eine Haftstrafe von drei bis fünf Jahren. Das heißt, die Täter sind im Schnitt zwei, drei Jahre in Gefängnis. Für eine Therapie ist das sehr wenig Zeit. Zudem gibt es keine Therapie speziell für Be-trugstäter.

Woran liegt das?

Weil sie schwierig zu fassen sind. Bei manchen kann die Behandlung die Problematik sogar noch verschärfen. Es ging also vor allem um Deliktprävention, in der Regel waren das Einzel-gespräche, seltener in der Gruppe, denn in der Gruppe kann es sein, dass der eine vom anderen Handwerkszeug erlernt.

Deliktprävention – das heißt, Sie versuchten, einen Betrüger von einem straffreien Leben zu überzeugen. Wie geht das?

Ich habe ihm gezeigt, dass er Fertigkei-ten hat – Betrüger sind wortgewandt, können Menschen begeistern, sogar führen, werden nicht schnell nervös, haben die nötige Härte, sind skrupellos. Mit diesem Machiavellismus kann man weit kommen in Wirtschaft und Politik, ohne kriminell zu werden. Sie können andere ausbeuten, ohne straffällig zu werden.

Heißt das im Umkehrschluss, es gibt in Wirtschaft und Politik viele Betrüger?

Das weiß ich nicht. Aber in manchen Kontexten sind betrügerische Eigen-schaften ein Vorteil, Empathielosigkeit beispielsweise. Führungsper-sönlichkeiten müssen aushalten, dass man schlecht über sie redet, dass ihre Ent-scheidung für einen Teil der Belegschaft womöglich fatal ist. Wer viel Empathie hat, riskiert vielleicht, dass das ganze Unternehmen scheitert.

Das heißt, Sie wollten keine besseren Menschen aus Ihren Probanden machen?

Nein.

Will ein Betrüger am Ende nur geliebt werden?

Liebe ist der falsche Begriff. Ich denke, es hängt damit zusammen, dass sie et-was entbehrten: in den Augen der Eltern zu sehen, dass sie wertvoll sind.

„DIE ILLUSION WIRD ZUR EIGENEN GEWISSEHET“

Wenn man diese Chance als Kind nicht hat, braucht man später jemanden, der einem spiegelt, bedeutsam zu sein. Harksen in normaler Kleidung, als normaler Mensch, hätte keine Auf-merksamkeit bekommen. Er musste sich interessant machen, erfand Wörter wie „epiprieren“, die keiner zu hinterfragen wagte. Der falsche Arzt Gert Postel, dem es trotz Verurteilungen im-mer wieder gelang, Kollegen zu blen-den, sagte: „Wer die Dialektik beherrscht und die psychiatrische Sprache, der kann grenzenlos jeden Schwachsinn formulieren und ihn dann in das Ge-wand des Akademischen stecken.“ Sei-ne Technik war, immer ein bisschen über den Kopf der Kollegen hinweg zu argumentieren: nicht zu viel, denn sonst kriegen sie Komplexe, nicht zu wenig, sonst halten sie einen für dumm.

Daraus spricht eine gewisse Arroganz. Die falsche Psychiaterin Alexandra Beek hingegen wirkte auf ihre Kollegen ehrlich und glaub-

haft. Wie schafft es jemand ohne jede Expertise, erfahrene Ärzte zu blenden?

Betrugstäter füttern oft nur unsere Schlagzeilen-Mentalität. Die lesen Fachbücher, die fetten Überschriften, aber nicht das Kleingedruckte. Beeks Studie zu Medikamenten bei schizo-phrenen Patienten hat niemand hinter-fragt. Sonst wäre der Betrug schnell auf-geflogen. Alexandra Beek konnte für-sorglich, hilfsbereit, empathisch sein, eine Beziehung aufbauen. Deshalb wurde keiner misstrauisch. Auch ich kann mich nicht erinnern, dass ich je über einen Kollegen dachte, ist der echt oder falsch? Wir sind so sozialisiert, darauf zu vertrauen, dass Menschen korrekt mit uns umgehen.

Hatten Sie jemals Mitleid mit einem Betrüger?

Einer meiner Probanden kam in den 60er-Jahren mit einer körperlichen Beeinträchtigung auf die Welt, mit einem Spasmus, er wurde in ein Wai-senhaus gesteckt und vernachlässigt. Seine Oma zog später mit ihm durch die Gassen und bettelte, er wurde re-gelrecht vorgeführt. In einer späteren Einrichtung gab es einen Organisten, der fand heraus, dass der junge Mann das Gehör hatte, um Orgeln zu stim-men. Er machte sich als Klavierstim-mer selbstständig, gründete eine En-rico-Caruso-Stiftung und gab vor, mit der Geliebten von Caruso verwandt zu sein, das war seine Legende. In seinem Antiquitätenladen verkauft er Klaviere und schlug sich so durch. Aber erst als er behauptete, er hätte den Flügel der österreichischen Kaiserin Sisi, kamen die Leute. Plötzlich war er jemand. Er konnte seine Behinderung als Mitleidsbonus einsetzen. Es gab aber keinen Flügel, und irgendwann flog sein Be-trug auf.

Manchmal ist Betrug also eine Art Notwehr?

Dieser Fall war tragisch, ein verlorenes Talent, das mich berührte. Aber nicht jeder Betrüger litt so wie dieser Mann unter emotionaler Verwahrlosung und zerrütteten Verhältnissen. Anna Sorokin beispielsweise kommt aus einer ein-fachen, aber intakten Familie. Sie woll-te wohl einfach den schnellen Weg zum Reichtum gehen.

Blockbuster. Backstage. Blue-Screen.



cinema

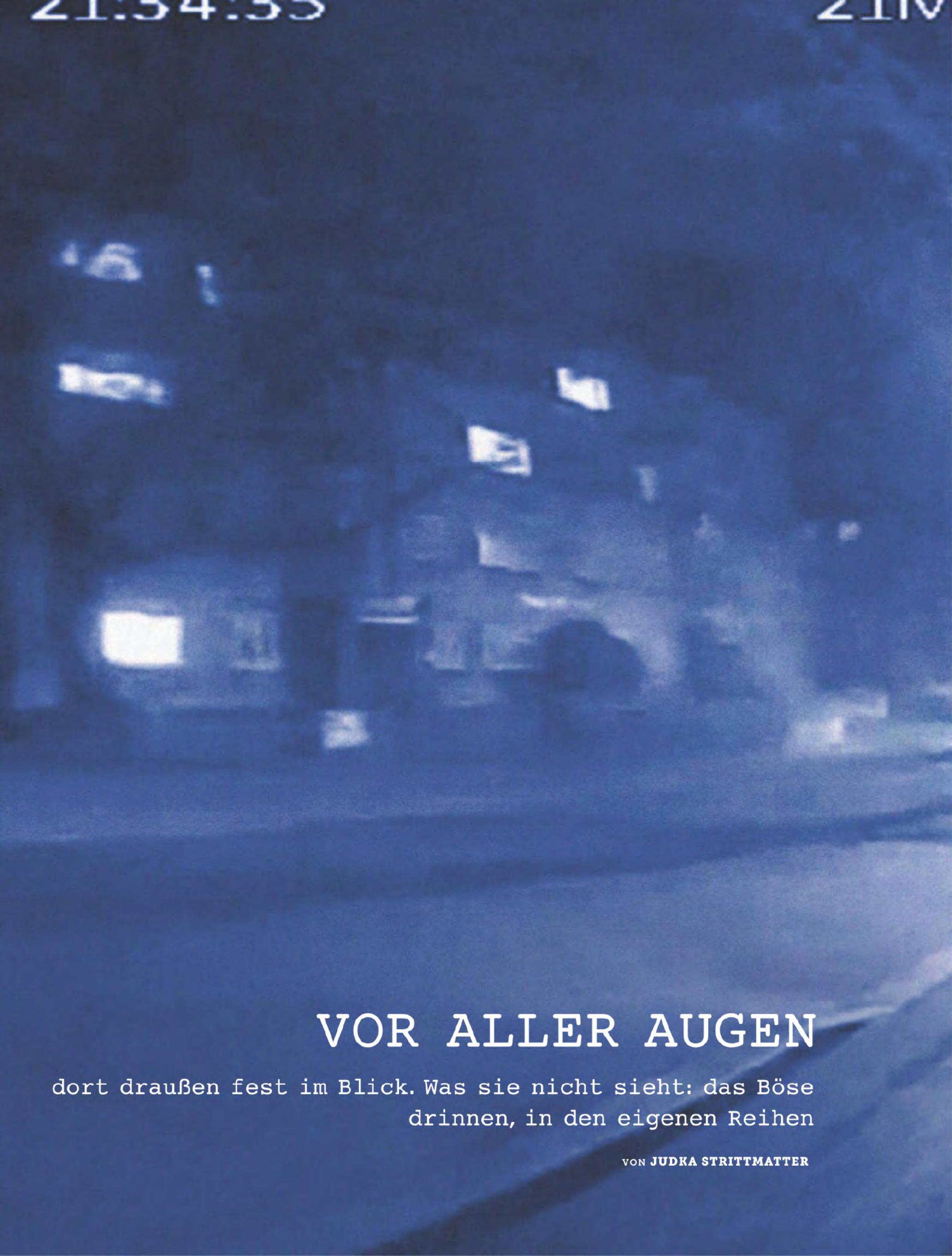
Der Guide für alle Kino- und Streamingfans.

Jeden Monat neu.

05/05/2021



Londons Polizei hat das Böse



VOR ALLER AUGEN

dort draußen fest im Blick. Was sie nicht sieht: das Böse
drinnen, in den eigenen Reihen

von JUDKA STRITTMATTER

Sarah Everard ist 33, klug und beliebt, der Typ junge Frau, der sich Gedanken macht: um andere, um sich selbst, um den Zustand der Welt. Man wird sie später in den sozialen Medien als „English Rose“ bezeichnen. Sie ist das jüngste von drei Kindern, ihr Vater Jeremy arbeitet als Universitätsprofessor, ihre Mutter Susan in der Wohlfahrtspflege. Sarah hat Geografie an der Durham University studiert, seit etwa zwölf Jahren lebt sie in Brixton, im Süden Londons. Sie hat ein sehr enges Verhältnis zu ihren Geschwistern James und Katie, die auch in London leben. Seit Kurzem hat sie einen neuen Job – als Marketingleiterin in einer Agentur für digitale Medien, in der auch ihr Freund Josh Lowth arbeitet. Sie spart auf ein Haus. Ehe und Kinder – solche Themen stehen im Raum.

Wayne Couzens ist 48 und bei der Metropolitan Police. Seit 2020 gehört er einer Abteilung an, die mit dem Schutz von Parlamentariern und Diplomaten betraut ist, auch Downing Street 10, der Sitz des Premierministers, gehört dazu. Zuvor war er bei einer Sondereinheit, die für die Sicherheit ziviler Nukleareinrichtungen zuständig ist. Couzens wohnt mit seiner Familie in Deal in der Grafschaft Kent, eine gute Autostunde von Londons Zentrum entfernt. Mit seiner Frau Elena, 38, ist er seit 15 Jahren verheiratet. Sie stammt aus der Ukraine, hat einen Abschluss in Biochemie und arbeitet in einem Labor. Die beiden haben sich in der Schweiz kennengelernt und haben zwei gemeinsame Kinder.

Es ist der 3. März 2021, 21.35 Uhr, als sich Sarah Everard und Wayne Couzens auf der Poynders Road begegnen. Sarah war bei Freunden in der Leathwaite Road nahe des Parks Clapham Common eingeladen, nun geht sie zu Fuß nach Hause, ein Weg von 50 Minuten. Sie ist praktisch angezogen, wie meistens. Sie trägt eine enge, grüne Regenjacke, eine dunkelblaue Leggings mit weißem Rhombenmuster, dazu türkis-orangefarbene Sneaker und einen weißen Beanie. Unterwegs telefoniert sie noch mit Josh, die beiden sind für den nächsten Tag verabredet.

Ein Polizist stellt sich ihr in den Weg, zeigt ihr seine Marke. Er hält ihr vor, gegen die Corona-Auflagen zu verstößen. Keine fünf Minuten später legt er ihr Handschellen an. Sein Wagen, ein weißer Van des Models Vauxhall Astra, steht nur ein paar Meter entfernt auf dem Gehsteig, der Warnblinker ist an. In Großbritannien gelten zu diesem Zeitpunkt Ausgangsbeschränkungen, Sarah Everard hätte ihre Wohnung nur zum Einkaufen verlassen dürfen.

Die Begegnung von Wayne Couzens und Sarah Everard wird von der Überwachungskamera eines vorbeifahrenden Busses aufgezeichnet. Auch wie Sarah kurz darauf auf der Rückbank des weißen Vans sitzt, wird von einer Security-Cam festgehalten. An diesem Abend bleibt wenig unbeobachtet. Der Weg, den Sarah genommen hat, wird sich anhand zahlreicher Aufnahmen rekonstruieren lassen: wie sie gegen 18 Uhr ihre Wohnung verlässt, wie sie in einem Sainsbury's

noch eine Flasche Wein kauft. Wie sie von ihren Freunden zurück nach Hause geht.

Nach Schätzungen behalten bis zu einer Million Kameras, „Closed Circuit Television“ (CCTV), London im Blick. Es war die Regierung Tony Blairs, die Anfang der 2000er-Jahre in Großbritannien die Überwachung des öffentlichen Raums vorantrieb, um Straftätern schneller auf die Spur zu kommen. Es ist, als hätte die Polizei Facettenaugen bekommen, vor allem in London, wenig, was da draußen auf den Straßen geschieht, entgeht ihr seitdem, auch dank der zahllosen privaten Kameras, auf deren Aufnahmen die Beamten zusätzlich zu den behördlichen zugreifen können.

Am 4. März 2021 versucht Josh, seine Freundin zu erreichen, er probiert es den ganzen Tag. Abends informiert er dann die Polizei. Und auch die Eltern, Geschwister und Freunde von Sarah. Sie wissen zwar nicht, was geschehen ist, aber sie wissen: Trotz aller Kameras ist London kein sicherer Ort für Frauen, die ohne Begleitung unterwegs sind. Allein von Oktober 2020 bis Ende September 2021 wurden in England und Wales 40 572 sexuelle Übergriffe verzeichnet, ein Zuwachs von 13 Prozent zum Jahr davor, zwischen März 2020 und September 2021 wurden in England mehr als 180 Frauen von Männern umgebracht. Auch in der Hauptstadt ist die Lage nicht besser. Londons Bürgermeister Sadiq Khan spricht von einer „Epidemie“. Einer Epidemie in der Pandemie.

Sarah Everard ist vorerst nur ein Vermisstenfall, aber die Polizei schließt ein Verbrechen nicht aus. Die Beamten kennen die Gefahren ihrer Stadt, es ist ihre Aufgabe, sie einzudämmen. Sie verstehen sich als Wächter des Guten, darum haben sie Zugriff auf das CCTV-Material, darum sitzen die Mitglieder der „Specialist Crime Unit“ drinnen in ihren Büros und überprüfen, was in den Straßen aufgezeichnet wurde, die Schrecken dort draußen. Beobachtet von den Kameras an Hauswänden, an Verkehrsschildern oder in Bussen, Kameras, denen nicht viel entgeht.

Der letzte Weg von Sarah Everard ist ihnen nicht entgangen. 1800 Stunden Filmmaterial werden ausgewertet. Die Ermittler sichten zunächst die Aufnahmen entlang der Route, die Everard auf dem Heimweg genommen haben dürfte, und jene, die vor ihrer Haustür gemacht wurden. Sie stellen fest, dass die junge Frau zwar das Haus verlassen hat, aber nicht zurückgekehrt ist. Sie stoßen auf die Buskamera mit der Aufnahme von der Poynders Road. Sie finden eine weitere Aufnahme, in der Everard von einem Mann zu einem Van geführt wird, der am Gehweg steht. Und sie sehen noch eine Aufnahme aus einem Bus: Darauf ist das Nummern- →



Sie geht an einem



Sarah Everard

Märztag durch die Straßen. Sie wird einem Polizisten begegnen



Er fährt an einem Märztag in die Stadt.

Wayne Couzens

schild des Vans zu erkennen. Er gehört einer Mietwagenfirma. Als die Firma den Namen des Fahrers übermittelt, dämmert den Ermittlern, dass sie das Böse diesmal nicht draußen suchen müssen.

Auch die Wege des Polizisten Wayne Couzens werden sie bald rekonstruieren können. 3. März 2021, der Tag von Everards Verschwinden: Um sieben Uhr in der Früh beendet Couzens nach einer Zwölf-Stunden-Schicht seinen Dienst an der amerikanischen Botschaft. Um 16.45 Uhr lehnt er sich unter seinem Namen und mit seiner Kreditkarte bei der Firma Enterprise in Dover, Kent, einen weißen Van der Modell Vauxhall Astra und hinterlässt zwei Handynummern. Den Van hat er am 28. Februar gebucht: für den Zeitraum von 17 Uhr am 3. März bis 9.30 Uhr am 4. März. Kosten: 65,40 Pfund. Couzens hat zwar auch ein eigenes Auto, einen Seat, mit dem aber will er an diesem Tag offenbar nicht in London gesehen werden. Ebenfalls am 28. Februar hat er bei Amazon ein Teppichklebeband bestellt, sechzig Zentimeter breit. Am 3. März hat er 14 Haargummis im Tesco Superstore in Kensington gekauft.

Am 4. März um 8.30 Uhr bringt er das gemietete Auto zu-

bei der Polizei schon lange einige hätte bekannt sein müssen über diesen Mann. Und dass sie ignoriert hatte, was dort drinnen, in den eigenen Reihen, vorging.

Am 8. März, Wayne Couzens müsste eigentlich wieder zur Arbeit erscheinen, meldet er sich krank. Die Kollegen sind ihm da schon auf der Spur. In Schutzanzügen und auf Knien suchen Beamte den Rasen an der Poynders Road ab. Am 9. März um 19.11 Uhr löscht Couzens seine Handydaten. Um 19.50 Uhr klingeln die Kollegen an seiner Tür in Kent. Couzens wird festgenommen und befragt.

Das Video wird später veröffentlicht werden. Im Schummerlicht sieht man Wayne Couzens auf seinem Sofa sitzen, die Hände in Handschellen vor dem Bauch, seine Katze streicht durchs Bild. Der Verhörton ist leise. Couzens will Sarah Everard noch nie gesehen haben. Als die Polizisten ihn mit Ergebnissen ihrer Ermittlungen konfrontieren, wechselt er seine Strategie. Er erzählt, dass er Ärger mit drei Osteuropäern habe, denen er Geld schulde, weil er deren Prostituierte nicht habe bezahlen können. Als Entschädigung habe er ihnen junge Frauen besorgen sollen. „I am in financial shit“, sagt der Mann mit dem rasierten Schädel und dem rötlichen Dreitagebart.

Couzens stöhnt ab und an auf. Er habe keine Namen und Telefonnummern dieser Gangster, aber sie hätten ihn unter Druck gesetzt, sagt er. Er habe „keine andere Chance gehabt“, als Sarah Everard zu entführen. Und sie den Männern zu übergeben, die in einem Mercedes mit rumänischem Nummernschild gekommen seien, um sie abzuholen. „Sie drohten, mir meine Familie wegzunehmen, deshalb bin ich jetzt auch zu Hause, 24/7, um meine Familie zu beschützen.“ Er sichert zu, dass er alles versuchen werde, um Sarah Everard aus den Händen dieser Gangster zu befreien.

Die Polizisten glauben ihrem Kollegen nicht. Sie untersuchen sein Haus und seinen Garten. Sie finden heraus, dass er in der Nähe seit 2019 ein Stück Land besitzt. Dort in der Nähe liegt ein Teich, aus dem die Beamten eine große, grüne Tasche bergen, eine „Builders Bag“. Darin ein verbrannter Frauenkörper. Der Zahnstatus lässt später in der Gerichtsmedizin keinen Zweifel: Es ist die Leiche von Sarah Everard. Everard wurde vergewaltigt, erdrosselt und dann angezündet.

Mithilfe des CCTV-Materials kann die Polizei auch rekonstruieren, was geschehen ist, nachdem Sarah Everard am Abend des 3. März im weißen Van Platz nahm. Etwa zwei Stunde nach Abfahrt in der Poynders Road wurde der Van in Dover gesichtet, wo Couzens mit Everard in seinen eigenen Seat umstieg. Nach Mitternacht wurde sein Handy in der ländlichen Gegend um Sibertswold, nordwestlich von Dover, geortet. Dort, davon geht das Gericht später aus, kam zur Vergewaltigung. Die Polizei fand später im Wagen Gleitcreme und ein paar Haargummis, die er offenbar als eine Art Cockring verwendet hatte, um seine Erektion zu halten. Nach der Vergewaltigung, so die Schlussfolgerung der Staatsanwaltschaft, tötete er Sarah Everard in seinem Auto.

Er wird eine Frau festnehmen

rück, tags darauf meldet er sich bei seinen Vorgesetzten und gibt vor, unter Stress zu leiden und deswegen nicht zum Dienst erscheinen zu können. Um 11.05 Uhr nimmt ihn die CCTV auf, als er einen Benzinkanister an der BP-Tankstelle in Whitfield nahe Dover kauft und ihn befüllt. Drei Stunden später filmen ihn die Kameras im B&Q Hardware Shop in Dover, wo Couzens mit hellblauer Corona-Maske zwei große grüne „Builders Bags“ bezahlt, die dazu dienen, Bauschutt zu entsorgen. Am 6. März bestellt er bei Amazon eine vier Quadratmeter große Plane und ein Gepäcknetz. Und er mailt seinem Vorgesetzten, dass er keine Schusswaffe mehr tragen wolle. Warum, wird nicht klar, vielleicht weil er hofft, so seiner obsessiven Waffenliebe beizukommen. Schon als Teenager hatte er einen Waffentick, einmal hatte er einen Mitschüler mit einem Luftgewehr beschossen und gelacht, als der sich krümmte.

Später bei der Polizei hat man ihm Spitznamen gegeben, aber das findet erst jetzt wirklich Beachtung, als die Ermittler im Fall Sarah Everard seine Kollegen befragen. In seiner früheren Einheit soll man ihm den Titel „der Vergewaltiger“ verpasst haben, weil sich Frauen unwohl fühlten in seiner Nähe. In seinem jetzigen Team wird er „Perverser“ genannt. Er hat, obwohl verheiratet, ein Profil auf der Dating-Seite match.com, trifft sich mit Escorts und steht auf Gewaltpornografie. Es gab bereits 2015 gegen ihn eine Anzeige wegen entblößten Autofahrens, und drei Wochen bevor er Sarah Everard auf der Poynders Road anhielt, hatte er in einer McDonald's-Filiale mit nacktem Unterleib bei einer Verkäuferin am Drive-Thru ein Menü bestellt. Es stellt sich heraus, dass

Um 2.34 Uhr kaufte er dann Drinks bei BP Dover South Services. Auch danach wurde der Seat immer wieder von Kameras gefilmt. Couzens wirkte ruhelos, er cruierte durch die Gegend, stieg wieder um in den gemieteten Van. Holte sich um 8.14 Uhr bei Costa Coffee in Dover ein Stück süße Tarte und eine heiße Schokolade mit Kokosmilch. Der Van wies zum Zeitpunkt seiner Rückgabe um 480 gefahrene Kilometer auf. Auf seinem Weg nach Hause entfernte Couzens die SIM-Karte aus Sarahs Handy und warf es in den Fluss Stour, wo die Polizei es später fand. Am 5. März versuchte Couzens mittags, die Leiche von Sarah Everard zu beseitigen. Er hatte sie in einem alten Kühlschrank auf seinem Grundstück aufbewahrt, jetzt sollte sie brennen – mit dem Benzin, das er bereits besorgt hatte. Ein Zeuge sah die gelb-orangefarbenen Flammen im Garten. Danach rief Couzens erst mal den Tierarzt an, weil irgendetwas mit seiner Hündin Maddy nicht stimmte. Gut eine Stunde später kamen dann die „Builders Bags“ zum Einsatz. Couzens verpackte darin die verbrannte Leiche und versenkte sie im Teich. In den Tagen danach unternahm er in der Nähe mit Frau und Kindern einen Familienspaziergang.

Fast sieben Monate später, Ende September 2021, kommt es im Old Bailey, dem zentralem Strafgerichtshof in London, zum Prozess. Wayne Couzens bekannte sich zwar schuldig, aber zunächst nur der Entführung und Vergewaltigung, erst später auch des Mordes. Einzelheiten des Tathergangs gibt er nicht preis. Richter Adrian Fulford geht davon aus, dass Couzens die Ermordung seines Opfers nach der Vergewaltigung einkalkuliert hatte. Da er als Polizist aufgetreten war, hätte Sarah Everard den Kreis der Tatverdächtigen stark eingrenzen können, wenn sie freigekommen wäre. Der Richter hat auch „keinen Zweifel daran, dass der Angeklagte extra ein Kraftfahrzeug gemietet hatte, das glaubwürdig als Polizeiwagen durchgehen würde“. Couzens eigener Seat sei zu unaufgeräumt gewesen, das hätte bei Everard sofort den Verdacht ausgelöst, „dass mit ihrer angeblichen Verhaftung etwas nicht stimmen könnte“.

In seiner Urteilsbegründung sagt Richter Fulford an Couzens gerichtet: „Sie haben das Vertrauen untergraben, das die Öffentlichkeit zu Recht in die Polizeikräfte von England und Wales haben darf. Sie haben das Gefühl der Unsicherheit, das viele in unseren Städten haben, erheblich verstärkt, besonders das der Frauen, wenn diese nachts und allein unterwegs sind.“

Während des Prozesses wendet sich Sarahs Vater direkt an Couzens und fordert ihn auf, ihm in die Augen zu sehen. Der aber hebt nur kurz den Kopf, vermeidet den Blickkontakt. „Keine Strafe, die Sie erhalten“, sagt der Vater, „wird jemals mit dem Schmerz und der Folter vergleichbar sein, die Sie uns zugefügt haben. Es wird keine Erlösung für uns geben.“ Er hatte darum gebeten, dass man im Saal ein großes Foto seiner „schönen Tochter“ zeige, „die auch einen schönen Verstand hatte“. Auch Sarahs Schwester Katie richtet sich an Wayne Couzens, als sie davon erzählt, wie schwer es sei, jetzt in Sarahs Wohnung deren Restleben zusammenzupacken zu müssen: „Es ist noch aufgehängte Wäsche da und

Pakete, die noch hätten geöffnet werden müssen von ihrer kleinen Schwester. Aber Sarah kam nie nach Hause, weil ein Raubtier – Sie – auf freiem Fuß war.“

Am Ende der Verhandlung verurteilt Richter Adrian Fulford den Angeklagten zu lebenslanger Haft ohne Chance auf vorzeitige Entlassung.

Das Gericht bestätigte der Metropolitan Police, bei der Aufklärung äußerst engagiert gewesen zu sein. Die Öffentlichkeit aber fragt sich: Wie kann es sein, dass Couzens' Verhalten in der eigenen Behörde ignoriert wurde? Vermutet man das Böse nur da draußen und hält sich selbst für unfehlbar? Innerdienstliche Lästereien und Whatsapp-Chats werden publik. Beamte haben sich unter anderem über Schwule lustig gemacht und Vergewaltigung und häusliche Gewalt geradezu glorifiziert. Polizeichefin Cressida Dick, die bei der Familie um Entschuldigung bittet, betont, „wie wütend alle in der Behörde auf ihn seien und dass man sich betrogen fühle“. Sie selbst gibt im Februar 2022 ihren Rücktritt bekannt. In ihrer Zeit als erste weibliche Polizeichefin hatte es zu viele Skandale gegeben.

Der Fall Sarah Everard ist einer der größten davon. Es wird bekannt, dass sich Couzens nie einem kompletten „Vetting“ unterziehen musste, einem Sicherheitscheck, in dem es um die Persönlichkeit und die Eignung zum Dienst geht. Das IOPC, das „Unabhängige Büro für Polizeiliches Verhalten“, eine Beschwerdestelle, findet heraus, dass die Metropolitan

Um 18 Uhr wird Sarah Everard gefilmt,

Police nach den Exhibitionismus-Anzeigen gegen Couzens nicht angemessen ermittelte. Auch hatte er mit fünf Kollegen Chats mit sexistischem, homophobem und rassistischem Inhalt geführt. Der stellvertretende Polizeipräsident Stephen House kündigt an, dass in Zukunft Zivilbeamte nur noch zu zweit unterwegs sein dürfen und dass Bürger die Möglichkeit haben sollen, bei der Polizei anzurufen, um die Identität von Beamten zu prüfen. Man werde „alles tun, um Vertrauen und Zuversicht wiederherzustellen“.

Nachdem bekannt geworden war, dass es der Polizist Wayne Couzens war, der Sarah Everard auf dem Gewissen hatte, war die Wut unter Frauen sehr groß. Unter den Hashtags #ReclaimTheNight, #ReclaimTheseStreets und #Shewaswalkinghome schrieben sich Tausende ihre Erfahrungen mit Belästigungen im öffentlichen Raum von der Seele und klagten endlich Sicherheit für sich ein. Am 13. März gab es zu Ehren von Sarah Everard in Clapham Common eine Mahnwache, bei der Hunderte Frauen ihre Trauer und ihren Zorn zum Ausdruck brachten und auch Herzogin Kate einen Blumenstrauß niederlegte. Die Londoner Polizei reagierte sehr entschlossen. Sie pochte auf die Einhaltung der Corona-Regeln und löste die Mahnwache gewaltsam auf. Die Einsatzkräfte zerrten demonstrierende Teilnehmerinnen weg, vier Frauen wurden festgenommen.

JZT1 21:54:55



wie sie eine Flasche Wein kauft. Am nächsten Tag betritt ein Mann einen Baumarkt.
Er kauft große Säcke





WO

Ein irres Kaff im Outback. Man hält sich Krokodile im Hinterhof,



IST PADDY?

wirft dem Nachbarn tote Kängurus in den Garten,
und eines Tages verschwindet auch noch
ein komischer alter Kauz

von MITCH MOXLEY

J E D E N M O R G

Hund auf das rote Quad und fuhr zum Pink Panther Pub, um die Klos und Duschen zu putzen und Kartons mit seinem Lieblingsbier XXXX Gold. Nach der Arbeit setzte er sich dann an die Bar und begann und stammte aus Irland. In der Regel schaffte er acht Dosen – selten mehr, niemals weniger.

Auf seinem Weg vom anderen Ende des Ortes, wo er in einer ehemaligen Tankstelle wohnte, bis zum Pub kam Paddy an fast allen Häusern und Geschäften von Larrimah vorbei. Dieses staubige Nest, das kaum die Bezeichnung Dorf verdient, liegt in Australiens nahezu menschenleerem Northern Territory. Ein Ort, der seine Blütezeit erlebte, als noch die North Australia Railway hier endete. 1976 wurde die Bahnlinie stillgelegt, und die Einwohnerzahl von Larrimah sank von 100 auf 50 auf 25 – und schließlich auf 13. Fast alle der Verbliebenen hatten die 70 überschritten, die jüngste Bewohnerin war Ende 40.

In Larrimah lief alles etwas langsamer, und das war, was den Ort für seine Bewohner so attraktiv machte. „Bei uns gibt es keinen Freitag, Donnerstag oder Dienstag“, sagte Maurice Darvy, ein ehemaliger Bewohner, später den Ermittlern. „Wir stehen einfach auf und erledigen unsere Arbeit.“

Immer wieder kamen auch Touristen auf ihrem Weg entlang des Stuart Highway nach Larrimah, um echte Outback-Bewohner zu erleben. Diese waren starrköpfig und eigensinnig, jenseits ihrer kumpelhaften Eigenbrötelei aber schwelten Streit und Machtkämpfe. In diesem staubigen Treibhaus konnte selbst der kleinste Streit zu einer jahrelangen wütenden Auseinandersetzung führen.

Auf seiner zweiminütigen Fahrt zum Pub passierte Paddy jeden Morgen die Schauplätze dieser Nachbarschaftsfehden: Zankereien über den richtigen Zeitpunkt zum Verbrennen von Sträuchern, über Ladenschilder, über unbedachte Bemerkungen und bellende Hunde. Einige dieser Streitereien hatte er selbst angezettelt. Paddy konnte gesprächig und unterhaltsam sein, war aber auch für seine unangenehme Seite bekannt. „Ich weiß nicht, ob ich wirklich von Feindseligkeit sprechen würde“, sagte der Eigentümer des Pubs, der 76-jährige Barry Sharpe, später aus. Allerdings habe „Paddy gern ein wenig herumgestänkert. Er war schon ein bisschen ein Stinkstiefel.“

Sharpe lockte Traveller mit einem kleinen Privatzoo, der hinter seinem Pub lag und den er selbst gebaut hatte. Er hielt Kakadus, Loris und andere Papageien, Finken, Schlangen, Seekühe – und Krokodile. Zur Abkühlung konnten die Tiere ihre schwerfälligen Körper in ein Wasserbecken gleiten las-

sen, das von einem rostigen Eisenzaun umgeben war. Die Hauptattraktion unter den Krokodilen hieß Sneaky Sam.

Wenn Paddy an der Bar saß, plauderte er mit den Stammgästen und Touristen, die auf ein Getränk oder einen Imbiss vorbeikamen oder um Sneaky Sam zu sehen. Einige in Larrimah meinten sogar, Paddy selbst sei die Attraktion des Pubs gewesen. Er liebte es, wilde Geschichten aus seiner Zeit als Rancharbeiter zu erzählen. Befraten Touristen den Pub, begrüßte Paddy sie herzlich und fragte: „G'day folks, where ya from?“

Auch in der glühenden Hitze des 16. Dezember 2017 machte es sich Paddy an der Bar bequem und genoss ein eiskaltes XXXX Gold nach dem anderen. Es sollten seine letzten Biere sein. Kurz darauf verschwanden Paddy Moriarty und sein Hund Kellie spurlos.

Und bald schon war in diesem Ort, der seitdem nur noch zwölf Einwohner zählte, jeder des Mordes verdächtig.

Am 24. Dezember 2017 kam Detective Sergeant Matt Allen nach Larrimah. Er arbeitete im Kriminalkommissariat der Polizeistation von Berimah, einem Vorort von Darwin, der Hauptstadt des Northern Territory. Der Ermittler mit den blauen Augen, dem Kurzhaarschnitt und der sanften Stimme konnte auf 22 Jahre Berufserfahrung zurückblicken.

Allen liebte das Outback mit seiner abenteuerlichen Landschaft. Und er hatte Erfahrung mit mysteriösen Fällen. Immer wieder verschwanden Menschen im Territory. Doch was ihn in Larrimah erwartete, war neu für ihn: Der vermisste Mann war vermutlich nicht mehr am Leben, sein Hund ebenfalls verschwunden, das Haus wies keinerlei Spuren



Fotos: Mick Tsikas/AAP(vorherige Seite), Helen Orr/Newspix (diese Seite)

E N

gegen neun Uhr setzte sich Paddy mit seinem das Laub zu harken. Als Lohn bekam er wöchentlich ein paar den Rest seines Tages. Paddy Moriarty war Rentner, 70 Jahre alt

eines Kampfes auf – und im Ort übten sich die Bewohner hinter vorgehaltener Hand in übler Nachrede.

Gemeinsam mit seinem Team aus vier Ermittlern versuchte er, die Ereignisse von Paddys vermutlich letztem Tag zu rekonstruieren. Zeugenangaben zufolge trank Paddy an dem Abend, an dem er zuletzt gesehen wurde, mehr als seine üblichen acht Dosen Bier. Lag ihm da etwas auf der Seele? Er bezeichnete sein letztes Bier jedenfalls als sein „letztes Abendmahl“ und machte sich dann, gegen 18.30 Uhr, auf den Weg. Der Barkeeper Richard Simpson, der für Sharpe arbeitete, sagte den Ermittlern, Paddy habe zwar nicht mehr ganz gerade gehen können, sei aber nicht betrunkener als sonst gewesen.

Nachmittags war eine Touristenfamilie ins Pink Panther gekommen. Eines der Kinder war ganz vernarrt in Paddys australischen Schäferhund Kellie. Als sich Paddy auf den Heimweg machen wollte, ging die Mutter nach oben in ihr Zimmer, um den Rest eines Grillhähnchens zu holen. Sie gab es Paddy mit, für Kellie. Bevor er ging, sagte Paddy dem Barbesitzer Sharpe, dass er am nächsten Tag vorbeikommen wolle, um einen Rasenmäher zu holen.

„Alles klar, Paddy“, antwortete Sharpe. „Bis morgen.“

Sharpe sah, wie Paddy mit Kellie auf sein Quad stieg und über den Highway zu seinem Haus fuhr. Dort legte Paddy dann das Grillhähnchen in die Mikrowelle und begann mit den Vorbereitungen für das Abendessen. Es sollte Klöße geben.

Barry Sharpe sagte zu Detective Allen, dass er es zwar merkwürdig, aber nicht bedenklich gefunden habe, als Paddy am Sonntag nicht kam, um den Rasenmäher zu holen und mit den anderen die Sendung „Landline“ im Fernsehen zu schauen, ein wöchentliches Ritual, das die Bewohner von Larrimah als „Kirchgang“ bezeichneten. Aber am nächsten Tag sei Sharpe zu Paddys Haus gegangen, um nach ihm zu sehen. Weil die Vordertür verschlossen gewesen sei, habe er das Haus durch die offene Fliegengittertür auf der Rückseite betreten. Er habe „Paddy, bist du da? Paddy?“ gerufen. Im Haus habe alles völlig normal ausgesehen: Paddys Hut habe auf dem Kühlenschrank gelegen, seine Brille auf dem Tisch und in der Mikrowelle das Huhn.



Paddy Moriarty vor dem Pink Panther.
Zwei Dinge liebte Paddy besonders:
seinen Hund und Streit



Karen Rayner, Ende 40, ist eine der Jüngsten in Larrimah. Sie hat mit Paddy gern Kochsendungen angeschaut



In Paddys Hütte hat Detective Matt Allen einige Auffälligkeiten bemerkt.
Und nicht nur dort





Am Dienstag rief Sharpe das Ehepaar Mark und Karen Rayner an, die zu den jüngsten Bewohnern von Larrimah gehörten – er um die 60, sie Ende 40. Karen hatte bis vor wenigen Monaten das Pink Panther geleitet und kümmerte sich Sharpe zuliebe weiterhin um die Buchhaltung. Die Rayners bezeichneten Paddy als ihren Freund. Karen und Paddy sahen sich manchmal zusammen Kochshows im Fernsehen an.

Das Ehepaar hatte Paddy nicht gesehen und war verärgert – und auch ziemlich überrascht –, dass Sharpe ihn bereits seit zwei Tagen vermisste, aber weder sie noch die Polizei informiert hatte. Für die Rayners war es alles andere als typisch für Paddy, einfach so zu verschwinden. Karen ging mit Mark zu Paddys Haus, um sich dort umzusehen.

Mark suchte das gesamte Grundstück und den Brunnen ab, er suchte entlang der Straße, die den Highway kreuzt, und lief bis zur Müllkippe. Womöglich war Paddy bei einem Spaziergang von

einer Schlange gebissen worden, oder er hatte einen Herzinfarkt erlitten. Die Rayners durchstreiften so lange die Gegend entlang der Landstraßen in alle Richtungen, bis Mark einen Sonnenstich bekam. Doch keine Spur von Paddy oder seinem Hund Kellie.

Detective Allen und seinem Team bot sich bei ihrer Ankunft am darauffolgenden Sonntag ein erstaunliches Bild. Bei Paddy sah es so aus, als hätte er nur kurz das Haus verlassen wollen. Obwohl er so gut wie nie ohne Hut rausging, weil ihm seine Glatze unangenehm war, lag der Hut auf dem Kühlschrank. Auch seine Brille hatte er nicht mitgenommen. In seiner Brieftasche waren mehr als 200 australische Dollar, und auf dem Tisch standen kalte Klöße. Auch sein Truck und das Quad parkten auf dem Grundstück.

Drei Tage lang suchten Polizisten, zu Fuß, im Auto und im Hubschrauber, in einem Radius von etwa 50 Meilen die Gegend ab. Sie durchkämmten die Müllkippe, schickten Taucher durch die Gewässer und sahen sich in den nahe gelegenen Kalksteinhöhlen um. Matt Allen kontaktierte die Tierheime der Umgebung auf der Suche nach Kellie.

Die Umstände deuteten zunehmend darauf hin, dass irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

Im Verlauf der Vernehmungen waren Allen gewisse unterschwellige Spannungen zwischen den verbliebenen zwölf Bewohnern von Larrimah nicht entgangen. Spannungen,

die selbst für einen Ort, in dem jeder jeden kennt, ungewöhnlich waren. Beispielsweise konnten sich die Bewohner nicht darauf einigen, wie das alte Bahngelände erhalten und restauriert werden sollte. Sie hatten sogar konkurrierende Vereine gegründet. In Larrimah gab es alles: von Schikanen bis hin zu tätlichen Übergriffen, Brandstiftung und dem absichtlichen Vergiften von Pflanzen. Die Bewohner stritten über Namen für die beiden einzigen Straßen im Ort, über einen als Haustier gehaltenen Büffel, der erschossen und verspeist worden war, einen Pfau, der in einem Racheakt den Krokodilen im Pink Panther zum Fraß vorgeworfen worden war, und eine heimlich errichtete tückische Fahrbahnenschwelle.

An vielen dieser Konflikte schien Paddy Moriarty einen nicht unbedeutenden Anteil zu haben.

Das Pink Panther war nicht nur Pub, Hotel und Privatzoo, sondern auch Haltestelle des Greyhound-Busses, Postamt und Zentrum für den Klatsch und Tratsch des Ortes. Es lag daher nahe, dass Detective Allen und sein Team zuerst hier nach Antworten suchten.

Die Rayners waren empört, dass sich Barry Sharpe nach Paddys Verschwinden so lange nicht bei der Polizei gemeldet hatte. Und dann sei da noch das Krokodil, mit dessen Hilfe Barry menschliche Überreste problemlos hätte verschwinden lassen können. Die Polizisten erfuhren allerdings, dass Sharpe und Paddy Freunde waren. Nicht nur, dass Paddy im Pub arbeitete, Sharpe und er saßen auch gemeinsam im Vorstand eines Fördervereins. Im Pub gab es allerdings einen anderen Mann, der Reibereien mit Paddy gehabt hatte: Barkeeper Richard Simpson. Er war in den Fünfzigern, hatte ein rundes, gerötetes Gesicht und nicht selten schon zur Mittagszeit einen Vollrausch. Mehrmals im Monat musste Sharpe ihn vor Ablauf seiner Schicht nach Hause schicken.

Einige Bewohner von Larrimah deuteten an, dass sich bei Simpson immer mehr Wut auf Paddy angestaut habe. Er sei eifersüchtig gewesen, dass sein Chef Paddy als seine „zweite Hand“ betrachtete.

Auch wenn die Spur vielversprechend war, schien sie zunächst etwas dürfsig, bis die Polizei auf eine weitere mögliche Ursache für Simpsons Verbitterung stieß: Simpson und Paddy waren offenbar schon lange in einen Streit über ihre Hunde verwickelt. Paddy liebte Hunde. Jahrelang waren er und sein früherer Hund Rover, ein schwarzer Border Collie, unzertrennlich gewesen. Die Symbiose ging so weit, dass die Leute Rover als Paddys Ehefrau bezeichneten. Als Rover starb, kam Kellie. Auch er folgte Paddy auf Schritt und Tritt. Kellie aber fühlte sich in der Gesellschaft anderer Menschen und Hunde nicht wohl, und Paddy tat alles, um seinen Hund zu schützen.

Simpson dagegen hatte ein Paar temperamentvoller American Staffordshire Terrier, die Sharpe im Verlauf der Vernehmungen als „unberechenbar“ bezeichnete. Simpsons Terrier waren laut, nicht ungefährlich und stellten eine Bedrohung für Paddys sanftmütigen Schäferhund dar. War es denkbar, dass Simpson, angesichts der schwelenden Rivalitäten zwischen den beiden Männern, im Alkoholrausch die Kontrolle verloren hatte? →

IM HOTEL GIBT ES
ETLICHE
ATTRAKTIONEN



Fotos: Michael Franchi, Matthew Abbott



Gastronom Barry Sharpe ist eigentlich unverdächtig.

Wobei zu bedenken ist: Sein Krokodil Sneaky Sam kann beeindruckende Mengen Fleisch verschwinden lassen

Hinzu kam, dass Simpson einer der Letzten war, der Paddy lebend gesehen hatte. Im Pub hatte er außerdem Zugang zu den Krokodilen. Zeugen sagten aus, dass Simpson an jenem Abend hinter der Bar gestanden habe.

Bei Durchsuchungen des Pink Panther konnte das Team von Detective Allen aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Auch im Krokodilgehege fanden sich keine Hinweise auf menschliche Überreste. Simpson zeigte sich belustigt über das Getuschel und bezeichnete diejenigen, die ihn verdächtigten, als „gottverdammte Idioten“.

Er war auch nicht der Einzige, mit dem Paddy Streit hatte. Seit Jahren schwelte ein erbitterter Kampf zwischen Paddy und Fran Hodgetts, der Betreiberin des örtlichen Cafés.

Es befand sich in einer umgebauten Polizeistation mit Gefängniszelle direkt am Highway. An der Veranda vor dem Haus baumelten verwitterte Plüschtierfiguren wie Spongebob und Tweety, im hinteren Bereich gab es mehrere Öfen, in denen Fran ihre Pies mit unterschiedlichen Füllungen von Kamel- bis Krokodilfleisch zubereitete. Diese Öfen fielen den Ermittlern besonders ins Auge.

Und die Tatsache, dass Paddy Moriartys Haus nur etwas weiter den Highway hinunter auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag. Fran und Paddy trafen fast täglich aufeinander und waren mit der Zeit in eine Spirale aus Wut und Rachsucht geraten.

„Sie konnte Paddy nicht leiden. Sie beschuldigte Paddy ständig, etwas von ihrem Grundstück gestohlen zu haben“, gab Frans ehemalige Tellerwäscherin zu Protokoll. „Sie sagte immer: ‚Eines Tages bringe ich Paddy um.‘“

Detective Allen fand heraus, dass Fran und Paddy nicht immer Feinde gewesen waren. Sie kannten sich seit Jahrzehnten. Fran hatte sogar für Paddy gekocht, nachdem ihm 2006 bei einer Bypass-OP Stents implantiert worden waren. Doch das änderte sich, als sich Paddy immer vehementer darüber beklagte, dass die Touristen auf seiner Seite des Highways parkten und dass Fran vor ihrem Devonshire Tea House immer mehr Schilder anbrachte, auf denen sie für ihre Waffeln und Pasteten warb. Im Gegenzug machte Paddy abfällige Bemerkungen über Frans Pasteten, was einem Angriff auf ihre Existenz gleichkam.

„Fran macht die schlechtesten Pies, die ich jemals gegessen habe, das können Sie mir verdammt noch mal glauben“, lästerte er mal in einem später nicht gesendeten Interview

für einen Beitrag der Australian Broadcasting Corporation. „Ich bin manchmal zu ihr rüber, und nicht einmal mein Hund hat Frans Pies angerührt.“

Als schließlich auch Barry Sharpe Pasteten servierte und Fran damit Konkurrenz machte, stellte Paddy auf seiner Straßenseite ein Schild auf: Die „Best Pies in Town“ gebe es über dem Pink Panther im Larrimah-Hotel.

Dann begann die Sache mit den Kängurus. Paddy und Fran schleppten überfahrene Kängurus herbei, die am Rand des öden Highways keine Seltenheit waren, und legten sie auf das Grundstück des jeweils anderen. Nachdem Fran mal wieder ein Exemplar auf Paddys Hof gezerrt hatte, soll Paddy das Hinterteil eines toten Kängurus in einen von Frans Öfen geschoben haben, was sich am nächsten Morgen beim Anheizen schnell bemerkbar machte. Er soll auch einen abgeschnittenen Känguru-Penis in Frans Einfahrt geworfen haben. Nur wenige Tage vor seinem Verschwinden hatte Fran



Fran Hodgetts und ihr Gärtner Owen waren Paddys Nachbarn. Wenn Paddy über den Zaun schaute, blickte er selten in freundliche Gesichter

SOGAR IHRE GOLDFRUCHTPALMEN HAT ER VERGIFTET



Fotos: Adam Ferguson/The New York Times/Redux/laif,
Michael Franchi/Newspix



ihn beschuldigt, ihr eine Känguruleiche vor das Schlafzimmerfenster gelegt zu haben.

Wiederholt erstattete sie Anzeige. Die Polizisten konnten allerdings kaum Beweise für ihre Anschuldigungen finden. Der Konflikt eskalierte so weit, dass Fran eine „Schutzanordnung“ gegen Paddy beantragte, was einem richterlichen Kontaktverbot gleichkommt.

Im Amtsgericht von Katherine brachte Fran im Oktober 2016 eine ganze Litanei von Anschuldigungen gegen Paddy vor. Jede einzelne Tat mochte für sich genommen vielleicht unbedeutend sein, doch in der Summe wären sie für Fran eine ernste Bedrohung gewesen: Paddy habe ihren Regenschirm gestohlen, ihre Möbel beschädigt, ihre Sicherheitskamera lahmgelegt, eine mit menschlichen Exkrementen beschmierte Zeitung unter ihrem Zaun durchgeschoben. Der Richter aber wies ihre Klage in Ermangelung von Beweisen zurück, was ihre Wut nur steigerte. In den Monaten vor seinem Verschwinden erzählte sie jedem, wie sehr sie Paddy verachtete.

Einer, der Frans Wut hautnah erlebte, war der 71-jährige Rentner Owen Laurie, der sich um ihren Garten kümmerte, auf den es Paddy offensichtlich besonders abgesehen hatte. Angeblich hatte Paddy Öl in die Erde gegossen und einmal sogar Goldfruchtpalmen im Wert von 5000 Dollar vergiftet.

Frans Wut drängte sich als Tatmotiv förmlich auf. Und ihre Pastetenöfen waren durchaus in der Lage, die Überreste eines Mannes in Asche zu verwandeln.

Detective Allens Team durchsuchte das Café und untersuchte die Fleischpasteten. Es nahm sich Frans Verbrennungsöfen, ihre Tiefkühltruhe und den Schuppen hinter dem Haus vor.

Sie fanden keine sachdienlichen Hinweise — das Fleisch in Frans Pies stammte weder von Menschen noch von Hunden.

Und Fran litt unter Arthritis und wäre Paddy oder sogar Kellie, dem Hund, körperlich unterlegen gewesen. Für mehr als das Schleppen kleinerer Kängurus hätte ihre Kraft kaum gereicht. Die Ermittler kamen zu dem Schluss, dass Fran, sofern sie in irgendeiner Weise in diesen Fall verwickelt war, nicht allein gehandelt haben konnte.

Immer wieder kamen mittlerweile auch Kamerateams in den Ort. Fran schien die mediale Aufmerksamkeit zu genießen. Während sie jede Beteiligung an Paddys Verschwinden zurückwies, hatte sie gleichzeitig nichts als abfällige Bemerkungen für ihren verschollenen Feind übrig. „Ich habe keine Ahnung, wo er ist“, sagte sie dem Sender ABC, „doch ich bin nicht traurig, dass er fort ist.“

Detective Allen und sein Team gerieten immer mehr unter Druck, den entscheidenden Hinweis zu finden. —

Möglicherweise lieferte ihn Frans ehemaliger Lebensgefährte Bill Hodgetts?

Obwohl die beiden Jahrzehntelang ein Paar gewesen waren und Fran seinen Namen angenommen hatte, waren sie nie verheiratet gewesen. Bill war bekannt dafür, in seinen besten Zeiten zwei Kartons am Tag, die unglaubliche Menge von 48 Bieren, getrunken zu haben, bis er vor einigen Jahrzehnten auf Leichtbier umgestiegen war, was ihm den Spitznamen „Billy Light Can“ beschert hatte.

Billy Light Can und Paddy kannten sich schon lange. In ihrer Jugend waren sie sich immer wieder bei Trinkgelagen in den Städten des Northern Territory über den Weg gelau-fen, wo Billy als Trucker und Paddy als Ranchhelfer gearbeitet hatten. In Larrimah wurde ihre Freundschaft durch den erbitterten Streit zwischen Fran und Paddy auf die Probe gestellt. Fran bat Bill häufig, einzutreten, woraufhin es nicht selten zu lautstarken Auseinandersetzungen zwischen Bill und Paddy kam.

Als Fran und Bill sich trennten und sie ihn aus dem Haus warf, wechselte Bill die Seiten. Er zog, vom Mundhöhlenkrebs gezeichnet, in einen Trailer in der Nähe des Pink Panther. Es war eine unschöne Trennung. Fran und Bill stritten sich um Geld. Und Fran war sich sicher, dass Bill Paddy geholfen hatte, die Pflanzen in ihrem Garten zu vergiften.

Es gab aber auch immer noch die weniger spektakuläre Möglichkeit, dass es sich bei Paddys Verschwinden nur um einen Unfall handeln könnte oder er zufällig Opfer eines Verbrechens geworden war. Hatte ihn womöglich ein Fremder getötet? Jedes Jahr machten Hunderte von Durchreisenden mit ihren Wohnmobilen und Trucks in Larrimah Halt, um etwas zu essen oder zu trinken. Einige blieben für eine Nacht auf dem Campingplatz am Larrimah-Hotel. Allerdings gab es zu viele plausible Hinweise, die gegen eine Zufallstat sprachen. Und es gab eine Spur, die sich wie ein widerspenstiges Teil nicht ins Puzzle fügen wollte. Drei Tage vor seinem Verschwinden hatte man Paddy Moriarty bei einem Streit mit einem Mann am anderen Ende der Stadt beobachtet. Es war eine heftige Auseinandersetzung, die fast in einer Schlägerei endete, aber der zweite Mann war von den Zeugen nicht zu erkennen gewesen, sodass niemand wirklich sagen konnte, wer er war.

Vor dem Amtsgericht von Katherine, einem einstöckigen, pfirsichfarbigen Gebäude gegenüber einer McDonald's-Filiale, richteten sich Kameras und Mikrofone auf die überforderten, aber selbstbewusst auftretenden Bewohner von Larrimah, die nacheinander das Gerichtsgebäude betraten. Nach fast sechs Monaten und 100 Befragungen war Detective Allen die Zeit davongelaufen. Es war an der Zeit gewesen, drastische Maßnahmen zu ergreifen.

Die örtlichen Behörden hatten einer gerichtlichen Untersuchung zugestimmt, obwohl das bei Kriminalermittlungen eigentlich unüblich ist. Doch diesmal schien es sinnvoll, um Klarheit in diesen Fall zu bringen, der an einem Ort spielte, an dem jeder seine eigene Geschichte zu erzählen hatte. Allen hatte seine Ermittlungsergebnisse an einen Richter

übergeben. Fast alle Bewohner von Larrimah würden nun unter Eid auf die Frage antworten müssen, die mittlerweile eine ganze Nation in Atem hielt: Was war mit Paddy Moriarty geschehen?

Die zweitägige Befragung fand in einem winzigen, knapp 20 Quadratmeter großen Gerichtssaal statt. An dem einen Ende des großen Tisches saßen der Untersuchungsrichter Greg Cavanagh, sein Stellvertreter und ein Rechtsanwalt, am anderen Ende zwei weitere Rechtsanwälte, die mehrere Bewohner von Larrimah vertraten. Der Saal war voller Beobachter und Journalisten. Auch mehrere Freunde von Paddy waren gekommen und gaben lautstark zu verstehen, dass sein Verschwinden nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

Im Verlauf der Anhörungen richte-te sich die Aufmerksamkeit immer wieder auf Fran Hodgetts. Frans ehemalige Tellerwäscherin sagte aus, dass Fran ihr 30 000 Dollar zur Ver-wahrung gegeben habe, angeblich um sie vor Bill, ihrem Ex, zu verstecken. Bei den Durchsuchungen auf Frans Grundstück hatte die Polizei im Ge-frierschrank außerdem eine Plastiktüte mit 7000 Dollar gefun-den. Waren das nur die Ersparnisse einer Frau, die Banken nicht traute, oder hätte es auch als Bezahlung für einen speziellen Auftrag dienen können?

Der Stellvertreter des Richters befragte Fran zu jeder einzelnen der vielen Anschuldigungen, die sie gegen Paddy vorgebracht hatte.

„Wie oft haben Sie gesagt: „Ich bringe ihn um““, fragte er.

„Viele verdammte Millionen Male habe ich es gesagt“, ant-wortete sie und fügte hinzu: „Ich habe schwere Arthritis. Wie soll ich da einen Hund und eine Leiche schleppen, verdammt noch mal?“

„Und das hat Sie davon abgehalten, Paddy zu töten?“

„Nein, natürlich nicht. Es entspricht nicht meinem Natu-rell. So bin ich nicht. Ich will lieben, nicht kämpfen.“

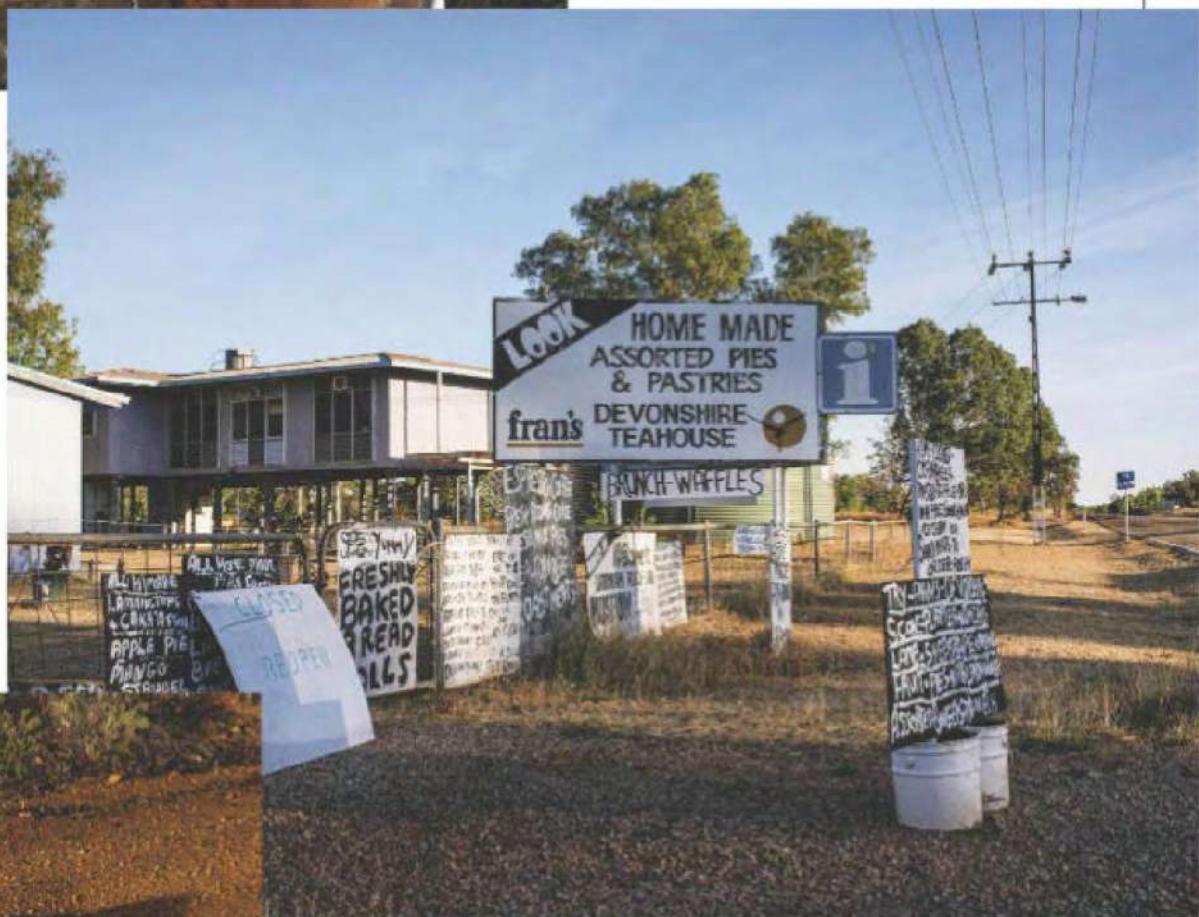
Je länger die Befragung dauerte, desto unruhiger wurde Fran. Sie bezeichnete sich selbst als Opfer und behauptete, die Belästigung durch die Polizei und die Medien hätten ihrem Geschäft und ihrer Gesundheit geschadet. „Mein Ofen wurde genau untersucht, mein Abwassertank abgepumpt und mein Haus drei- oder viermal erfolglos auf den Kopf gestellt – niemand hat etwas finden können. Sie haben die Deckel der Gefriertruhen in meinem Laden geöffnet und hineingeschaut. Wie soll ich mich da fühlen, bitte schön?“ Sie fuhr fort: „Ich lüge nicht, ich bescheiße niemanden. Und ich bin durch die Hölle gegangen. In den letzten sechs Monaten hat man mich beschimpft, beschuldigt und erpresst. —



Fotos: Michael Franchi/Newspix, Adam Ferguson/The New York Times/Redux/laif, Catriona Telfer/AdobeStock



Frans Ex-Freund Bill Hodgetts.
Kann gut sein, dass er Paddy
bei der Sache mit den Kängurus
geholfen hat



Und wissen Sie was, jetzt habe ich wegen des ganzen Kummers Brustkrebs bekommen, wie ich vor Kurzem erfahren musste.“

Noch während Fran im Zeugenstand saß, brachte Currie plötzlichen einen anderen Verdächtigen ins Spiel.

Am 13. Dezember 2017, drei Tage vor Paddys Verschwinden, war sein Hund Kellie über den Highway an den Zaun gelaufen, der Frans Grundstück umgab. Barkeeper Simpson, der den Vorfall beobachtet und den Ermittlern davon berichtet hatte, hörte zuerst Kellie bellen und dann das wütende Gebrüll eines Mannes.

Kellie hörte nicht auf zu bellen, und Paddy überquerte die Straße in Richtung von Frans Café. Simpson sah, wie Paddy seinen Hund zurückzog und dabei gleichzeitig über den Zaun einige wütende Worte mit einem anderen Mann wechselte.

Dieser Mann war Owen Laurie, Fran Hodgetts' Gärtner.

Im Verlauf der Untersuchung versuchte der Richter, mehr über Frans Verhältnis zu ihrem Gärtner zu erfahren.

„Sie wollten also, dass Owen Sie vor Paddy beschützt?“, fragte sein Stellvertreter.

„Er sollte mich nicht beschützen, sondern mir dabei helfen, auf alles aufzupassen und niemanden auf mein Grundstück zu lassen, damit mein Eigentum nicht weiter beschädigt wird“, erwiderte Fran. „Mr Owen war der Einzige, der mir jemals geholfen hat. Er war der Einzige, dem ich vertrauen konnte, der nichts mitgenommen oder sich unter den Nagel gerissen hat. Er ist ein ehrlicher Mann.“

Owen Laurie hatte wie Fran und Paddy die 70 überschritten. In jüngeren Jahren war er als „Kirmesboxer“ durch Australien getourt. Später ging er verschiedenen Jobs im ganzen Land nach, bis er eine Stellenanzeige in der Zeitung entdeckte, die ihn letztlich nach Larrimah brachte.

Als Laurie bei Fran wegen der Stelle als Gärtner anrief, sagte sie ihm, er solle nach Larrimah kommen, eine Decke mitbringen und über Nacht bleiben. „Dann können wir uns unterhalten.“

Am nächsten Morgen saß sie mit Laurie am Tisch. Zitternd vor Wut erzählte sie ihm, was sie alles mit Paddy erlebt hatte. Sie berichtete von den angeblichen Diebstählen und von den toten Kängurus. Und von ihren vergifteten Pflanzen.

Laurie wollte nichts mit der Fehde zu tun haben, er brauchte aber den Job und die Unterkunft. Nach seiner Ankunft in Larrimah lebte er vollkommen zurückgezogen. Wenn Fran ihn bat, zum Essen oder auf eine Unterhaltung zu ihr rüberzukommen, folgte er ihrer Einladung nur widerwillig. Die übrige Zeit und die Abende verbrachte er allein vor seinem Computer. Obwohl in Larrimah nur ein Dutzend Menschen lebten, konnte mit Ausnahme von Fran niemand Laurie näher beschreiben.

Eines Nachmittags sah Fran, dass Laurie Bäume entlang ihres Zauns pflanzte. „Das ist kein guter Ort, Owen“, sagte sie zu ihm. „Die Kerle könnten sie vergiften.“

„Da soll mal einer von den verfluchten Typen kommen und Gift in meinem Garten verteilen“, entgegnete Laurie. „Dann wird Larrimah den ersten Mord in seiner Geschichte erleben.“

Am 12. Dezember, vier Tage vor Paddys Verschwinden, beobachtete Fran, wie Paddy ein totes Känguru auf ihr Grundstück zog. Am nächsten Tag, bevor sie zum Einkaufen nach Darwin fuhr, erzählte sie ihrem Gärtner davon.

„Paddy hat gestern in deiner Abwesenheit ein totes Känguru auf das Grundstück geschleppt.“

„Ich weiß, ich kann es riechen“, antwortete er. „Ich hatte gerade einen Streit mit ihm wegen seines Hunds, der auf unsere Straßenseite gekommen ist.“

Nach Aussage von Fran hatte Laurie ihr gesagt, er sei über den Zaun gesprungen, um Paddy zur Rede zu stellen (was Laurie später als falsch zurückwies). Daraufhin sei Paddy über den Highway zurück in sein Haus gerannt. „So ein verdammter Schisser“, soll Laurie laut Fran gerufen haben.

Bevor sie nach Darwin gefahren war, hatte Fran zu Laurie gesagt: „Mach keine Dummheiten, während ich in Darwin bin. Ich will nicht zurückkommen und dich gegen Kaution aus dem Gefängnis holen müssen.“

„Hat er auf Sie einen wütenden Eindruck gemacht?“, fragte der Stellvertreter des Richters.

„Wütend, ja, auf jeden Fall. Ich würde lügen, wenn ich das Gegenteil behaupte. Ja, er war wütend“, sagte Fran.

Wenige Tage nach seinem Verschwinden hatte es in Paddys Haus nur so von Polizisten gewimmelt. Fran berichtete später der Polizei, dass Laurie sie nach oben gerufen habe, um das Geschehen zu beobachten. „Das Erste“, erinnerte sich Fran, „was er zu mir sagte, war: ‚Oh, ich dachte, sie seien wegen mir gekommen.‘“

„Ich habe Osteoporose, Kumpel“, sagte Laurie zum Richter, um zu erklären, warum er gar nicht in der Lage gewesen wäre, Paddy zu töten. „Bei so einer Gewalttat würde ich mir alle verdammten Knochen brechen.“

Laurie gab zu, dass er wegen des Hundes mit Paddy Moriarty aneinandergeraten war. Der Streit sei jedoch nicht heftig gewesen. Zu seinem Kommentar über den „ersten Mord in Larrimah“ sagte Laurie: „Das war ein Witz. Ich wollte einen Witz machen. Das sagt man doch so dahin.“

Die Indizien aber waren nicht von der Hand zu weisen. Vor allem nicht, nachdem Laurie geschildert hatte, wie er den Abend verbracht hatte, an dem Paddy verschwunden war.

Bei Einbruch der Dämmerung plötzte am 16. Dezember 2017 eine Warnmeldung seines Antivirenprogramms auf dem Bildschirm von Lauries Computer auf. Darin wurde auch eine Hotline genannt, die er anrufen sollte. Er versuchte vergebens, die Nummer über Skype zu erreichen.

Etwa zur selben Zeit beendete Paddy Moriarty sein „letztes Abendmahl“ im Pink Panther, bedankte sich bei der Touristenfamilie für das Grillhähnchen und fuhr mit seinem Quad und Kellie hintendrauf nach Hause. Das war gegen 18.30 Uhr.

Laurie verließ seine Unterkunft auf dem Grundstück von Frans Café und ging zur einzigen Telefonzelle des Ortes am Rande des Highways, wo er zweimal vergebens versuchte, die Virus-Hotline anzurufen.

Die Anrufe wurden um 18.30 und um 18.31 Uhr registriert. Das öffentliche Telefon befand sich direkt gegenüber von Paddy Moriartys Haus. →

WAHRE GESCHICHTEN ERLEBEN.

Für Studierende nur 18,60 € statt 36,20 €



CRIME IM ABO FÜR STUDIERENDE.

Wahre Verbrechen und wahre Geschichten mit **6 Ausgaben Crime erleben.**

JETZT BESTELLEN UNTER:

www.stern-crime.de/rabatt

Tel. 040/5555 78 00 (Bitte Bestell-Nr.: 176 2425 angeben)

Fran Hodgetts verteidigte Laurie und sagte immer wieder, dass er es nicht getan haben konnte, dass er ein guter Mann sei. Doch selbst sie bekam Zweifel, als man sie mit der zeitlichen Abfolge konfrontierte.

Der Stellvertreter des Richter las laut vor, was sie bei einer polizeilichen Vernehmung gesagt hatte: „Ich zähle eins und eins zusammen, und ich denke: ,Moment mal, das ist ... Da bekomme ich glatt eine Gänsehaut.“

„Sie zählen eins und eins zusammen“, sagte der Stellvertreter zu Fran im Zeugenstand, „dass er derjenige war, der ...“

„... nein, nein ...“

„... der Paddy ermordet hat.“

Doch für eine Festnahme und Anklage reichten die Indizien nicht aus. Weder in Lauries Auto noch in einem von Paddys Fahrzeugen konnten belastende DNA-Spuren gefunden werden. Auch bei den Durchsuchungen auf Frans Grundstück konnte kein Beweismaterial sichergestellt werden. Was auch immer mit Paddy in dieser Nacht geschehen war, der Täter hatte seinen Job ausgesprochen gründlich gemacht.

Nachdem die Untersuchung vertagt worden war und sich der kleine Gerichtssaal leerte, fuhren Hodgetts und Laurie Beobachtern zufolge gemeinsam im Auto nach Hause.

Im Februar 2021 erhöhte die Polizei ihre Belohnung für sachdienliche Hinweise auf bis zu 250 000 Dollar.

Owen Laurie verließ Larrimah kurz nach seiner Anhörung. Auf Laurie angesprochen, antwortete Detective Matt Allen im Sommer 2021: „In seinem Fall sind die Ermittlungen noch nicht abgeschlossen.“ Immer wieder fragt Allen sich, ob er und sein Team ein wichtiges Detail übersehen haben. „Es ist schwer zu verstehen, dass wir Paddy immer noch nicht finden konnten, obwohl wir so viel Zeit und Mühe in die Suche investiert haben. Bei seinem Verschwinden ist irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugegangen. Irgendjemand da draußen muss wissen, was mit Paddy geschehen ist.“

Auch Fran Hodgetts hatte Larrimah mittlerweile verlassen, um bei ihrer Tochter in Melbourne zu leben und ihre Brustkrebsbehandlung zu beenden. In einem Telefongespräch wies sie im Sommer erneut darauf hin, dass sie mit Paddys Verschwinden nichts zu tun habe. Sie blieb außerdem bei ihrer Einschätzung, dass auch Laurie nicht der Mörder sein kann.

Inzwischen war sie vom Krebs geheilt und wollte bald ins Northern Territory zurückkehren. Sie hoffte darauf, dass Larrimah ohne ihren Peiniger auf der gegenüberliegenden Straße ein besserer Ort sein würde.

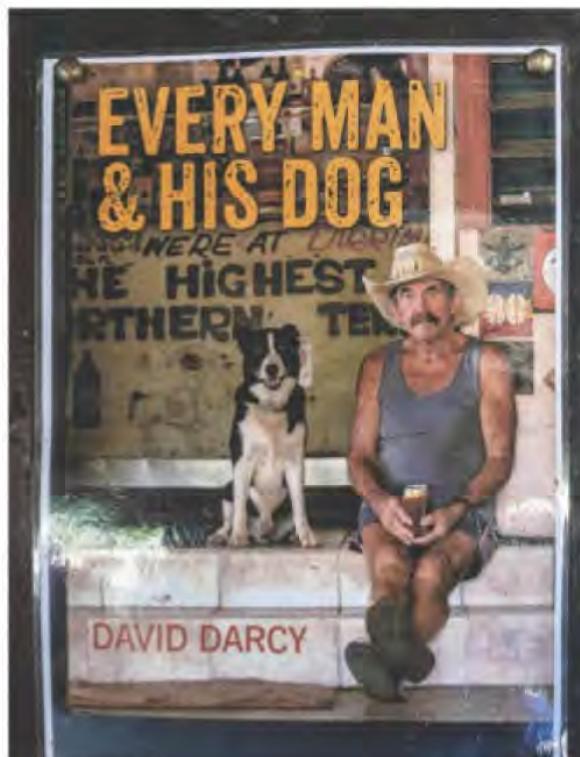
„Er war ein schrecklicher Mann, niemand konnte ihn austeilen“, sagte sie am Telefon. „Er hat vor seinem Verschwinden für viel Ärger in Larrimah gesorgt. Wer auch immer es getan hat, was auch immer mit ihm geschehen ist, es war ein Geschenk des Himmels.“

Aus dem Amerikanischen von Kathrin Hadeler

EPILOG:

Im April 2022 legte Untersuchungsrichter Greg Cavanagh seinen Abschlussbericht vor. Cavanagh geht davon aus, dass Paddy Moriarty „aufgrund der anhaltenden Fehde, die er mit seinen nächsten Nachbarn hatte“, getötet wurde. Während einer erneuten Anhörung war bekannt geworden, dass die Polizei etwa zwei Wochen nach Moriartys Verschwinden ein Abhörgerät im Bungalow von Fran Hodgetts' Gärtner Owen Laurie installiert hatte. Die schwer verständlichen Aufnahmen wurden vor Gericht abgespielt. Ein Mann war zu hören, der offenbar Selbstgespräche führte und vor sich hin sang. Nach Einschätzung der Ermittler habe der Mann gesagt: „Scheiß Idioten, yeah, erzähl ihnen, was ich gemacht habe, mit 'nem Scheißhammer zugeschlagen, erzähl ihnen, wie ich dich mit 'nem Scheißhammer geschlagen habe ...“ Und: „I killerated old Paddy. Ich habe ihn umgebracht ... ihm auf den Kopf geschlagen und ihn umgebracht ...“ Owen Laurie leugnete, diese Sätze gesagt zu haben, und macht seither von seinem Recht zu schweigen Gebrauch. Seine ehemalige Chefin Fran Hodgetts streitet noch immer jegliche Beteiligung ab. Die weiteren Ermittlungen und die Entscheidung, ob Anklage gegen Laurie erhoben wird, liegen in den Händen der Polizei und der Staatsanwaltschaft.

Der Untersuchungsrichter hatte auch versucht, den Abend des Verschwindens zu rekonstruieren. Moriarty habe das Hühnchen, das ihm die Touristen geschenkt hatten, in die Mikrowelle gestellt, etwas aus der Gefriertruhe geholt und sei dann noch mal mit seinem Hund hinausgegangen. Womöglich zu Fran Hodgetts' Garten. Fran hatte dort mit Laurie neue Pflanzen gesetzt und ein Wasserspiel installiert. Moriarty dürfte das bemerkt haben. „Es gibt keine Hinweise darauf, wohin er ging“, schreibt Cavanagh, „aber es ist wahrscheinlich, dass Frans neue Pflanzen eine gewisse Anziehungskraft ausübten.“



Paddy Moriarty auf dem Cover eines Buchs über Hundebesitzer

EINFACH GRÜNER LEBEN

Jeden Tag ein bisschen nachhaltiger leben – so lautet Dein Plan für das Jahr?

Dann kommt der neue BRIGITTE BE GREEN Daily Planner ja genau richtig!

Enthält spannende Interviews mit @heavenlynnhealthy, @moglioofficial und @naturlandkind u.a.



Foto: Claudia Gödeke



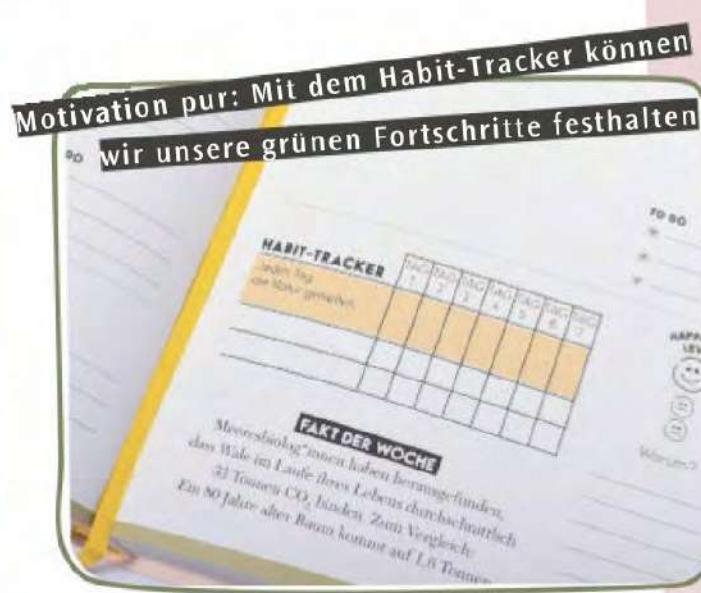
18 Euro
Online unter
[brigitte.de/
greenplanner](http://brigitte.de/greenplanner)
und im Handel
erhältlich!



Wer nachhaltig seinen Alltag organisieren will und täglich in kleinen Schritten, aber stressfrei grüner leben möchte, sollte jetzt weiterlesen: Denn in dem BRIGITTE BE GREEN Daily Planner steckt nicht nur ganz viel Designliebe, sondern er gibt auch wertvolle Tipps und gehaltvolle Impulse für neue Gewohnheiten. So lernen wir jeden Monat etwas Neues über den grünen Lifestyle und können uns mit passenden Challenges selbst dazu motivieren, den Alltag nachhaltiger zu gestalten. Alles natürlich ohne erhobenen Zeigefin-

ger, aber dafür mit ganz viel Input und Wissen. Juhu! Ach so, um Termine & Co geht es natürlich auch. Mit den immerwährenden Wochen- und Monatsübersichten können wir quasi sofort starten, behalten für ein Jahr alle Verabredungen und Meetings sowie wichtige To-dos im Blick und haben außerdem reichlich Platz für all unsere Gedanken, Ziele und Ideen. All das in nur einem Buch! Bleibt nur die Frage: Wo gibt's das praktische Teil eigentlich?

**Online unter [brigitte.de/
greenplanner](http://brigitte.de/greenplanner) sowie im Handel -
und zwar für 18 Euro.**



28. MÄRZ 2022, HAMBURG



Vor dem Verlagsgebäude, in dem auch stern Crime sitzt, räumt die Polizei den Tatort, die Feuerwehr beseitigt Blutspuren

„HIER WAR NICHTS MEHR SCHÖN“

Unser Autor Félice Gritti nimmt den Weg täglich.

Den Hang runter, zur Redaktion. Doch diesmal ist etwas anders. Jemand ist hier gestorben

Der Morgen war kühl, in der Nacht zuvor hatte ich bis kurz vor drei am Schreibtisch gesessen. Ich war müde, als ich aus der Tür trat, um zur Arbeit zu gehen. Es war kurz vor zehn und grau.

Meine Wohnung liegt am Hamburger Michel, zum Verlagshaus brauche ich nur fünf Minuten zu Fuß: hoch zur Kirche, einmal um die Ecke, dann durch einen kleinen Park, den Hang runter Richtung Elbe. Wenn man nicht in Eile ist: ein schöner Arbeitsweg.

Ich hastete los. Als ich um die Ecke bog, sah ich eine Kamera. Ich sah Flatterband im Wind, ein weißes Zelt an einem Baum. Ein Filmset, dachte ich. Dann sah ich den Polizisten. Tötungsdelikt, sagte er.

Als Journalist schreibe ich hauptsächlich über Verbrechen. Über Täter, die gemordet haben, vergewaltigt haben, zerstückelt haben. Über Opfer, die gelitten haben. Manchmal drückt das auf die Seele, meistens aber vertrage ich es ganz gut. Ich habe Tote auf Tatortfotos gesehen und Grabkerzen in Blumenmeeren. Es ist nicht so, dass mich die Dinge nicht berührt hätten. Aber ich denke selten an sie zurück.

Nun aber sah ich ein weißes Zelt und Flatterband im Wind und hörte auf dem Weg zur Arbeit einen Polizisten. Tötungsdelikt.

Ich ging in die Redaktion. Eine Stunde später ging ich wieder raus, um mich umzuhören, gemeinsam mit dem Fotografen Max Arens. Die Tat hatte sich an einem Baum ereignet, man kann von dort über den Park schauen, im Rücken der Kirchturm. Ein Ort, den ich jeden Morgen gesehen hatte, den ich

jeden Morgen schön gefunden hatte. Das Zelt war weg, im Gras lag noch eine Packung „Super Absperrband – extrem reißfest“. Inzwischen war die Feuerwehr angerückt. Ich fragte den Einsatzleiter, was sie hier täten. „Blutspuren beseitigen“, sagte er. „Er ist ja ausgeblutet.“ Es klang, als spreche ein Handwerker über einen Wasserschaden. Hier war nichts mehr schön.

Das Opfer, so las ich noch am selben Tag, war der 62-jährige José Manuel Goncalves R., ein Familievater. Er war auf einem Konzert gewesen unten am Hafen, danach noch ein paar Bier. Auf dem Heimweg rief er seine Frau an und sagte, ein Mann aus der Kneipe verfolge ihn. Offenbar hatte José R. recht viel Bargeld dabei. Der Täter raubte ihn aus und stach auf ihn ein, dann ließ er José R. auf den Gehwegplatten sterben. Ich las auch, dass sich die Tat um drei Uhr morgens ereignet hatte. Zwanzig Minuten nachdem ich ins Bett gegangen war, 120 Meter entfernt. Am Abend ging ich noch einmal vor die Tür und an die Stelle, an der José R. gestorben war, wenige Stunden zuvor. Jemand hatte Grabkerzen aufgestellt und Blumen niedergelegt. Es war eine Szene, wie ich sie schon oft auf Fotos gesehen hatte, aber diesmal wirkte es anders.

Mittlerweile wurde ein Verdächtiger festgenommen, Überwachungskameras hatten gefilmt, wie er dem Opfer gefolgt war. Den Ort, an dem José R. starb, sehe ich noch immer jeden Morgen und jeden Abend. Inzwischen kann ich ihn wieder schön finden. Aber es kommt öfter vor, dass ich zurückdenke. ●



Félice Gritti, 32, ist schon lange Stammautor von stern Crime und seit 2021 auch Redakteur beim stern, für den er vor allem über Kriminalfälle schreibt. Das Foto machte für ihn Max Arens, bis vor Kurzem stern-Stipendiat im Rahmen des Förderprogramms „Junge Fotografie“

Fotos: Max Arens/stern Crime, Susanne Baumann/stern Crime





// das werkstatt-gespräch

*In seinen Thrillern
steigt Niklas Natt och Dag
in die düstere
Welt des historischen
Stockholm hinab.*

*Hier spricht er
über das Leben als
Nerd und eine
Bürogemeinschaft
von Starautoren*

„MANCHE SZENEN HABEN MIR SELBST NICHT GUTGETAN“

INTERVIEW DIRK VAN VERENDAAL FOTOS KNOTAN



Herr Natt och Dag, wir sitzen hier im Sonnenschein in einem Straßencafé am Stockholmer Stortorget. Mal angenommen, vor uns auf dem mittelalterlichen Platz würde gleich zu einer guten, alten Hinrichtung gerufen – würde Sie das Spektakel locken?

Ich würde dem Anblick eines Gehenkten lieber entgehen wollen. Aber! Wenn alle anderen hingingen, könnte ich mich, so fürchte ich, dem Druck nicht widersetzen. Hier in Schweden macht man, was alle anderen auch machen. Wenn es dann auch noch Konsens wäre, dass ein am Galgen Baumelnder pädagogisch wertvoll für die Kleinen ist, damit sie selbst keine Verbrecher werden, würde ich meine Kinder vielleicht sogar mitnehmen. Es ist ein Segen, dass es heute andere Unterhaltungsformen gibt.

Sie wurden 1979 geboren, blieben also auch von Krieg, Pest und Hunger verschont. Hatten Sie wenigstens mal Läuse?

Ja, als ich sechs war. Ich hatte einen um neun Jahre älteren Bruder, der damals Glamrock-Fan und stolz auf seine Mähne war. Dann bekam ich Läuse und drohte ihm damit, meine Haare direkt vor ihm durchzuschütteln. Oder über seinem Kopfkissen. Dadurch gab es eine bedeutsame Machtverschiebung in unserem Geschwisterverhältnis. Er drohte mir Prügel an, doch ich lief zum ersten Mal nicht vor ihm weg.

Was ist mit Flöhen?

Nie gehabt. Bei meinen Kindern aber sind Läuse zur saisonalen Plage geworden. Neuerdings verbreiten sich auch Fadenwürmer in der Schule.

In „1795“ schildern Sie den Wundstarrkrampf sehr anschaulich. Ist das selbst erlebt?

Tatsächlich hatte ich als Teenager eine Blutvergiftung, mit Fieber und allem. Zum Glück gibt es heute die Tetanusimpfung. Überhaupt ist es beruhigend, dass niemand in das Stockholm des späten 18. Jahrhunderts hinabsteigen muss, um das elende, schmutzige und freudlose Leben beschreiben zu können. Das Tolle an Literatur ist ja, dass man sich alles ausdenken kann.

Mit „1795“ haben Sie Ihre „Bellman-Noir-Trilogie“ abgeschlossen. Kehren Sie jetzt in die Gegenwart zurück?

Im Gegenteil. Die Geschichte spielt in den 1430er-Jahren und handelt von meinen Vorfahren aus der 17. Generation. Måns Natt och Dag war ein Rittersmann und der Gebieter über Göteborg in Östergötland. Berühmt und berüchtigt wurde er, weil er dort im Frühjahr 1436 den Reichsverweser und Freiheitskämpfer Engelbrekt Engelbreksson mit der Axt erschlug.

Sie schreiben an einem Ritterroman?

Nein. Diese Epoche hatte nichts von König Eisenherz und dem Schwarzen Ritter Ivanhoe. Schweden war damals nicht annähernd so weit entwickelt wie Frankreich oder Deutschland.

Wie ist die Recherchelage?

Schlecht. Mit Glück erfährt man zwar, wann die Leute gestorben sind, ihr Geburtsjahr aber liegt fast immer im Dunkeln. Material aus erster Hand ist rar, die Quellen widersprechen einander. Ich muss oft ein bisschen raten: Bekam Birgitta ihr Kind mit 13 oder erst mit 45? War Måns wirklich erst sieben, als er die Axt schwang? Fest steht aber, dass er für den Mord nicht bestraft wurde und sich zeitweise im Ausland versteckte.

Sind wir heute so viel anders als unsere Vorfahren?

In der Essenz sind wir mehr oder minder die Gleichen geblieben, das lässt sich aus Tagebuchaufzeichnungen jener Zeit ablesen. Wir haben dieselben Ge-

fühle, wir lieben und hassen wie früher, wir sind dieselben Schwerenöter und Nörgler. Schon in Ciceros Briefen ist das gleiche Gejammer wie zu allen Zeiten zu lesen: Ich habe diesem Idioten Geld geliehen, pfui Teufel, wie dumm von mir!

Woher kommt Ihre Begeisterung für vergangene Jahrhunderte?

Mein Vater verdiente sein Geld mit internationaler Kühlfracht und Apfelsinen. Er war beruflich so oft auf Reisen, dass meine Eltern sich früh scheiden ließen. Mein Bruder zog aus unserer Wohnung aus. Meine Kindheit war langweilig, da habe ich dann halt gelesen. Es ist doch fantastisch, wenn man sich durch Bücher Gesellschaft verschaffen kann. Mit 13 stieß ich dann auf Umberto Ecos „Name der Rose“...

... über einen Serienmörder in einem Mönchskloster.

Ich war begeistert. Dann entdeckte ich Carl Michael Bellman für mich. Seine Verse und Lieder besangen das hungrige, ständig betrunke Volk, nicht das Schweden der kulturellen Blüte, der Hofdamen und Prunkperücken. Stockholm war in ganz Europa berüchtigt für seine schmutzige Enge und seine Prostituierten, die Stadt hatte die höchste Kneipendichte Europas. Mich hat vor allem fasziniert, unter welch fürchterlichen Verhältnissen die Armen damals lebten, in einer geradezu mittelalterlichen Welt des Drecks und Gestanks, der Krankheiten, der Rechtlosigkeit.

Sie waren also, was man einen Nerd nennt.

Ja, das Stockholm des 18. Jahrhunderts wurde ein bisschen wie mein zweites Zuhause. Ich habe Bellmans Lieder nachgespielt und in der Schulbibliothek sogar eine Ausgabe mit seinen Anmerkungen gestohlen, wie idiotisch von mir. Als meine Kinder klein waren, spielte ich ihnen auf der Gitarre seine Weisen vor. Wobei die Kinder nicht so begeistert waren.

Sie stammen aus einer der ältesten adeligen Familien Schwedens.



ZUR PERSON

Niklas Natt och Dag wurde 1979 in Stockholm als Kind einer der ältesten schwedischen Adelsfamilien geboren. Er wurde Journalist und später Chefredakteur beim Männermagazin „Slitz“. Sein Erstling, der 2017 veröffentlichte historische Krimi „1793“, verkaufte sich allein in Schweden mehr als 300000 Mal. Mit „1794“ und „1795“ schloss er die vor allem in Deutschland erfolgreiche Trilogie ab. Zur Muße spielt er Gitarre, Mandoline, Geige und die japanische Bambuslängsflöte Shakuhachi.

Laut Adelskalender tragen wir die Nummer 13. Die ersten hundert Nummern hatten sie damals aber unter sich auslosen müssen. Den Namen Natt och Dag hatte sich einer meiner Vorfahren im 13. Jahrhundert zugelegt.

Ein toller Name.

Na ja. Ohne Personalausweis ist das Alltagsleben manchmal schwierig. Telefonbestellungen und Kartenzahlungen sind kompliziert. Wer bei einer Hotelreservierung auf die Frage nach dem Namen ein „Nacht und Tag“ zu hören bekommt, fühlt sich leicht mal verulkkt.

Wie viel Adelige gibt es in Ihrem Land?

Rund 25 000 Schweden haben adelige Wurzeln. Auch die Schauspieler Jake und Maggie Gyllenhaal gehören übrigens dazu. Der Letzte, der in den Adelstand erhoben wurde, war 1902 der Abenteuerreisende Sven Hedin. Kaufen kann sich niemand mehr etwas für seinen Adel. 2003 wurden sämtliche Privilegien abgeschafft.

Was bedeutet das für Sie?

Ich darf nicht mehr einfach so ein Sägewerk oder eine Mühle auf meinem



ren müssen. Damals frönte ein gewisser Karl Persson Natt och Dag der Verschwendug derart, dass nach seinem Tod so gut wie nichts mehr übrig war von den sieben Herrsensitzen, 60 Bauernhöfen und einem der größten Vermögen des Reichs. Seither müssen wir uns als Staatsdiener oder Lehrer verdingen. Oder Bücher schreiben.

Bekommen Sie es gelegentlich mal mit der Königsfamilie zu tun?

Nein. Zwei Wochen meines Wehrdienstes habe ich aber am Königlichen Schloss in Stockholm geleistet. Ich stand Wache, oft auch in der Nacht. Da kamen dann die Besoffenen und pinkelten gegen die Schlossmauer. Ich musste sie am Kragen rütteln und ihnen Feudel und Eimer in die Hand drücken. Wenn sie mit dem Putzen fertig waren, hatten sie sich mit einer Verbeugung vor Schloss und Königshaus zu entschuldigen.

Was tragen Sie da eigentlich an Ihrer rechten Hand? Ihren silbernen Wappenring?

Nein, das ist nur ein Smiley, gucken Sie mal. Mein linker kleiner Finger ist mittlerweile zu groß und zu dick für den Wappenring. Früher waren die Leute ja deutlich kleiner und schmäler. Ich werde ihn demnächst weiten lassen. Als Kind habe ich ihn mal aus Versehen verschluckt. Dabei wurde er ein bisschen von Magensäure angenagt.

Wenn Sie heute durch Gamla Stan, die Altstadt Stockholms, gehen – wo sind Sie da in Ihrer Fantasie?

Ich weiß, wo die Paläste standen, bevor sie abbrannten. Wie es an manchen Ecken stank. Wo am Mälartorget die Tierkadaver und menschliche Ausscheidungen in Tonnen gesammelt wurden, um aus ihnen Salpeter für das Schießpulver herzustellen, das die schwedische Armee brauchte. Heutzutage ist es ein Riesenproblem, neue Abwasserrohre zu verlegen. Verwendet man Zwölf-Zentimeter-Rohre, müssen diese so tief vergraben werden, dass man unweigerlich auf Artefakte stößt und die Archäologen alle Bauarbeiten stoppen. Zehn-Zentimeter-Rohre dagegen sind zu eng – Sie können sich sicher vorstellen, was dann passieren kann.

Sie wären ein großartiger Tourguide.

Tatsächlich habe ich eine „Natt och Dag“-Wanderung des Stadtmuseums mitentwickelt. Die „Stockholm 1793“-Tour kann man also buchen. Die „Stieg Larsson & Millennium“-Touren sind ungleich beliebter, dabei führen sie durch ziemlich langweilige Milieus. Hier trank Larsson seinen Kaffee, erfährt man da. Na ja.

Ihr Manuskript von „1793“ wurde von mehreren Verlagen abgelehnt, weil es zu viele historische Beschreibungen enthieilt.

Mein Original war um ein ganzes Viertel länger. Ich habe wohl übertrieben. Schwierig war es auch, eine überzeugende Sprache zu finden. Anfangs hielt ich mich an Texte aus dem 18. Jahrhundert, doch das Ergebnis klang extrem gestelzt bis völlig unverständlich. Die Literatur aus jener Zeit wurde großen Teils in den 1930er-Jahren neu übersetzt – doch auch dieses Schwedisch klingt heute altertümlich. Das Problem war nicht lösbar. Also musste ich meine eigene Sprache erfinden.

Haben Sie irgendwann selbst altertümlich gesprochen?

Nein, sonst wäre das mit meiner Frau nichts geworden. Ohnehin ertrug sie es kaum noch, mich jahrelang über das späte 18. Jahrhundert reden zu hören.

Bis heute hat sie nicht einen einzigen meiner Romane gelesen. „Du hast dreieinhalb Jahre über nichts anderes geredet“, sagte sie mir, als „1793“ erschienen war, „und ich habe immer zugehört. Das muss reichen.“ Außerdem hörte sie damals von anderen, wie brutal und ekelig es an manchen Stellen zugeht. Diesen Blick in mein Gehirn wollte sie nicht haben. Das ist vielleicht ganz gut so.

Haben Sie diese Zeit nicht ein bisschen zu düster gemalt?

Bei der Recherche bin ich auf Dinge gestoßen, die zu grausam sind, als dass man sie sich heute ausdenken könnte. In Krankenhäusern wurden furchtbare Experimente durchgeführt, Waisenkinder wurden sexuell missbraucht – es gab da so einiges, was ich weder beschreiben konnte noch wollte.

„ICH WEISS, WO DIE PALÄSTE STANDEN – UND DIE TONNEN MIT DEN TIERKADAVERN“

Vor allem der zweite Teil Ihrer Trilogie, „1794“, ist sehr blutig und gewalttätig.

Manche der Szenen brauchte es aus dramatischen Gründen. Die haben mir selbst nicht gutgetan.

Seit 15 Jahren teilen Sie sich ein Büro mit Fredrik Backman, dem Autor des Weltbestsellers „Ein Mann namens Ove“.

Liest er Ihre Manuskripte?

Ja, wir lesen unsere Texte gegenseitig. Wir schreiben sehr unterschiedliche Texte, wir mögen andere Romane, doch wir blicken sehr ähnlich auf das Handwerk und die Schreibtechnik. So können wir schnell die Probleme in den Texten des anderen lokalisieren, die Mängel in der Logik oder Charaktere, die nicht funktionieren.

Wie fanden Sie zueinander?

Wir waren beide freiberufliche Journalisten und leisteten Sklavenarbeit für seltsame Magazine, 60 bis 80 Stunden die Woche. Das ging, solange wir Singles waren und keine Kinder hatten.

Dann suchten wir zur gleichen Zeit einen Büroplatz. Anfangs gab es einen kleinen Konkurrenzkampf. Im selben Raum wie er zu sitzen, das war nicht immer einfach. Vor allem, wenn mir rein gar nichts einfallen wollte. Da saß ich dann und dachte: Jetzt merkt er bestimmt, dass mir nichts einfällt.

Backman lobt Sie bei jeder Gelegenheit, in jeder Danksagung: Er selbst sei nur ein Ge- schichtenerzähler, Sie dagegen seien ein Virtuose der Sprache.

Ich bin mir trotzdem sicher, dass er noch nie einen einzigen meiner Verbesserungsvorschläge angenommen hat. Fredrik hat einen Riesenerfolg, nicht nur in Schweden. Auf seinem Schreibtisch liegt stapelweise Post von Bewunderern aus den USA. Meine Fanpost kommt meist von schwedischen Männern über 60.

Wie funktioniert die tägliche gemeinsame Arbeit?

Wir reden viel über unsere Schreibtische hinweg, meistens aber nur Blödsinn. Wir arbeiten im Grunde so wenig, dass wir uns irgendwann mal gegenseitig gefragt haben: Wann schreibst du eigentlich deine Romane? „Ich schreibe zu Hause, bevor ich hierherkomme“, sagte ich. „Und ich schreibe, wenn du nach Hause gehst“, sagte er. Lange waren wir ein Klub der einsamen Herren, bei denen die Grenzen zwischen Arbeits- und Privatzeit verwischt. Seit wir Kinder haben, sind die Regeln natürlich strenger.

Kein anderer Schriftsteller Ihrer Generation zeigt sich so gern im Anzug und mit Krawatte. Ist das auch Ihr Büro-Look?

Ich hatte immer nur einen Anzug für Hochzeiten und Beerdigungen. Als ich meinen ersten Buchvertrag unterschreiben sollte, wollte ich Eindruck machen und kaufte mir einen neuen, schließlich war ich doch jetzt Schriftsteller. Mittlerweile gehe ich jeden Tag so ins Büro, es ist zu meiner Uniform geworden. Jeans kommen mir hart und unbequem vor. Meine Frau kann sich nicht daran gewöhnen, dafür aber sind meine treuesten Leserinnen, die älteren Damen, hell aufgegeistert. „Oh, was für ein fetischer Kerl!“, sagen sie.

COUCH LIEBLINGSSTÜCKE



Kissenhülle
2er-Set
100 % Baumwolle
2x 50 x 50 cm
29,99 €*



Schreibtisch
Hairpin-Beine in weiß
aus Metall
120/60/76 cm
199,99 €*



Standkerzenhalter
aus Metall
Ø ca. 25 cm
22,99 €*



Schlafsofa
In 3 verschiedenen
Bezügen
Liegefläche
200 x 140 cm
729,99 €*



Schuhschrank „Leichtfüßig“
Platz für ca. 12 Paar
Schuhe
80,5 x 35 x 121 cm
319,99 €*

Die neue Kollektion ist da! Die COUCH Lieblingsstücke sind eine exklusive Möbel- und Accessoire-Kollektion, die modern, praktisch, lässig, urban und stilsicher ist. Alle Produkte wurden mit viel Liebe zum Detail von der COUCH-Redaktion mitentworfen oder kuratiert und machen aus jeder Wohnung einen Wohlfühlort.

Jetzt die neue Kollektion
auf otto.de/couch shoppen!

// bücher und filme



SERIE Nach der berühmten Doku

„The Staircase“ kommt jetzt die
gleichnamige Fiction-Variante

Am 9. Dezember 2001 geht bei der Polizei in Durham, North Carolina, ein Notruf ein. Der Mann schildert mit bebender Stimme, seine Frau sei die Treppe heruntergestürzt und liege tot in ihrem Blut. Ein tragisches Unglück. Die Beamten erscheinen im Haus des Anrufers, es handelt sich um den Schriftsteller Michael Peterson. Schnell keimt bei den Ermittlern der Verdacht, dass es sich nicht um einen Unfall handelt, sondern um Mord. Es kommt zum Prozess, Peterson wird 2003 zu lebenslänglich verurteilt und verlässt 2017 nach einem weiteren Verfahren den Gerichtssaal als freier Mann. Aber auch als unschuldiger?

Der Fall Peterson zählt zu den spektakulärsten der US-Kriminalgeschichte und war Gegenstand zahlreicher Dokumentationen. Die berühmteste ist „The Staircase: Tod auf der Treppe“ des Franzosen Jean-Xavier de Lestrade, die wenige Wochen nach Kathleen Petersons Tod einsetzt und 2018 endet. Der 13-Teiler, abrufbar auf Netflix, inspirierte den New Yorker Regisseur Antonio Campos zu einer fiktionalen Aufarbeitung der Geschichte. Wobei er keine Lösung anbietet will, sondern jeden Winkel ausleuchten. „The Staircase“ dekliniert alle Möglichkeiten durch, schildert die Geschehnisse aus multiplen Perspektiven, taucht tief ein in die Psyche von Peterson (grandios: Colin Firth) und ins Gefüge seiner Bilderbuchfamilie, das langsam zu erodieren beginnt. Campos nimmt auch die Rollen von Justiz und Medien (die Figur des Doku-Filmers Lestrade taucht hier als Protagonist auf) unter die Lupe. „Was ist Gerechtigkeit?“, heißt es an einer Stelle. „Wenn zwei Seiten darum konkurrieren, die bessere Geschichte zu erzählen.“ (Sky, dt. Fassung ab Juli)

Bernd Teichmann ●

FILM



MASSARBEIT

Tapferes Schneidelein in der Mafia-Variante: Graham Moore, oscarprämiert für sein Skript zu

„The Imitation Game“, debütiert als Regisseur mit „The Outfit“ um einen britischen Anzugs Schneider (Mark Rylance), dessen Atelier der Mob als Depot für Nachrichten und Päckchen nutzt. Mit dem Auftauchen zweier Killer beginnt ein trickreiches Psycho-Kammerspiel. [Aktuell im Kino](#)

SERIE



NIPPON NOIR

Jake Adelstein war in den Neunzigern der erste ausländische Reporter, der für die japanische Tageszeitung „Yomiuri Shimbun“ arbeiten durfte. Basierend auf den Memoiren des Amerikaners (Ansel Elgort) schildert der Achtteiler „Tokyo Vice“, wie er mit seinen Recherchen den Unmut der Yakuza auf sich zog. Spannender Noir-Thriller, dessen Pilotfolge übrigens Michael Mann inszenierte. [Aktuell auf Starzplay](#)

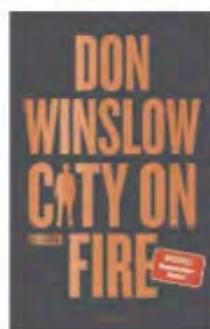
SACHBUCH



SCHÖN GEKLAUT

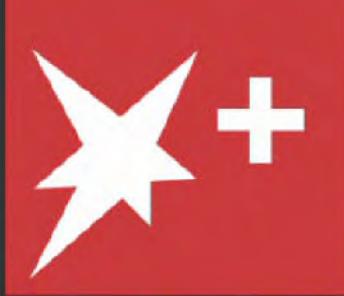
Ein Schreiner schnappt sich die „Mona Lisa“, ein Ex-Soldaträumt die Bank von Nizza leer, ein Diamantenhändler legt Kollegen rein. Die spanischen Grafikdesigner Soledad Mariño und Julio Blasco erzählen für ihr opulent illustriertes Buch „Die berühmtesten Diebstähle der Welt“ in einer wunderbaren Retro-Optik nach, geeignet auch für Kinder ab zehn. (Kleine Gestalten, 19,90 Euro) [Aktuell im Handel](#)

ROMAN



WIE DIE SOPRANOS

Es gibt kaum einen Krimiautor, der so unterschiedliche und so gute Bücher schreibt wie Don Winslow. Von der epischen „Kartell“-Reihe um Art Keller bis zu den Speed-Romanen wie „Zeit des Zorns“. Nun hat er mit „City on Fire“ so etwas wie die „Sopranos“ von Rhode Island erschaffen. Und natürlich überzeugt Winslow auch dieses Mal. (Harper Collins, 22 Euro) [Aktuell im Handel](#)



STERN PLUS. Näher dran.

Geschichten, die bewegen. Zum Hören und Lesen. Werbefrei.

★ Exklusive Geschichten und spannende Reportagen

🌐 Umfangreiches Expertenwissen zu Corona

🔊 Ausgewählte Artikel im Vorlesemodus

📅 Wöchentlich die digitale STERN-Ausgabe

Jetzt
kostenlos
testen!



[sternplus.de/
probieren](https://sternplus.de/probieren)



stern Crime 42: Was genau in einer Januarnacht 2004 in der Pfingstgemeinde in Knutby geschah, gehört bis heute zu den größten Rätseln der schwedischen Kriminalgeschichte

LESERBRIEFE

// Was für ein Irrglaube!

Die letzte Ausgabe der *stern Crime*, Heft 42, habe ich an einem Wochenende komplett durchgelesen, wie so viele andere davor. Besonders begeistert war ich dieses Mal von der Titelgeschichte. Ich wusste nichts von diesem Verbrechen, wusste nicht, dass es in Schweden so einen starken Zulauf zu solchen Kirchengemeinden gibt. Ein spannender und zugleich hochinteressanter Fall, der zeigt, zu welchem (tödlichen) Irrglauben Menschen in der Lage sind. Danke für diese Themenauswahl. Es sind immer wieder solche Geschichten, für die ich *stern Crime* sehr lobe.

THOMAS LISCHIUS

// Jedes Leben wertvoll!

Ich bin seit dem ersten Heft begeisterte Leserin und Abonnentin von *stern Crime*. Als klinische Psychologin und Psychotherapeutin interessieren mich besonders die psychologischen Dynamiken der Fälle, die Persönlich-

keitsfacetten und Schicksale – sowohl von Tätern als auch Opfern. Für die Darstellung dieser ein großes Lob an die Autoren und Autorinnen. Als junge Mutter zweier Kinder habe ich mich an einer Formulierung aus dem Artikel „Pius, der Wilderer“ (Heft 41) gestoßen, den ich mit meinem neugeborenen Sohn im Arm gelesen habe: „Er ist das elfte und letzte Kind der Walders, oder eigentlich, muss man sagen, das zwölften, aber der Gottfried war so klein, als er an einer entzündeten Lunge starb, dass man gar nicht weiß, ob man ihn nun zählen soll oder nicht.“ (S. 113). Ich finde diese Formulierung ziemlich geschmacklos. Jedes Leben ist wertvoll und zählt unabhängig von seiner Dauer. Dies ist einem besonders bewusst, wenn man gerade jemandem das Leben geschenkt hat.

JANINE KLEINFELD-RICHTERING

// Von der ersten Ausgabe an

Ich freue mich jedes Mal auf die neue Ausgabe dieser Zeitschrift. Wirklich

super spannend von der ersten Ausgabe an. Weiter so!

CHRISTIANE TASAK

// Begeistert

Ich bin seit über einem Jahr Abonnentin von *stern Crime* und habe das Magazin schon zuvor regelmäßig gekauft. Ich bin begeistert und lese das Heft meist in höchstens zwei Tagen durch. Einige der Kriminalfälle waren mir bereits bekannt, sei es durch die Presse oder durch Verfilmungen. Interessant fände ich es, wenn *stern Crime* sich noch mehr um ungeklärte Fälle kümmern würde. Auch aus meiner Region, aus Süddeutschland.

MECHTILD ZIMMERMANN

// Sehenswert

Seitdem ich auch Abonnent von *stern Crime PLUS* bin, schaue ich mir die Dokumentationen von Euch an. Maskemann, Alpträummann, Frauke Liebs und nun auch den Fall Sedlmayr.

Wenn Sie uns schreiben möchten: info@stern-crime.de

Die Redaktion behält sich vor,
Leserbriefe zu kürzen und auch elektronisch zu veröffentlichen. Bitte geben Sie Namen und Anschrift an.

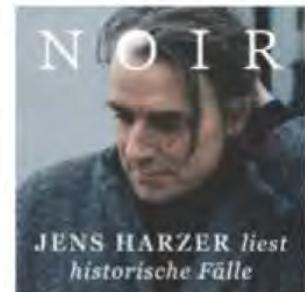
PODCAST



Derzeit ist die mittlerweile siebte Staffel von *stern Crime „Spurensuche“* zu hören. Weitere Spezialistinnen und Spezialisten erzählen von ihrer Arbeit und ihren interessantesten Fällen: [stern.de](#), [Audio Now](#), [iTunes](#) und [Spotify](#)



Exklusiv auf Audible: Fälle mit Originalaufnahmen aus Gesprächen mit Opfern, Angehörigen und Ermittlern. Erzähler der Geschichten ist Christian Redl. Die ersten sechs Staffeln von „Wahre Verbrechen“ sind zu finden unter: [audible.de/crime](#)



Exklusiv: Jens Harzer auf *stern Crime PLUS*. Der Schauspieler ist ein Erzähler, dessen Kraft aus dem Leisen kommt. Für unsere Abonnenten liest er historische Kriminalfälle wie zum Beispiel „Somerton Man“ (Heft 12) oder „Blutsturm“ (Heft 15) vor. Wer es mal kostenfrei testen möchte: [crimeplus.de](#)

HEFTE BESTELLEN



[www.stern-crime.de](#)

Auf unserer Internetseite können Sie die aktuelle Ausgabe und die bisher erschienenen Hefte bestellen. Über *stern Crime PLUS* gibt es die Möglichkeit, das komplette Magazin herunterzuladen: [stern.de/crimeplus](#)

Ich fand alle sehenswert, großes Kompliment dafür. Die Dokus haben mir zusätzliche Einblicke in diese Fälle gegeben und mich so – wie beim Fall Frauke Liebs – noch stärker als bei der Lektüre der Geschichte im Heft berührt und noch Tage danach nicht losgelassen.

BÄRBEL SCHÄFER

// Historischer Fall

Ich bin vor Kurzem auf Ihre Hefte gestoßen. Der Kriminalfall, der mich am meisten fesselt, ist der bis heute ungeklärte sechsfache Mord auf dem oberbayerischen Einödhof Hinterkaifeck im Jahr 1922. Diesbezüglich (und auch weil das Verbrechen genau 100 Jahre zurückliegt) wollte ich fragen, ob Ihr dieses Thema schon einmal in einem Eurer Hefte behandelt habt? Wenn ja: In welchem Heft war das, und wie oder wo bekomme ich dieses her? Wenn nein: Habt Ihr da einen Artikel in einer der nächsten Ausgaben geplant, und wann würde diese erscheinen?

MAXIMILIAN ZITZELSBERGER

Anmerkung der Redaktion:

Sehr geehrter Herr Zitzelsberger, danke für Ihre Mail. Da uns bereits einige Nachfragen zu diesem historischen Verbrechen erreicht haben, werden wir in einer der kommenden Ausgaben eine Geschichte dazu machen.

// In Freiheit

Da ich mich schon lange sehr für Kriminalistik interessiere, kaufte ich neulich Ihr Taschenbuch „Wahre Verbrechen“. Gleich im ersten Fall berichten Sie über den sogenannten Mittagsmörder, der Anfang 2015 nach fast 50 Jahren Gefängnis aus der JVA Straubing entlassen wurde. Dazu schreiben Sie: „Kein Häftling in Deutschland saß länger ununterbrochen ein und kam frei.“ Diesen „Rekord“ kann man nur mit Betonung auf „frei“

so gelten lassen. Denn wie Ihnen vermutlich ebenfalls bekannt ist, sitzt Hans-Jürgen Fuchs sogar seit mehr als 50 Jahren im Gefängnis! Zur Erinnerung: Fuchs war einer der beiden Hauptäter bei den Soldatenmorden in Lebach 1969 und wurde damals wie sein Komplize Wolfgang Ditz zu lebenslänglich verurteilt. Bei der Gerichtsverhandlung stellte sich heraus, dass Ditz alle vier Soldaten erschossen hatte, während die Waffe von Fuchs beim Überfall Ladehemmung hatte und Fuchs deshalb den fünften Soldaten mit einem Messer angriff. Obwohl dieser schwer verletzt wurde, überlebte er als Einziger. Rein formal hat also Fuchs keinen Menschen getötet. Er sieht sich deshalb zu Unrecht verurteilt und hat sich stets geweigert, einen Antrag auf Haftprüfung und -entlassung zu stellen, der bei lebenslänglich bekanntlich nach 15 Jahren bei guter Führung und positiven Perspektiven grundsätzlich möglich ist. Und da nach weiterhin gültigem Gesetz in Deutschland niemand ohne seine Einwilligung aus der Haft entlassen werden darf, sitzt er ununterbrochen seit seiner Verurteilung 1970 – er war damals erst 27 – im Gefängnis und will dort auch sterben. Dagegen ist sein Komplize, der Vierfachmörder Ditz, nach 23 Haftjahren in den 90er-Jahren nach einem entsprechenden Antrag freigekommen. Die derzeitige Situation von Fuchs ist mir nicht bekannt. Mir liegt dazu nur die Information vor, dass er als 76-Jähriger – also knapp ein halbes Jahrhundert nach seiner Verurteilung – in der JVA Saarbrücken noch lebte.

KARL JOOPP

Anmerkung der Redaktion:

Sehr geehrter Herr Jopp, danke für Ihre Mail und Ihren Hinweis. Über die „Soldatenmorde von Lebach“ hat *stern Crime* ebenfalls berichtet, in der Ausgabe 28 von Dezember 2019 („Das Trio“).

// das team dieser ausgabe



NILE CAPPELLO lebt als investigative Autorin und Produzentin in Los Angeles. Als Carl Koppelman ihr zum ersten Mal von Cathy Terkanian erzählte, war sie von der Tapferkeit der Mutter, die ihre Tochter als kleines Kind weggegeben hatte, sehr beeindruckt. Cappello war es ein besonderes Anliegen, nicht nur die Geschichte von Terkanian und Koppelman und ihrer gemeinsamen Suche nach Cathys vermisster Tochter aufzuschreiben, sondern auf diesem Weg auch auf das Schicksal von Aundria Bowman aufmerksam zu machen. Mit ihrer Geschichte hofft Cappello, die Erinnerung an eine junge Frau bewahren zu können, die viel zu früh sterben musste.



ISABELLE ZEIHER, *stern*-Redakteurin, besuchte Guy Ribes in Paris. Müsste sie einen französischen Kunstfälscher karikieren, würde ein Bild von Guy Ribes entstehen. Schon im ersten Videotelefonat erzählte er ihr mit einer Pfeife im Mund und einem Filzhut auf dem Kopf von seiner Malerei und wie sehr er unter dem Stigma des ehemaligen Fälschers leide. In Paris musste Zeiher feststellen, dass Ribes nicht der charmante ältere Herr war, den sie erwartet hatte. Sie lernte einen Mann kennen, der sich mal charmant und kultiviert, aber auch respektlos und vulgär gab.



RAPHAEL GEIGER, *stern*-Korrespondent in den USA, schrieb sich viele Wochen lang mit Jerome Henderson und telefonierte mit ihm. Der Mann sitzt seit 1985 in der Todeszelle. Und seit dieser Zeit sagt er, er sei unschuldig. Als Geiger das erste Mal mit ihm sprach, stellte Henderson ihm Fragen wie: Was haben Sie heute gefrühstückt? Was für einen Schokoriegel? Als würde er alles aufsaugen aus der Welt, die er seit 37 Jahren nicht betreten hat. Besuch bekommt er keinen, sein Sohn hat den Kontakt abgebrochen. Geiger beschäftigt der Gedanke, dass ein Leben im Gefängnis offenbar einfach vergehen kann, verblassen, fast als hätte es den Menschen nie gegeben.



CHANTALE RAU, freie Journalistin, las sich akribisch durch das Urteil. Sie war beeindruckt, wie umfangreich und detailliert Heidi S. in ihren letzten Stunden ausgesagt hatte. Die Frau wusste, dass sie im Sterben lag, trotzdem wiederholte sie immer wieder den Ablauf der Tat. Nur durch ihre Aussagen wurden die Ermittlungen in Gang gesetzt. Und dank Staatsanwalt Horst Helbig und seiner Hartnäckigkeit aufgeklärt. Fotografin PAULINA HILDESHEIM besuchte die Staatsanwaltschaft in Cottbus. Ihr besonderes Augenmerk galt einem Rollwagen mit zwei Kisten, bis zum Rand gefüllt mit rosa Heftern, die die Ermittlungsarbeit im Fall des grausamen „Trabi-Mordes“ dokumentieren. Beim Fotografieren der Akten leistete ihr ein Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft Gesellschaft. Ihre Faszination für die rosa Hefter konnte er jedoch nicht ganz nachvollziehen.



ANTJE JOEL ist in Holzminden aufgewachsen. Als Kind fuhr sie mit ihren Eltern regelmäßig in die Sollingwälder zum Sonntagsspaziergang, in Oktobernächten zum Hirscheröhren und im Winter zum Rodeln. Sie fühlt sich heute noch in diesen Wäldern zu Hause. Der Mord an den Polizisten Andreas Wilkending und Jörg Lorkowski auf einem der Waldparkplätze hat Joel über Jahre beschäftigt. Bis heute kann sie sich gut an die Fassungslosigkeit anlässlich der Vermisstenmeldung erinnern und an die Tage der Suche und des Auffindens der Toten. Für den Fotografen **MARIO WEZEL** war schon die Fahrt zum Tatort unheimlich. Unterwegs hoffte er auf wenige rote Ampeln, um nicht zu oft stehen bleiben zu müssen. Als sie an dem unscheinbaren Waldparkplatz mitten im Nirgendwo ankamen, war die Sonne gerade untergegangen. Während er fotografierte, fühlte er sich unbehaglich, jedes vorbeifahrende Auto machte ihn argwöhnisch.



DIRK VAN VERENDAAL, stern-Redakteur, traf sich erstmals im Januar 2019 mit Niklas Natt und Dag zu einem Interview auf dem Kirchturm der Deutschen Kirche in der Stockholmer Altstadt. In dem Jahr sollte sein Debüt-Thriller „1793“ in Deutschland erscheinen. „Wen sollte es bei euch interessieren, was vor über 200 Jahren in Stockholm passiert ist?“, fragte der Autor und täuschte sich: Seine Trilogie wurde zum internationalen Bestseller. Der Fotograf KNOTAN wusste nicht, wer Niklas Natt und Dag war, er kannte seine Bücher nicht. Um sich auf das Shooting vorzubereiten, sah er sich Videos vom Autor an. Er dachte, Natt und Dag sei ein ruhiger, steifer Mensch – und irrte sich. Er empfand ihn als äußerst herzlich.

INGRID EISSELE, stern-Korrespondentin in Baden-Württemberg, traf Kriminalpsychologin Helga Ihm in einem Hotel in Rheinland-Pfalz zum Interview. Eiße hat um viel Zeit gebeten und um ein Exemplar von Ihms Doktorarbeit aus dem Jahr 2011, in der sich die Psychologin mit Persönlichkeitsmustern von Betrügern befasste. Sie seien therapeutisch „besonders schwer erreichbar“, verstanden es auch im Gefängnis zu täuschen und würden häufig rückfällig, schrieb sie. Ein dickes Brett also für jeden Therapeuten.

// impressum

stern Crime erscheint in der Gruner+Jahr Deutschland GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Tel. 040/3703-0

Herausgeber
Anna-Beeke Gretemeier und Gregor Peter Schmitz (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung
Giuseppe Di Grazia

Managing Designer
Felix Bringmann

Blattmacher
Bernd Volland

Textchefs
Arne Daniels, Cornelia Fuchs, Dagmar Gassen, Nicol Ljubić

Bildredaktion
Rahel Zander; Carolin Theilen

Grafik
Kristin Pötschke

Chef vom Dienst
Derik Meinköhn

stern Crime PLUS
Ralf Sander

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Nile Cappello (fr.), Ingrid Eiße (fr.), Raphael Geiger, Félice Gritt, Angelika Hala, Kerstin Herrnkind, Antje Joel (fr.), Julia Kopatzki (fr.), Mitch Moxley (fr.), Silke Müller (fr.), Chantale Rau (fr.), Dagmar Seeland (fr.), Alrun Steinrueck, Judka Strittmatter (fr.), Bernd Teichmann, Anuschka Tomat, Dirk van Versendaal, Isabelle Zeiher

Verifikation, Schlussredaktion, Recherche

Quality Board G+J

Leitung: Tobias Hamelmann, Norbert Höfler; Susanne Elsner, Hildegard Frilling, Susanne Gilges, Cornelia Haller, Judith Ketelsen, Jeanette Langer, Michael Lehmann-Morgenthal, Dirk Liedtke, Melanie Moenig, Andreas Mönnich, Christian Schwan, Andrea Wolf

Publisher
Frank Thomsen

Publishing Manager
Nicola Wagner

Anzeigen

Head of Brand + Direct Sales:
Petra Küsel, Ad Alliance GmbH,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die aktuelle Preisliste.
Infos hierzu unter www.ad-alliance.de

Vertrieb
Madeleine Wolgast DPV Deut. Pressevertrieb

Marketing
Sandra Meyer (Director),
Ewgenia Klaschik (Manager)

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Frank Thomsen

Herstellung
G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Bernd Pieper

Lithografie
Peter Becker GmbH, Würzburg

Druck
Firmengruppe APPL, appl druck, Wemding

Abonnement- und Einzelheftbestellung
stern-Crime-Kundenservice, 20080 Hamburg
Tel. 040/55557800 (Mo.–Fr. 7.30–20,
Sa. 9–14 Uhr), Fax 01805/8618002 (14 Cent/Min.
aus dem dt. Festnetz).

Einzelheft bestellen: heft-service@guj.de;
Kosten: 6,20 € (D), 7,10 € (A), 9,90 CHF (CH),
alle Preise zzgl. Versandkosten, bitte geben Sie
die gewünschte Heftnummer an.

Abonnement bestellen: abo-service@guj.de;
Kosten: 37,20 € (D), 42,60 € (A), 59,40 CHF (CH)
für 6 Ausgaben (ggf. inkl. Sonderhefte zum Preis
z.zt. 6,20 €). Preise für weitere Länder auf Anfrage
erhältlich. www.stern-crime.de
ISSN 2364-7930

G+J Medien GmbH
Geschäftsführung
Bernd Hellermann, Carina Laudage,
Dr. Günter Maschke, Dr. Annette von Ekesparre,
Horst von Buttlar

Managing Director
Julian Kösters

Head of Digital Business Management
Kim Eileen Christie

// ein prominenter fall

HOPE SOLO



Ein Parkplatz, ein Auto, darin eine Frau,
die viele Fußbälle gefangen hat, aber ihr Leben
nur schwer in den Griff bekommt

Sie hat alles erreicht, was man sich als Profi-Fußballerin erträumen kann: Jahrelang spielte Hope Solo im US-Frauen-Nationalteam. Sie ist zweifache Olympiasiegerin, Weltmeisterin und brach mehrere Rekorde. Sie hat einen ehemaligen NFL-Star geheiratet, 2020 bekam das Paar Zwillinge. Sie galt als eine der besten Torhüterinnen der Welt und als eine der aufbrausendsten. Mal zog sie vor laufenden Kameras über ihre Trainerin her, mal nannte sie Gegnerinnen „Feiglinge“. Mehrmals wurde sie suspendiert.

Solo wuchs in einer Kleinstadt im Bundesstaat Washington auf. In ihrer Autobiografie schreibt sie, sie sei gezeugt worden, während ihre Mutter den

kriminellen Vater im Knast besuchte. Ihr Zuhause: ein „Schlachtfeld“. Eine Kindheit voller Geschrei und Gewalt.

Ihr Leben blieb konfliktreich. Im Alkoholrausch eskalierte 2014 ein Familienstreit. Zum Prozess wegen häuslicher Gewalt kam es aber nicht, die Verwandten wollten nicht gegeneinander aussagen. 2015 wurde ihr Ehemann betrunken beim Autofahren erwischt. Solo saß neben ihm, zeigte sich „streitlustig“ und filmte die Polizisten. Der Van gehörte dem amerikanischen Fußballverband. 30 Tage Sperre.

Ihre Karriere endete 2016 mit einer sechsmonatigen Suspendierung. Der größte Tiefpunkt stand ihr noch bevor: Im April 2022 bemerkte ein Passant ein

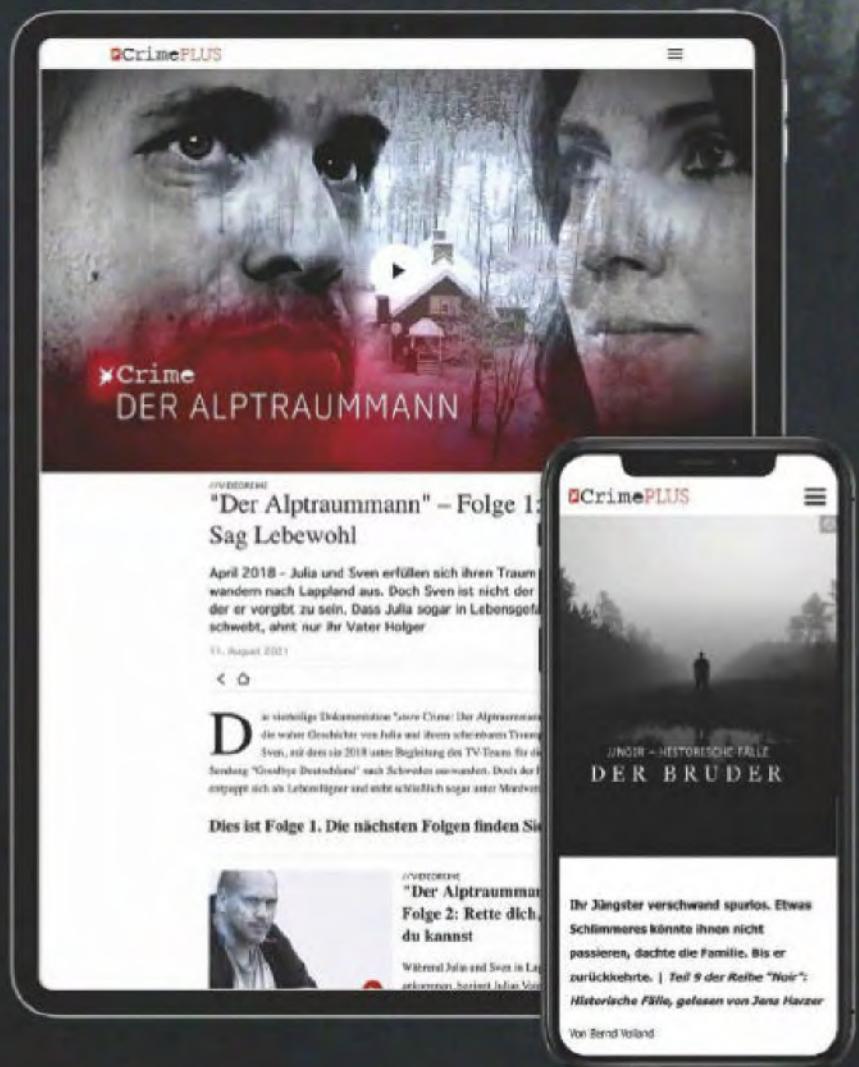
geparktes Auto, der Motor lief. Seit mehr als einer Stunde stand es auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums in North Carolina. Hinter dem Steuer: Hope Solo, 40, laut Polizei volltrunken und besinnungslos. Auf dem Rücksitz: ihre zweijährigen Zwillinge. Bei der Festnahme wehrte sie sich und verweigerte den Alkoholtest. Am 28. Juni muss sich die ehemalige Star-Torhüterin vor Gericht wegen Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte, Fahrens unter Alkoholeinfluss und Kindesmisshandlung verantworten. Eine Trainerin sagte mal über sie, entweder liebe man sie oder hasse sie. Aber eines sei sicher: „Sie zieht die Aufmerksamkeit immer auf sich.“

Chantale Rau

★CrimePLUS

Wahre Verbrechen

Das digitale Zuhause für STERN CRIME.
Multimedial erzählt, überall verfügbar.



True-Crime-Geschichten zum Lesen, Hören und Streamen

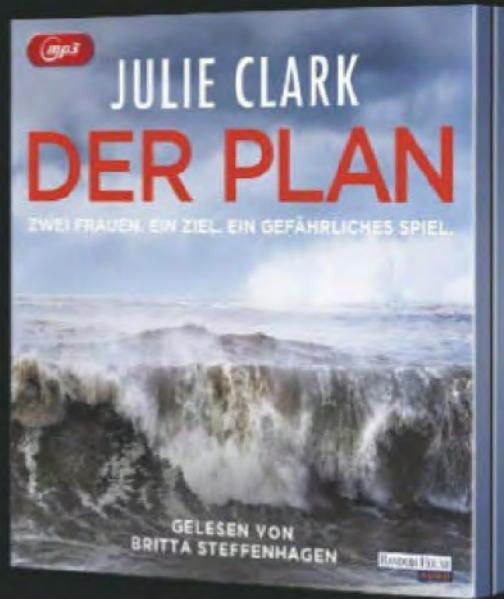
- + STERN-CRIME-Videoserien
„Der Maskenmann“ und „Der Alpträummann“
- + Podcasts „Wahre Verbrechen“ und
„Spurensuche“
- + Aufwändig recherchierte, sensibel
erzählte Geschichten
- + Zugang zur Digitalausgabe
von STERN CRIME
- + Interviews mit Experten und Ermittlern

Kostenlosen Probemonat starten:
www.crimeplus.de/probieren

HAST DU DAS GEHÖRT?

LÄSST DEINEN PULS RASEN

Kalifornien, heute:
Seit 10 Jahren ist Meg auf Rachefeldzug gegen skrupellose Männer – und jetzt wird sie den Kerl zu Fall bringen, mit dem alles begann. Doch ihr ist jemand auf den Fersen, eine Frau – und auch sie will Rache



Frankfurt, 1830: ein brutaler Raubüberfall im Senckenberg-Museum, eine junge Frau auf der Spur finsterer Mächte – und Geheimrat Goethe mit verborgenen Interessen ... Nur als Hörspiel – das Audio-Original der Orgel-Brüder!



HIER REINHÖREN
penguinrandomhouse.de/audiocrime

RANDOM HOUSE
AUDIO